Ernst von Houwalds

sämmtliche Werke.

Vierter Band.

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1859.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Buch für Kinder.

Der Weihnachtsabend.

Ein Schauspiel in zwei Aufzügen.

Personen.

Madame Sturm, eine Predigerswittwe.
Auguste, } ihre Töchter.
Hannchen, }
Fräulein Nettchen, Tochter der Besitzerin des Rittergutes.
Katharine, eine arme Weberstochter.

Der Schauplatz ist in der Wohnung der Madame Sturm.

Erster Aufzug.

Es ist früh morgens. Die Lampe brennt auf dem Tisch.

Erster Auftritt.

Hannchen und **Auguste** sitzen und spinnen beide.

Hannchen.

Horch nur! die Glocke schlägt schon sieben,
Und an den Bergen graut der Tag.
Wo ist die Mutter nur geblieben?
Sie ist schon seit drei Stunden wach.

Auguste.

Ja heimlich schlich sie aus dem Bette,
Doch hört' ich ihren leisen Tritt;
Und nach des Vaters Kabinette
Nahm sie die große Bibel mit.
Dort liest sie stets den Morgensegen,
Und betet auch für uns gewiß.

Hannchen.

Das wohl, doch heut ist's unsertwegen,
Daß sie sich früh dem Schlaf entriß.
Sie sitzt in Arbeit dort versunken,
Sie schafft dort für den heil'gen Christ;
Hat selbst den Kaffee nicht getrunken,
Der draußen noch am Feuer ist.

Auguste.

Die gute Mutter! — aber sage,
Was glaubst du, daß sie uns beschert?
Es ist nur Neugier, daß ich frage,
Denn mir ist jede Gabe werth.

Hannchen.

Ja Gustchen! könnt' ich das ergründen! —
Etwa von bunt halb seidnem Zeug
Zwei Kleider, die uns niedlich stünden,
Zum Putz der Feiertage gleich.
Und Rosaband und Schuh mit Flittern
Und noch ein schönes Tuch dazu! —
Ich möchte fast vor Wonne zittern,
Und habe kaum bis Abend Ruh.

Auguste.

Und ein Gesangbuch, schwarz gebunden,
Und eine Bibel oben drein,
Für unsre stillen Sonntagsstunden —
Wie wollt' ich da nicht dankbar seyn.

Hannchen.

Ja, Fräulein Nettchen, auf dem Schlosse,
Die kann sich wohl auf heute freun!
Da kommt der heil'ge Christ zu Rosse,
Hier kehrt er nur zu Fuße ein.

Auguste.

Nicht doch, er geht mit vollen Händen
Ins Schloß, so wie in jedes Haus,
Und theilt mit Liebe seine Spenden
An die erfreuten Kinder aus.
Weißt du noch, was der Vater sagt? —
O daß du so vergeßlich bist!
— „Die Mutterlieb' am heil'gen Abend,
Das ist der liebe heil'ge Christ!" —
Und ist denn diese Liebe ärmer,
Wenn sie nicht Gold und Seide bringt?
Scheint denn die liebe Sonne wärmer,
Wenn sie durch Goldflor auf uns dringt?

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen und Madame Sturm.

Madame Sturm.

Nun, guten Morgen, meine Kinder!
Ihr seyd fleißig, das ist schön!
Die Rädchen drehn sich ja geschwinder,
Als wie die Kreisel! — laßt doch sehn.

Beide Mädchen (zugleich).

Ach Mutter, Mutter! guten Morgen!

Hannchen.

Wir warten schon recht lang auf dich!

Auguste.

Und waren fast um dich in Sorgen,
's ist ohne dich so schauerlich.

Mad. Sturm.

O Kinder! mir ist wohl gewesen;
Das Sorgen haltet nur in Acht.
Erst hab' ich in der Bibel gelesen,
Und dann an euren Vater gedacht.

Auguste.

An unsern Vater? — ach ich denke
Wohl auch an ihn, und weine sehr.

Hannchen.

Ich auch! — doch liebe Mutter kränke
Dich um den Vater nur nicht mehr.

Mad. Sturm.

Das thu' ich nicht! — ich will's ertragen,
Was mir des Schicksals Wille gibt;
Ich will nicht murren und nicht klagen,
Obgleich die Wund' ist tief geschlagen!
Ich hab' ihn ja so sehr geliebt.
Doch immer woll'n wir sein gedenken,
Und seine Tugend vergessen nie.
Die Sonne mag steigen oder sich senken,
Sein Bild das leit' uns spät und früh.

(Sie stehen eine Zeitlang still und in Erinnerung versunken.)

Auguste.

Laß mich nach deinem Kaffee gehen,
Es brennt wohl sonst die Milch noch an!

(Sie geht hinaus.)

Mad. Sturm.

So geh! ich will indeß hier sehen,
Wer von euch beid' am besten spann.

(Sie besieht das Gespinnst.)

Je nun, recht gut! Augustens Faden
Wird schon recht ordentlich und nett.
Allein bei Hannchen könnt's nicht schaden,
Er wär' ein bischen mehr gedreht.

(Auguste hat indeß den Kaffee gebracht; die Mutter setzt sich, schenkt ein und trinkt.)

Nun Kinder! Ihr werdet's ja wohl wissen,
Welch froher Tag für euch heut ist. —
Die Mutter wird wohl bescheren müssen? —
Schon sprach sie mit dem heil'gen Christ.

Hannchen.

Ach, liebe gute Mutter, sage,
Daß er recht reichlich uns beschert!

Auguste.

Und daß er ja kein Rüthchen trage,
Und ja nicht mit dem Besen kehrt.

Mad. Sturm.

Nein, wenn ihr artig seyd gewesen,
Dann bringt er nichts vom birknen Reis,
Er gibt so gern den guten Kindern
Und lohnet Folgsamkeit und Fleiß.
Doch muß mit allen euren Sachen,
Eh noch der heil'ge Abend naht,
Ich mich durchaus bekannt erst machen.

Auguste.

Ich zeige gern sie, in der That!

Hannchen.

Ich auch! ich hab' ein gut Gewissen.

Mad. Sturm.

Das soll mich freun, doch mach' ich aus:
Wer sich der Ordnung am meisten beflissen,
Am fleißigsten war in Schul' und zu Haus,
Am folgsamsten war in allen Dingen,
Kurz wer die beste war von euch,
Dem wird der heil'ge Christ was bringen,
Dem keine andre Sache gleich.

Auguste.

Wenn aber nun deine Kinder beide,
Du findest der besten Gabe werth?

Mad. Sturm.

So dank' ich Gott für diese Freude,
Und beiden sey sie euch beschert.
Doch Kinder denkt, wie vielen Armen
Bringt heute nichts der heil'ge Christ.
Sie weinen, es ist zum Erbarmen,
Weil für sie nichts bereitet ist.
Sie müssen Andrer Freude schauen,
Ach! für sie wuchs kein Weihnachtsbaum;
Sie müssen trockne Rinden kauen,
Und fristen sich das Leben kaum! —
Drum dankbar nehmt die kleinste Gabe
Auch sie reicht hin, vergnügt zu seyn,
Und was ein jeder übrig habe,
Das geb' er, Arme zu erfreun!

Auguste.

Ach! hätt' ich viel nur zu verschenken!
Es gibt sich besser, als sich's nimmt.

Hannchen.

Ja, Mutter, laß uns gleich drauf denken,
Daß für die Armen sey was bestimmt!

Mad. Sturm.

Wir wollen's. Doch ihr selbst seyd Waisen,
Ich eine Wittwe, der Vater ist todt.
Wir müssen uns noch glücklich preisen,
Daß uns nicht Mangel drückt und Noth.
Wir haben nicht zu viel zum Geben,
Und auch beim Geben sey man klug:
Wer schenkt zur rechten Zeit im Leben,
Der hat zum Schenken stets genug.
Doch nun den Kaffee weggenommen,
Und auch die Nädchen setzt bei Seit'.
Ich sehe Fräulein Nettchen kommen,
Sie ist vom Hause nicht mehr weit.

(Die Mädchen räumen alles weg.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Fräulein Nettchen.

Nettchen.

Guten Morgen, Mutter Sturm! Guten Morgen, Auguste!
Guten Morgen, Hannchen! ich bin so froh!
Zwar komm' ich so früh, allein ich mußte,
Ich sehnte mich nach euch allen so.

Auguste.

Wie lieb' ich dich, meine theure Jeanette!

Mad. Sturm.

Willkommen, mein Fräulein, früh ist's nicht mehr;
Wir sind schon lange aus dem Bette.

Hannchen.

Und haben gesponnen schon um die Wette.
Jetzt, Nettchen! hol' ich dir Aepfel her.

Nettchen.

Ich dank' euch, ihr lieben fleißigen Mädchen!
Ich weiß nicht, wie es möglich ist,
Zu essen, oder zu sitzen am Rädchen,
Es kömmt ja heut der heilige Christ!
Mama hat gleich mir frei gegeben,
In keine Stunde geh' ich heut;
Sie meint, ich würde nicht Achtung geben,
Ich wäre gar zu sehr zerstreut.

Mad. Sturm.

Freun Sie sich immer! Aber ich denke,
Man wird der Arbeit auch nicht satt,
Und besser schmecken alle Geschenke,
Wenn man sie recht verdienet hat.
Ich und die beiden Mädchen meinen:
Die Arbeit kürze nur die Zeit;
Die Stunden fliehn und endlich scheinen
Die Weihnachtslichter weit und breit.

Nettchen.

Schilt nur nicht, Mütterchen! wir wollen
Ja heut zusammen noch fleißig seyn.
Ich bin auch's ganze Jahr fleißig gewesen,
Und dacht', ich dürfte nun heut mich freun;
Mama hat mir's auch fest versprochen,
Der heil'ge Christ sollt's wissen genau,

Daß ich just heute vor vier Wochen
So reichlich beschenkt eine arme Frau.

Hannchen.

Wo hast du die arme Frau denn gefunden?

Nettchen.

Ja sieh, als ich spazieren geh',
Find' ich ein Weib, das Reis gebunden;
Mit Mühe hebt sie's in die Höh,
Schleppt drauf es fort, kann's kaum ertragen,
Und geht still weinend mir vorbei;
Da muß ich nach der Ursach fragen,
Und hört' eine ganze Litanei.
Zwar soll man nicht gleich jedem trauen,
Doch rührt' es mich, ich lief nach Haus,
Und nahm aus meiner kleinen Börse
Mit Freuden zwei Ducaten heraus.

Auguste.

Und brachtest sie dem armen Weibe?

Nettchen.

Ja freilich trug ich sie ihr hin.
Glaubt nicht, daß ich es übertreibe,
Die Frau war ganz vernarrt darin;
Sie gab mir ihren besten Segen;
Mir that's so wohl, und die Mama,
Die lobte mich gar recht deßwegen,
Daß sie mich so voll Rührung sah.

Mad. Sturm.

Das war auch brav! und Gott erhalte
In Ihnen diesen milden Sinn.
Wer aber war denn jene Alte?
Wo ging sie mit dem Gelde hin?

Nettchen.

Was weiß ich's? Thränen wollt' ich stillen,
Und nach dem andern fragt' ich nicht;
Den Wunsch gelang mir's zu erfüllen!

Auguste.

Das Wohlthun ist doch süße Pflicht.

Nettchen.

Dann sprach Mama: Ich werd's gedenken,
Daß du so gut gewesen bist! —
Und drum erwart' ich auch mit Freuden
Heut einen reichen heil'gen Christ.

Mad. Sturm.

Die Hoffnung wird Sie nicht betrügen!
Jetzt, Kinder, laß ich euch allein.
Ich habe vieles vor mir liegen,
Was heut noch muß vollendet seyn.

(Die Mutter geht ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen ohne Madame Sturm.

Hannchen.

Geh du nur, Mütterchen! ich denke,
Ich weiß schon, was jetzt liegt vor dir.
Nichts, als die heil'gen Christgeschenke;
Heut Abend liegen sie vor mir.

Nettchen.

Doch Mädchens kommt, und laßt uns spinnen!

Viel halt' ich auf eurer Mutter Wort.
Durch Arbeit soll uns die Zeit verrinnen!
Heut geh' ich den ganzen Tag nicht fort.
Mama hat mir's erlaubt zu bleiben,
Bis zu der Zeit, die euch bewußt.
Mag sie indeß nur alles ordnen,
Wir wollen uns freuen nach Herzenslust.

Hannchen.

Hör Nettchen! kannst mein Rädchen nehmen!
Nicht bleiben darf ich hier bei euch,
Ich muß zur Küche mich bequemen,
Denn sieh, heut steht an mir das Reich.

Nettchen.

So geh! und schaffe nur was Gutes!

Fünfter Auftritt.

Auguste und **Jeanette** allein. Sie setzen sich und spinnen.

Nettchen.

Auguste! liebes frommes Kind!
Du weißt, ich bin recht frohen Muthes,
Wenn so allein wir beide sind.

Auguste.

Ich auch! Ich liebe dich von Herzen!

Nettchen.

Auch unser Hannchen lieb' ich sehr!
Gern hab' ich sie bei unsern Scherzen,
Doch du bist meiner Seele mehr!
Du weißt mich oft so zart zu rühren,

Du fühlst es, wenn mir etwas fehlt,
Und weißt mich sanft zurück zu führen,
Wenn Grill' und Leidenschaft mich quält.

Auguste.

Und du mit deiner Lieb' und Treue,
Hast immer nur an mich gedacht.
Beschämst mich täglich ja aufs neue,
Und hast viel besser mich gemacht.

Nettchen.

O schweige ja! — sonst könnt' ich meinen,
Ich wäre wirklich schon so gut! —
Komm an mein Herz! — es gleicht dem deinen,
Hat alles mit dir zu tragen Muth.

(Beide Mädchen stehen auf und umarmen sich. Dann fährt Nettchen fort.)

Doch Gustchen, was ist dir widerfahren?
Du siehst mich ja so traurig an! —

Auguste.

Ich wollt' ein Geheimniß vor dir bewahren,
Ich wollt' ein Geständniß mir ersparen,
Allein ich seh', daß ich's nicht kann.

Nettchen.

Komm her! und in mein Auge schaue,
Ob ich's aus Neugier wissen will.
Kann ich dir helfen? so vertraue
Mir's an. Wo nicht, so schweige still.

Auguste.

Du sollst mir helfen, sollst es wissen,
Welch eine Sorge still mich quält.
Doch werd' ich weit ausholen müssen,
Weil ich noch gar nichts dir erzählt.

Nettchen.

So sprich, daß ich es schnell erfahre.

Auguste.

Du kennst doch Weber Ehrlichs Haus? —
Dort trugen vor einem halben Jahre
Die Todtenmänner mit der Bahre
Den Weber und seine Frau hinaus.
Die einz'ge Tochter, Katharine,
Noch seh' ich sie an der offnen Gruft:
Wie sie mit herzzerreißender Miene
Den Vater und die Mutter geruft.
Erschüttert in des Herzens Fülle,
Schlich ich in ihre Hütte nach;
Da kniete sie in heil'ger Stille,
Indem sie's Vater unser! sprach.
Sie sah mich lange erst nicht stehen,
Dann fiel sie weinend an mein Herz —
Wir beide mochten fast vergehen,
Vor Mitgefühl und tiefem Schmerz.

Nettchen.

Ich habe nichts davon vernommen;
Du hast auch nicht ein Wort gesagt.
Wir wollen sie doch lassen kommen,
Daß man gleich ein Geschenk ihr macht.

Auguste.

Bewahre Gott! zwar ist sie ärmer,
Als eine in dem Orte hier,
Allein ihr Herz schlägt zarter, wärmer,
Als eines nur, das glaube mir.

Nettchen.

Wer aber ist bei dieser Waise,
Da man die Eltern ins Grab gelegt? —

Auguste.

Die alte Großmutter schleicht noch leise
Im Leben umher, von ihr gepflegt.
Horch nur! Jüngst war ich hingegangen,
Die Mutter schickt ihr ein Gericht;
Da sah ich Thränen auf ihren Wangen,
Allein die Ursach gestand sie nicht.
Ich drang in sie, ich wollt's erfahren,
Da führt sie weinend mich und sacht
Zum Weberstuhl, und sieh, da waren
Blauweiße Faden aufgebracht.
„Das sollt' mein Weihnachtsröckchen werden,
Der Vater webte fleißig dran; —
Jetzt aber schläft er in der Erden,
Und auch die Mutter, die es spann.
Ach, alle Kinder schaun mit Freuden
Zum heil'gen Christ, wie sonst auch ich!
Jetzt sitz' ich hier in Gram und Leiden,
Der heil'ge Christ bringt nichts für mich!
Ich wollt' auch gerne keinen haben!"
Rief sie und streckte die Arme aus,
„Könnt' ich euch aus der Erde nur graben,
Euch führen zurück in unser Haus!"
Sieh, Nettchen, das konnt' ich nicht vergessen,
Hab' dir's nicht aus der Seele gebracht.
Hab' lange weinend bei ihr gesessen,
Und an den sel'gen Vater gedacht,
Und konnt' es gar nicht recht ermessen,

Wie man dem Mädchen Freude macht.
Doch endlich bin ich zum Kaufmann gegangen,
Und nahm solch blau und weißes Zeug,
Wie auf dem Webstuhl angefangen,
Zu Rock und zu Korsettchen gleich;
Das hab' ich denn dem Schneider gegeben,
Und hab's so wie für mich bestellt;
Und heut kommt Schneider und Kaufmann eben
Und fordern nun von mir ihr Geld.

Nettchen.

Das fehlt dir? — Sieh, ich will dir's borgen,
Der Noth komm' ich nun auf die Spur.

Auguste.

Nein, Nettchen! borgen macht nur Sorgen!
Doch aber, bitt' ich, wechsle nur.

Nettchen.

Wie? Wechseln? Hast du Gold zu geben?
Sieh Gustchen, das verschwiegst du mir?

Auguste.

Ach freilich geht mirs fast an's Leben,
Doch es muß fort! Hier ist es, hier!
Nur mußt du nichts der Mutter verrathen,
Auch gegen Hannchen still wie das Grab!

Nettchen.

Das ist ja der alte Henkeldukaten,
Den dir dein sel'ger Vater gab! —
O, deine Tochter ist wohl gerathen!
Sie gibt den ihr so heil'gen Dukaten
Und trocknet der Waise die Thränen ab! —
Den wechsl' ich nicht, das kannst du glauben!
Allein das Geld, gleich hol' ich's dir.

Auguste.

Willst du mir nicht alle Freude rauben,
So nimm das Gold, und wechsle mir.
Thust du es nicht, ich geb's dem Schneider,
Wechsl' er es dann nach seinem Sinn,
Und nehme freudig meine Kleider,
Und trag' sie Katharinen hin.

Nettchen.

Du seltnes Mädchen, sey nicht böse!
So gib nur den Dukaten mir;
Daß ich dich aus der Noth erlöse,
Hol' ich dir Silbergeld dafür.
Doch eine Bedingung will ich machen:
Nicht wahr? begleiten darf ich dich,
Wenn du dem Mädchen gibst die Sachen,
Und mit euch freuen darf ich mich?

Auguste.

Bewahre Gott! Sie darfs nicht wissen,
Wer ihr das Kleidchen hat beschert;
Mein schöner Plan wär' ja zerrissen,
Und meine Freude ganz zerstört.
Sieh, beide gehn am Nachmittage
Nach dürrem Holz in unsern Wald,
Da schleich' ich heimlich mich und trage
Das Kleid ihr in das Stübchen bald,
Und lege einen Zettel drüber:
„Der heil'ge Christ hat dich bedacht,
Und was dein Vater nicht vollendet,
Hat er für dich zu Stand' gebracht."

Nettchen.

Noch, Mädchen, kann ich's nicht begreifen,

Warum's Katharina nicht wissen soll? —
Sie würde mit Dank dich überhäufen,
Und der thut auch dem Herzen wohl.

Auguste.

Den will ich nicht! dann wär's vorüber;
Ich würde ein Gespräch der Leut'.
So aber denk' ich heimlich lieber:
Dieß Mädchen hast du hoch erfreut!
So kann ich ruhig zu ihr gehen,
Mich weiden oft an ihrer Lust,
Kann mit ihr sprechen, froh sie sehen,
Und — bin mir's heimlich doch bewußt!

Nettchen.

Du Engel! — Ach, wie bin ich eitel!
Hat Claudius mir's nicht gezeigt?
„Der hat den Knopf noch auf dem Beutel,"
Spricht er, „der sein Geschenk verschweigt!" —
Ich gebe Geld und in der Mitte
Der Welt posaun' ich's, daß ich's that.
Du schleichst dich in der Armuth Hütte,
Du prüfst die Thränen, hörst die Bitte,
Und hältst mit dir im Stillen Rath.
Ich kann in volle Beutel fassen,
Du gibst das einz'ge Stückchen hin;
Du wirst mich ja deßhalb nicht hassen!
Ich will mich von dir führen lassen —
O gib mir deinen schönen Sinn!

Auguste.

O still doch, Nettchen! Wie verdiene
Ich all dieß Lob! — Doch habe ich
Noch einen Wunsch. — Sieh, Katharine

Fällt ganz gewiß sogleich auf dich;
Kömmt ganz gewiß, sich zu bedanken —
Nimm du es an, auf deine Hand.
Die Freundschaft kennt ja keine Schranken,
Und sieh, dein Wohlthun ist bekannt.

Nettchen.

Du forderst viel! — Doch gut, ich schweige!
Des Mädchens Dank, ich nehm' ihn, ich;
Indeß ich still mich vor dir beuge,
Und hoch dich schaue über mich!

(Sie umarmen sich.)

Auguste.

Ich will auch alles mit dir theilen,
Ich bin für dich zu sterben bereit!
Jetzt laß uns in mein Stübchen eilen,
Ich zeig' dir Katharinens Kleid.

(Sie gehen Arm in Arm ab.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Madame Sturm allein.

Im Hintergrund stehen zwei Tische mit Lichtern, auf jedem ein Weihnachtsbaum; in der Mitte zwischen beiden steht ein verdeckter großer Korb.

Mad. Sturm.

Sey mir willkommen, du heiliger Abend!
Du meiner Kindheit schönster Traum!
Wo ich, den Frieden im Herzen habend,
Nichts sah, als deinen Weihnachtsbaum;
Wo beim Geheimniß deines Gebens,
Du heil'ger Christ, ich bebend stand,
Und ahnungsvoll des ganzen Lebens
Bedeutungen im Spiel erfand.
Wohl mir! daß ich dich kann erneuen;
Daß mit der längst entfloh'nen Lust
Ich meine Kinder kann erfreuen:
So erbt sie still von Brust zu Brust.
Doch überall, wo wir hier wandern,

Kommt zu der Freude auch der Schmerz! —
Augusten liebt' ich vor der andern,
Und doch verwundet sie mein Herz.
Sie hielt so heilig alle Sachen,
Von ihrem Vater eingeweiht,
Drum wollt' ich zum Geschenk ihr machen
Des Vaters große Bibel heut.
Doch solchen Leichtsinn zu verrathen,
Und zu verlieren, sie weiß nicht wie,
Den ihr vom Vater geschenkten Dukaten,
Das wirft kein gutes Licht auf sie.

Zweiter Auftritt.

Die Vorige und Fräulein Nettchen.

Nettchen.

Darf ich wohl helfen, Mutter Stürmchen,
Den heil'gen Christ hier ordnen geschwind?
Die Mädchen lauschen wie die Würmchen,
Indeß wir hier geschäftig sind.

Mad. Sturm.

(deckt den Korb auf und nimmt, indeß sie spricht, die Sachen heraus und ordnet sie auf Hannchens Tisch).

Gut, kommen Sie! vor allen Dingen
Erst Hannchens Tisch auf diese Seit'.
Der soll der heil'ge Christ heut bringen:
Zuerst ein buntes Leinwandkleid,
Dann ein paar Schuh vom schwarzem Leder,
Den Weihnachtsbaum, ein Buch Papier,

Auch eine neugeschnittne Feder
Und endlich ein Gesangbuch hier;
Zuletzt des Vaters große Bibel.

Nettchen.

Wie? die bekommt Auguste nicht?

Mad. Sturm.

Nein! ach es ist zu sagen übel,
Auguste, die verdient sie nicht!

Nettchen.

Das war ein hartes Wort gesprochen!
Doch war's wohl nicht im Ernst gemeint? —
Was hätt' Auguste denn verbrochen?
Zwar sitzt sie drüben, ach! und weint.

Mad. Sturm.

So hören Sie's mit eignen Ohren,
Was mich so tief von ihr gekränkt:
Sie hat den alten Dukaten verloren,
Den ihr mein sel'ger Mann geschenkt.
Das Gute wollt' ich nur belohnen,
Drum untersucht ich Stück vor Stück.
Ich ließ mir öffnen ihre Trohnen
Und prüfte dort mit strengem Blick.
Sie waren beide fleißig gewesen,
Und waren beide sich's froh bewußt;
Sie hatten gestrickt, geschrieben, gelesen,
Genäht, gesponnen, es war eine Lust
Und ordentlich war jede Sache,
Allein Augustens Dukaten fehlt;
Und als ich ihr drüber Vorwürfe mache,
Umschlingt sie weinend mich und quält:
Ich solle nur nicht weiter fragen,

Er wäre doch einmal dahin,
Sie könne mir nichts anders sagen —
Das ist ein leichter, übler Sinn!

Nettchen.

Ach, liebe Mutter! o verzeihen
Sie diesesmal Augusten nur!
Er wird sie sicher nicht gereuen,
Das Mädchen ist von hoher Natur.
Wie wird sie sich über die Bibel freuen!
O! geben Sie ihr die Bibel nur.

Mad. Sturm.

Sie ist mein liebes Kind gewesen,
Das frömmste durch das ganze Jahr,
Drum war die Bibel ihr auserlesen,
Als ein recht theures Geschenk fürwahr.
Doch hat sie eins nicht werth gehalten,
Was ihr der Vater einst verehrt,
So wird sie mit dem andern schalten,
Als hätt's auch weiter keinen Werth!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen und **Katharine.** Sie trägt den blau lei ewandnen Anzug.

Katharine (auf Nettchen zueilend).

So hab' ich, mein Fräulein, Sie endlich getroffen!
O heißen Sie mich nicht wieder gehn,
Sie werden den Dank, ich darf es hoffen,
Des armen Mädchens nicht verschmähn!

Nettchen.

Wer bist du, Mädchen? was bedeutet
Denn dieß? was soll dir meine Hand?

Katharine.

Sie haben mich ja neu gekleidet,
In diese bunte Leinewand;
Sie haben Worte dazu geschrieben,
Dem wunden Herzen, ach! so werth!
Sollt' ich den heil'gen Christ nicht lieben,
Der so erfindungsreich beschert?

(Sie gibt einen Zettel an Madame Sturm, die ihn liest, indeß Nettchen die Hand vor die Augen hält.)

Ja, Madame Sturm! ich und Großmutter
Wir brachten dürres Holz nach Haus;
Es war schon finster in der Stube,
Denn's Feuer im Kamin war aus;
Ich blas' es an, seh's Fenster offen,
Geh an den Tisch, und pralle weit
Zurück, als wie vom Blitz getroffen!
Da liegt der Zettel und das Kleid —
Von just dem Zeug, wie's auf dem Stuhle
Der sel'ge Vater angelegt.
Ich fühlte mich so ganz erschüttert,
So hoch erfreut, so tief bewegt! —

Mad. Sturm

(nimmt Nettchen die Hand von den Augen).

Sie soll die Augen nicht verdecken,
Die Hand, die diesen Zettel schrieb;
Sie brauchen sich nicht zu verstecken
Mit ihres Herzens edlem Trieb.

O, daß ich hoch die Mutter preise,
Die solch ein theures Kind gebar,
Das wie ein Engel zu der Waise
Sich schleicht, und seine Gabe leise
Beschert, so zart und wunderbar.

Nettchen

(fällt Katharinen um den Hals und reicht abgewendet Madame Sturm die Hand).

O schweigt! sonst muß ich ja vergehen;
Wißt ihr es denn, daß ich es that? —
Habt ihr den Engel denn gesehen,
Der euer stilles Haus betrat? —

Katharine.

Sie sind's, ich lasse drauf mein Leben!
Sie haben der Großmutter neulich ja
Am Busch auch zwei Dukaten gegeben.
Sie nur sind stets mit Hülfe nah.

Mad. Sturm.

Wer hat den Zettel denn geschrieben?
's ist Ihre Hand, ich kenne sie.
O wer die Tugend so mag üben,
Dem mangelt Lohn und Segen nie.

Nettchen.

(sich froh zu Madame Sturm wendend).

Gut, Mutter! woll'n Sie mich belohnen,
So gehn Sie eine Bitte ein.

Mad. Sturm.

Gern, liebes Nettchen! hätt' ich Kronen,
Sie sollten sicher Ihnen seyn.

Nettchen (schmeichelnd bittend).

Ach! Mütterchen! nimm's nur nicht übel,
Und schau mir freundlich ins Gesicht! —
Gib doch Augusten heut die Bibel.

Mad. Sturm.

Nein, Nettchen, alles, dieß nur nicht! —
Sie selbst mit Ihrem edlen Herzen,
Sie finden mich parteiisch dann,
Und Hannchen, sollt' es die nicht schmerzen,
Daß man sie doch setzt hinten an? —

Nettchen (händeringend).

Ach, Gott! was soll ich denn nur machen! —
So schenken Sie mir selbst dieß Buch!

Mad. Sturm.

Es sind der Kinder Weihnachtssachen,
Sie kennen mich und nun genug! —

(Nettchen umfaßt Katharinen und bleibt, bis Madame Sturm abgeht, mit dem Haupte auf ihrer Schulter liegen. Die Mutter ordnet, indeß sie folgendes spricht, auch Augustens Weihnachtstisch, legt aus dem Korbe die nämlichen Geschenke hinauf, welche Hannchen bekam, bis auf die große Bibel, die sie auf Hannchens Tisch gelegt hat.)

Weil Sie mit Lieb an Gustchen hangen,
So soll'n Sie ihr zwar gern verzeihn,
Jedoch auch viel von ihr verlangen,
Und ja nicht blind aus Neigung seyn.
So! — so! nun sind die Tische fertig! —
Die Kinder klingl' ich nun herbei.
Sie sind es lange schon gewärtig;
Horcht, Mädchen, nur auf das Geschrei. (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Nettchen und Katharine.

Katharine.

O hören Sie doch auf zu weinen,
Was jammert Sie die Bibel doch?
Es gibt ja andre, sollt ich meinen,
Und schön're für Augusten noch.

Nettchen.

Wohl! — Doch die ist dem Vater gewesen,
In dieser hat bei Tag und Nacht
Sein frommes Auge oft gelesen,
Das ists, was sie so einzig macht.
Ach, Mädchen, solltest du es wissen,
Weßhalb Auguste sie verliert —
Dein Herz wär' so, wie mein's, zerrissen,
Und deine Seele tief gerührt.

(Sie hält das Tuch vor die Augen.)

Katharine.

Du lieber Gott! ich kann's nicht sehen,
Daß solch ein freundlich Auge weint.
O sagen Sie, was ist geschehen?

Nettchen.

Ach! alles hat sich heut vereint,
Den stolzen Muth in mir zu beugen! —
Ihr alle seht mich dankbar an,
Erhebt mich hoch und ich muß schweigen,
Und dulden mehr fast, als ich kann.

Katharine.

Kann Ihnen das nicht Ruhe geben,
Daß Sie mich heut so hoch erfreut? —

Nettchen (dringend).

O schweig, wenn du mich liebst! mein Leben,
Mein ganzes Seyn erzittert heut.

(Sie setzt sich kummervoll nieder und legt den Kopf in die Hand.)

Katharine.

Ach, wollten Sie mich nur bescheiden,
Ob ich vielleicht fortgehen soll? —

Nettchen (streichelt ihr die Wangen).

Nein! Nein! dich seh' ich ja mit Freuden!
Doch still! die Mädchen kommen wohl.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Madame Sturm eilt klingelnd herein. Hinter ihr kommen Hannchen und Auguste gesprungen.

Hannchen.

Wo ist mein Tisch?

Auguste.

Und wo der meine?

Beide (zugleich).

Geschwind, o Mutter! zeig es mir!

Mad. Sturm (zu Hannchen).

Der mit der Bibel ist der deine!

(Zu Augusten.)

Und dieser ist Augusten hier.

(Beide Mädchen eilen zu ihren Tischen und besehen die Geschenke schnell. Endlich ergreift Hannchen die Bibel, indeß Auguste mit gefalteten Händen vor ihrem Tische stehen bleibt.)

Hannchen (höchst erfreut).

Des Vaters Bibel! Ach, gute Mutter!
Dieß köstliche, dieß theure Buch!

(Sie schlägt den Titel auf.)

Sieh da! der alte Martin Luther,
Und hier des Vaters Namenszug!

(Auguste ermannt sich, indem sie Nettchen und Katharinen stehen sieht ergreift das Gesangbuch und geht zur Mutter.)

Auguste.

O gute Mutter! gib nur wieder
Auch mir ein freundlich liebes Wort!
Ich will durch diese schönen Lieder
Auch besser werden immerfort.

Mad. Sturm.

Das mußt du auch, mußt drüber wachen,
Daß du viel ordentlicher wirst,
Und nicht die dir so theuren Sachen
Wie eine Nadel leicht verlierst.
Der Leichtsinn führt uns stets zum Uebel,
Das Uebel ziehet Folgen nach,
Sonst wäre dein heut diese Bibel;
Doch halt' ich streng, was ich versprach.

Auguste.

Nun, Mutter! sey nur außer Sorgen!
Kommt Hannchen doch die Bibel zu.
Sie wird sie mir schon manchmal borgen,
Nicht wahr, du gutes Hannchen, du? —

Hannchen.

Von Herzen gern, doch aber schaue
Nur, was uns noch bescheret ist;
Daß ich kaum meinen Augen traue —
Du lieber reicher heil'ger Christ!

Mad. Sturm.

Erkennt der Mutter guten Willen!
Nehmt froh, was ich mit Freuden gab!
(Sie sieht Nettchen an.)
Doch kennt ihr jemand, der im Stillen
Des Wohlthuns Pflicht weiß zu erfüllen
Und Waisen trocknet Thränen ab?
Schaut hier, die arme Katharine,
Das hübsche Kleidchen, das sie trägt,
Das hat ihr Nettchen wie ein Engel
Ins Stübchen heimlich hingelegt.

Katharine (zu Augusten).

Just wie's der Vater angefangen,
Und wie ich's Ihnen jüngst gezeigt.

Nettchen

(fällt Augusten um den Hals, führt sie hastig vorwärts und spricht mit verhaltener Rührung leise zu ihr).

Siehst du die Scham mir auf den Wangen —
Wie Blut und Thränen aufwärts steigt?

Auguste.

Ich halte dich ja fest umfangen,
Zu sehn, wie treu die Freundschaft schweigt.

Nettchen.

Doch mußt du nicht zu viel verlangen;
Fast ist der Muth mir ausgegangen,
Weil's über meine Kräfte steigt!

Mad. Sturm (tritt zu ihnen).

O liebt euch immer! — Hannchen, nahe
Auch dich, und schaut auf Nettchen hin,
Daß ich die Hoffnung noch empfahe:
Ihr Beispiel leite euren Sinn.
Gönnt meinem Alter auch die Freude,
Die Nettchen ihrer Mutter gibt;
Daß keine Mutter ich beneide,
Und einst mit dem Bewußtseyn scheide,
Daß ihr, wie sie, die Tugend liebt.

Nettchen (hastig).

Es ist zu viel! — ach, mit Vergnügen
Stürb' ich, macht Freundschaft mir's zur Pflicht;
Doch eine Mutter zu belügen,
Und sie um Wonne zu betrügen,
Das billigt selbst die Freundschaft nicht —
Du sollst mir's länger nicht verwehren!

(Sie läuft zum Tisch, bindet etwas aus dem Schnupftuche, legt es auf den Tisch und deckt das Tuch darüber.)

Auf Mutter! kommen Sie heran;
Ich will auch Ihnen 'was bescheren;
Nicht wahr, Sie nehmen's freundlich an? —

Mad. Sturm.

Was ist's, das Sie mir geben wollen?

Nettchen

(nimmt Madame Sturm bei der Hand).

Lohn ist es für die Muttertreu,
Zwang ist es zwar zum Thränenrollen,
Doch liegt der Balsam gleich dabei.

Mad. Sturm.

Das kann ich nimmermehr errathen,
Das klingt ja wie ein Zauberspruch!

Auguste (heimlich ängstlich).

Du wirst mich doch nicht gar verrathen?

Nettchen (zu Madame Sturm).

Wohlan! so heben Sie das Tuch!

Mad. Sturm (erstaunt).

Wie, Gustchen? das ist dein Dukaten?
Das ist mir wunderbar genug.

Nettchen

Seht ihr! nun ist Auguste böse.

(Sie faßt Augustens Hand.)

Machst du mir so das Leben schwer,
Weil ich das Räthsel endlich löse?

(Zu Mad. Sturm)

Sie selbst gab den Dukaten her.
O, daß ich hoch dich, Mutter, preise!
Die solch ein theures Kind gebar,
Das wie ein Engel zu der Waise
Sich schleicht und seine Gaben leise
Beschert so zart und wunderbar!
Das Gold hab' ich ihr wechseln müssen,
Damit bezahlte sie das Kleid.
Ich habe lang zu schweigen wissen,
Ob ihr mir gleich das Herz zerrissen,
Doch endlich treibt ihr mir's zu weit.

Mad. Sturm.

Was hör' ich? aber diesen Zettel,
Den, Nettchen, schrieb doch Ihre Hand.

Nettchen (ärgerlich).

Ja freilich schrieb ich diesen Zettel,
Sie wollte ja nicht seyn erkannt! —
Den Namen hab' ich hergegeben,
Indeß ihr still die That gelang.

(Auf die Bibel zeigend.)

Sie stahl die Freuden sich im Leben,
Ich erntete dafür den Dank.

Mad. Sturm.

Auguste! und du konntest schweigen,
Indeß ich streng mit dir verfuhr? —
Du wolltest nicht dein Herz mir zeigen,
Ertrugest still die Ahndung nur? —

Auguste.

O Mutter! wollst du mir vergeben!
Reich mir nur freundlich deine Hand.
Sprachst du nicht oft: „Wer recht will geben,
Der gebe still und unbekannt!"

Mad. Sturm.

Der Weizen fiel auf guten Acker,
Und sproßt mit Freuden himmelwärts!
Ja, meine Tochter, du bist wacker! —
Komm an das frohe Mutterherz!

(Die Mutter umarmt Augusten, Katharine küßt ihr die Hand.)

Katharine.

Ich sollte nicht den Engel kennen,
Der mir den heil'gen Christ gebracht?
Nicht segnend seinen Namen nennen,
Da er doch liebend mein gedacht?

Nettchen.

Seht ihr! das habt ihr mir zu danken,
Das Räthsel löst' ich euch allein.
Auguste! laß uns nimmer wanken,
Und treu uns und der Tugend seyn.

Mad. Sturm.

Und den Dukaten, bis ich sterbe,
Trag' ich als Schmuck, als Amulett;
Und reich' ihn dir als schönstes Erbe,
Auguste, auf dem Sterbebett!

Auguste.

Ach, Mutter! Nettchen! ach, vergehen
Möcht' ich vor wonnigem Gefühl.

Mad. Sturm.

O könnte dieß der Vater sehen,
Das wäre seiner Wünsche Ziel.

(Die Mutter hält Augusten umschlungen. Hannchen hat die ganze Zeit über in sich versunken an ihrem Tisch gestanden, jetzt ergreift sie plötzlich die Bibel, eilt damit in den Vordergrund und läßt sich vor Augusten auf ein Knie nieder.)

Hannchen.

O meine Schwester! sieh, ich nahe
Mich zwar zuletzt, doch liebend dir!
Du warst die Beste, so empfahe
Zum Lohn des Vaters Bibel hier.
Ich weiß, daß Mutter nicht ums Leben
Mir wieder dieses Buch entreißt;
Drum laß mich dir es selber geben,
Denn auf dir ruht des Vaters Geist!

(Auguste hebt Hannchen auf und schließt sie in ihre Arme. Die Mutter umschlingt beide Kinder, Nettchen und Katharine stehen auf beiden Seiten, so, daß alle nach dem Vordergrund gewendet sind und die Mutter in der Mitte beider Töchter steht.)

Mad. Sturm.

Ich fühl' es, Kinder, daß euch beide
Des Vaters edler Geist umschwebt!
O Heil der Mutter! welche Freude
An ihren Kindern hier erlebt.

Madonna della Sedia.

Ihr habt wohl alle schon, meine kleinen Leser, schöne Gemälde und Kupferstiche gesehen, auf denen eine merkwürdige Handlung, oder große berühmte Menschen, oder wohl gar himmlische Erscheinungen abgebildet waren, und es ist euch dabei so ums Herz gewesen, als müßten die Gestalten einst wirklich gerade so ausgesehen haben, wie sie vor euch abgezeichnet standen. Das mag euch denn immer als ein Zeichen gelten, daß der Verfertiger des Bildes ein tüchtiger Meister gewesen sey, weil er sich recht lebendig in seine Personen hineingedacht und sie völlig wahr dargestellt hatte.

Wenn ihr nun aber auf der andern Seite daran dachtet, daß der Künstler sie niemals selbst gesehen haben konnte, weil zwischen seinem und ihrem Leben Jahrhunderte und Jahrtausende, oder wohl gar eine ganze Welt lagen, so habt ihr gewiß mitten in eurer Bewunderung wehmüthig ausgerufen: „Ach! wie jammerschade ist es doch, daß diese schönen edlen Züge niemals gelebt haben, sondern nur vom Künstler erdacht worden sind, und daß wir also nichts Wirkliches, sondern bloß den Schatten seiner Einbildungskraft liebgewinnen!“

Ja wohl wär' es darum Jammer und Schade! Aber darüber beruhigt euch immer, denn glaubt mir nur, es ist kein Zug in allen den gemalten Menschengesichtern, den der Maler nur erfunden, und der nicht wirklich einst Leben gehabt haben sollte. Wie ihr in eurem Garten prüfend umhergeht, um nur die schönsten passendsten Blüthen zu euren Kränzen zu wählen, so schaut sich des Künstlers Auge im Garten des Lebens um, und wählt aus den vorüberwandelnden Menschengesichtern die edelsten sprechendsten Züge, auf daß er den Kranz seiner Helden, seiner Mütter und seiner Engel daraus würdig vollenden möge. Und so übt sein Pinsel denn Gerechtigkeit aus: den edlen ausdrucksvollen Kopf eines geringen Mannes setzt er im Bilde vielleicht dem Könige auf; das schöne unschuldsvolle Antlitz eines armen Kindes gibt er einem Engel, und so hält er die lieblichen himmlischen Züge fest, aus denen die Reinheit der Seele im Leben alle Welt anstrahlte, ehe sie vergehen, und gibt sie der Nachwelt, die sie nach Jahrhunderten noch bewundert und liebt, und vielleicht zu ihnen betet.

Auf einem Bilde seht ihr einen Künstler, der eben im Begriff steht, ein solches lebendiges Bild mit seinem Pinsel aufzufassen. Er hat in der Begeisterung und in Ermanglung eines andern Raumes den Boden eines Fasses dazu erwählt, und bringt dadurch zugleich den kräftigen Segen eines frommen Mannes in Erfüllung.

In einer öden waldigen Bergschlucht lebte vor mehreren hundert Jahren ein alter frommer Einsiedler. Nach mancher schweren Prüfung, nach manchem harten Verluste, hatte er sich in diese Einöde zurückgezogen, um seine letzten Tage in ungestörter Andacht zu verleben. Aber die Menschen suchten ihn auch hier auf, denn sie wollten seiner Weisheit und Frömmigkeit nicht entbehren, und kein tiefbekümmertes trostloses Gemüth kehrte von ihm ohne Rath und Trost zurück. Deßhalb liebte und verehrte ihn die ganze Gegend wie einen Heiligen. Ob er sich nun gleich von allem auf der Welt

losgesagt hatte, so war die Liebe zu irgend einem Wesen dennoch ein süßes Bedürfniß seines Herzens geblieben, und er pflegte deßhalb oft zu sagen: „Ich habe hier in meiner Einsamkeit doch noch zwei Kinder, ein sprechendes und ein stummes!" — Das erste war Maria, die kleine Tochter eines benachbarten wohlhabenden Winzers, die mit unsäglicher Zärtlichkeit an dem Greise hing, und auf den einsamen Fußpfaden oft allein in den dunkeln Wald gelaufen kam, um den frommen Vater zu besuchen und in ihrer kindlichen Einfalt still bei ihm zu spielen. Das stumme Kind war eine schöne hohe Eiche, dicht an seiner Hütte stehend und sie mit ihren Aesten beschirmend. Wie er auf der einen Seite sich an dem Geplauder des Kindes ergötzte, ihm manches Nützliches lehrte, es immer vertrauter mit der Natur machte, und den Samen des Guten sorgfältig in das kleine Herz streute, so pflegte er auf der andern mit väterlicher Sorgfalt seiner Eiche, trug mühsam in der trockenen Sommerszeit Wasser herbei, um ihre Wurzeln zu erfrischen, fütterte und schützte die Vöglein, die in den weiten Aesten brüteten, und hatte schon manche gierige Axt durch seine Bitten von dem Leben des schönen Baumes zurückgehalten. „Grüne du immer, meine starke, kräftige Tochter!" sagte dann der Greis, indem er den Baum liebend umfaßte, „ich verstehe das Flüstern und Rauschen deiner Zweige wohl und werde dich schützen bis du mein Grab beschattest."

Nach einem ungewöhnlich langen und harten Winter, der die Gebirge mit tiefem Schnee bedeckte, brach einst ein so plötzliches Thauwetter ein, daß die Bergströme voller und gewaltiger als jemals in die Thäler schossen und große Verwüstungen anrichteten.

„Ach! unser armer frommer Einsiedler!" sagte Mariens Vater eines Morgens, „wir werden ihn nicht wieder sprechen! — von meinen Weinbergen aus hab' ich gesehen, wie die Fluth in sein Thal hinabbraust und durch den Wald schäumt, und wie die Bäume schon bis an den Aesten unter Wasser stehen."

Mariechen weinte und beschwor den Vater, daß er dem Greise zu Hülfe eilen möchte; aber das war unmöglich und auch wohl schon zu spät; denn die Fluth mußte längst über das Dach seiner Hütte hinrauschen.

Doch der Einsiedler war gerettet — nicht aber durch die Hand eines Menschen, nein! — seine stumme kräftige Tochter hielt ihn auf ihren Armen sicher über den Wogen. — Er war bei dem Aufschwellen des Wassers auf das Dach seiner Hütte geflohen, und als es ihn auch hier erreichte, muthig in die Aeste der Eiche gestiegen, die, wie auch die anströmende Gewalt sie erschütterte, dennoch widerstand, obgleich viele der nachbarlichen Bäume entwurzelt mit fortgerissen wurden.

Drei Tage vergingen, ehe sich das Wasser wieder verlief; drei Tage mußte der Greis in den Aesten hangen, und nur von wenigem trocknen Brode zehren, das er in der Eile zu sich gesteckt hatte. Kraftlos und ganz erschöpft klomm er am Morgen des vierten Tages wieder herab, sank auf die noch feuchte Erde hin und erwartete den Tod.

Aber statt seiner nahte ein rettender Engel. Die kleine Marie, die zu Hause weder Rast noch Ruhe gehabt, eilte durch den nassen schlammigen Wald herbei, den geliebten Greis aufzusuchen. Trotz der Besorgnisse ihres Vaters für das Leben desselben, hatte sie doch in süßer Hoffnung ein Körbchen voll Erfrischungen mitgebracht, und warf sich nun bei dem noch lebenden Greise nieder, umschlang ihn mit ihren kleinen Armen, und trieb den Tod von ihm zurück.

Der Einsiedler dankte im andächtigen Gebete Gott für die Erhaltung seines Lebens und sprach mit begeisterter, halb verklärter Seele über seine beiden Kinder, die der Allmächtige zu Werkzeugen seiner wunderbaren Rettung erkor, einen heiligen, kräftigen Segen

aus und flehte den Himmel an, sie zum Lohne für ihre Treue vor den andern Geschöpfen seiner Erde zu verherrlichen.

Gestärkt und erquickt ließ er sich von Marien hierauf zu ihrer Wohnung leiten, wo er so lange verharrte, bis er die einsame Hütte wieder beziehen konnte.

Als Maria in Unschuld und Schönheit aufgeblüht und ein glückliches Weib geworden war, hatte man den Einsiedler längst begraben. Seine Hütte war eingesunken, die schöne Eiche unter den Hieben der Aexte gefallen und zu großen Weinfässern verarbeitet worden, welche Mariens Vater gekauft hatte.

„Wo bleibt denn nun die Erfüllung des Segens?" fragt ihr, meine Kinder, „da jetzt das Holz des geliebten Baumes in dumpfen, finstern Kellern vermodern soll?"

Hört nur geduldig weiter. Eins dieser Fässer war leer geworden und wurde, als die Weinlese wieder nahe war, hinauf und an die Vorlaube des Hauses gewälzt, damit neue Reifen aufgeschlagen werden möchten. Um den Morgen zu genießen, der eben in frischer Schönheit über die Berge heraufstieg, setzte sich Marie, die Mutter zweier Knaben geworden war, in die Laube und schaute, den Säugling an ihrer Brust liebkosend, indeß der ältere Knabe zu ihren Füßen spielte, gerührt nach dem Thale hin, welches der Einsiedler vormals bewohnt hatte, und meinte: den Segen, den er ihr verheißen, sey durch ihre Kinder wohl schon in Erfüllung gegangen.

Da wandelte, in stille Träume versunken, ein Jüngling vorüber. Es war Raphael Sanzio, der größte Maler aller Zeiten. Vor seiner Seele schwebte lange schon ein Bild der Mutter Gottes mit dem Jesuskinde; aber noch vermochte er die Gestalten nicht würdig genug zu erfassen und hatte diesen frühen einsamen Gang unternommen, um seinen Geist zu sammeln. Mit freundlichen Worten grüßte ihn Maria. Er schaut auf, und als er die Mutter

mit ihren Kindern erblickt, wird es ihm, als erschiene ihm hier, was er so lange vergeblich ersehnt. Hier war ja die Mutter, aus deren himmlischen Zügen die reinste, seligste Liebe strahlte; hier ruhte ja das engelschöne Kind an ihrem Busen, das mit seinen milden, großen Augen freundlich und ahnungsvoll seine Welt begrüßte; hier nahte ja der ältere Knabe, freudig ein Stäbchen bringend, an welches er ein Kreuzchen befestigt hatte. Der Künstler verlangt in höchster Begeisterung das lebende himmlische Bild festzuhalten und es auf der Stelle zu entwerfen; aber er hat nichts zur Hand als den Zeichenstift. Da glänzt in den ersten Strahlen der Morgensonne der große glatte Boden des nahen Fasses, und Raphael säumt nicht und tritt rüstig hinzu, und nachdem er die holde Marie mit ihren Kindern treu darauf entworfen hat, nimmt er den Boden heraus und trägt ihn heim und läßt sich keine Rast, bis er das göttliche Bild der heiligen Mutter Gottes mit dem Jesuskinde und dem kleinen Johannes, der ein Kreuzchen bringt, als wolle er den Christusknaben schon im Spiele damit vertraut machen, darauf herrlich vollendet hat.

Raphael Sanzio aus Urbino starb 1520, also schon vor dreihundert Jahren. Aber sein Gemälde ist nicht vergangen und wird noch als ein Heiligthum von Geschlecht zu Geschlecht aufbewahrt.

Seht ihr, lieben Kinder, so ist der Segen des frommen Mannes doch in Erfüllung gegangen. Die Kunst hat seine beiden geliebten Kinder hier wieder vereinigt, denn das Holz des geweihten Baumes trägt nun Mariens und ihrer Kinder liebliche Züge in höherer Verklärung der Nachwelt durch Jahrhunderte zu, und noch lange werden sich reine fromme Herzen durch den Zauber dieses Bildes ergriffen und erhoben fühlen, obgleich die wirklichen Gestalten längst in Staub zerfallen sind.

Vielleicht sind einige von euch so glücklich, einst das Vaterland

dieses herrlichen Gemäldes zu besuchen und es dort selbst zu sehen, wo es unter dem Namen:

Madonna della Sedia

berühmt ist. Aber wenn eure Blicke auch nur auf eine Copie fallen, so denkt dabei, daß der Segen eines gottesfürchtigen Herzens eine reiche Beute für das Leben sey, denn ein frommer Segen ist voll geheimer Kraft, wie das Gebet, und der Segen der Eltern bauet den Kindern Häuser.

Die Brandhexe.

Ein Mährchen.

„Liebe alte Mutter, weint nur nicht mehr, ich kann Euch ja nichts weiter geben, als mein Butterbrod und dieses Töpfchen voll Erdbeeren!" sagte der kleine Ernst; aber die Alte wollte nicht aufhören zu heulen, und zeigte zitternd auf ihre halbnackten knöchernen Schultern, die kaum von Lumpen bedeckt waren, bis der arme Junge, in der Angst seines Herzens, denn er konnte niemanden weinen sehen, endlich sich sein Halstuch abband, und es ihr, selbst weinend, um die Schultern hing. Da wurde sie denn wieder beruhigt, reichte ihm die langfingrichte dürre Hand, verzog ihr Gesicht zum Grinsen, und sagte mit einer heisern Stimme: „Ich danke dir, mein Kleiner, und werde dir's gedenken! Dein Tüchelchen ist in guten Händen; ich werde mich auch abfinden zu seiner Zeit!" und damit hinkte sie, auf ihre Krücke gestützt, waldeinwärts und verschwand im Gebüsch. Ernst sah ihr lange nach; aber in die Freude, das alte Weib beruhigt zu haben, mischte sich bald ein Gefühl von Furcht vor dem Empfange der Tante, bei seiner Rückkehr. Denn das Töpfchen voll Erdbeeren, welches er ihr nach Hause bringen sollte, hatte nun das alte Weib mitgenommen, und

auch sein Halstuch, das ihm seine liebe selige Mutter noch auf ihrem Sterbebette geschenkt, und worein sie ihm zum Andenken an sie ein Vergißmeinnicht gestickt hatte, weßhalb es ihm über alles lieb und theuer war, hatte er nun der alten Bettlerin gegeben. Er ahnete wohl, daß es einen harten Stand zu Hause setzen würde.

Ernsts Mutter war unlängst gestorben, und der Vater hatte nach dem Tode derselben mit seinen Kindern dieses Landgut bezogen, welches bisher fast unbesucht von ihm geblieben war, wo er aber jetzt seinem Schmerz in ländlicher Stille ruhiger nachzuhängen gedachte. Er besaß zwar nur diesen einzigen Sohn, hatte aber noch ein armes Mädchen, mit Namen Florentine, an Kindesstatt angenommen und erzog die beiden Kinder wie Geschwister. Jetzt war die Schwester seiner Frau, die Tante Eva, zu ihm gezogen, um ihm seine Wirthschaft zu führen. Sie war auch Wittwe und hatte auch einen Sohn, mit Namen Fritz, der zwar in Ernsts Alter, aber sonst gerade das Gegentheil von diesem war. Ernst, ein froher, munterer Knabe, oft sehr wild und kühn, aber niemals frech und boshaft, kannte keine Lüge, umfaßte alle Menschen mit unendlicher Liebe und war fleißig und gehorsam. Fritz hingegen schien zwar viel sanfter und wohlgezogener, allein er war es nur vor den Augen der Menschen; versteckt und lügenhaft suchte er seine Streiche immer zu verbergen oder auf Andere zu schieben, war neidisch und verleumdete, wo er konnte. Die Affenliebe seiner Mutter, die selbst eine böse Frau war, hatte ihn verzogen, und manche Anlage zum Guten in ihm unterdrückt. Da sie jetzt nun ganz das Regiment im Hause führte, und der betrübte Vater sich wenig um das Hauswesen bekümmerte, sondern nur seinem Kummer still nachhing, so waren Ernst und Florentinchen ganz der Tante Eva überlassen, und mußten viel von ihr und ihrem lieben Fritz leiden, indem alle dummen Streiche, die dieser beging, mit

der Strafe dafür auf sie geschoben wurden. Weil nun Fritz viel zu bequem war, um mit Ernsten in den Wald nach Erdbeeren zu gehen, welche der Vater und vorzüglich die Tante sehr gern genossen, so mußte letzterer, auf geheimen Befehl der Tante Eva, den Weg allein machen, um für die ganze Familie die Erdbeeren zur Abendmahlzeit zu holen; und da hatte er denn, als sein Töpfchen schon voll gewesen war, und er nach Hause gehen wollen, die alte weinende Frau im Walde gefunden, der er aus herzlichem Mitleid alles gegeben, was wir bereits gehört haben.

Tante Eva war außer sich, als sie den Knaben so leer zurückkommen sah. Keine Bitte, keine Vorstellung galt, er mußte auf einer scharfen steinernen Thürschwelle zur Strafe niederknieen. Das an eine Bettlerin so muthwillig verschleuderte Halstuch diente freilich dieser Strafe zum Vorwand, allein die Tante würde es keineswegs vermißt haben, wenn nur die Erdbeeren da gewesen wären. Daß aber ihr und ihres Fritzchens Appetit für heute Abend ungestillt bleiben sollte, das verdiente schreckliche Strafe und deßhalb war eigentlich das Knieen auf der Schwelle zuerkannt worden. Doch Fritz wollte diese Gelegenheit auch benutzen, um seine Rache ebenfalls nehmen zu können.

Ernst war in allen seinen Sachen zu einer strengen Ordnung gewöhnt, in seinem Schränkchen stand alles an seinem gehörigen Platze, und den Schlüssel dazu gab er nie aus seinen Händen. Ein besonders Fach darin war allen den Sachen gewidmet, die ihm von seiner lieben seligen Mutter übrig geblieben waren, und die er wie Heiligthümer aufbewahrte. Fritzens Sinn stand nun schon lange darnach, dieses Schränkchen einmal recht ungestört durchkramen zu können, nur fehlte ihm immer die Gelegenheit dazu; er forderte jetzt mit unverschämter Dreistigkeit von Ernsten den Schlüssel, und wendete sich, da dieser ihn verweigerte, an die Mutter, indem er vorgab, daß er einige Sachen in dem Schranke

aufsuchen wolle, die ihm weggekommen wären. Tante Eva nahm also dem armen Knaben, der von seiner harten Schwelle nicht aufstehen durfte, den Schlüssel mit Gewalt ab; Fritz öffnete mit höhnischem Gelächter den Schrank, warf nun alles unter einander und suchte angeblich nach seinen vermißten Sachen. Ernst glühte vor Scham und Unwillen, als er seine kleinen Heiligthümer so entweiht sah, und weinte heiße Thränen. Die Tante, die wieder an ihre Geschäfte gehen wollte, sagte endlich ihrem Söhnchen: daß, wenn er nicht mehr Lust haben würde, in dem Schränkchen zu spielen, er dann den Schlüssel an Ernsten zurückgeben, und diesen dann wieder aufstehen lassen könnte! Diese abscheuliche Willkür, welche die Tante ihrem schadenfrohen Sohne einräumte, empörte Ernsts ganzes Gemüth, und ob er gleich schon über eine Stunde gekniet hatte, und ihm die Kniee wie Feuer brannten, so sagte er doch mit fester Stimme: „Nein, ich werde nicht eher aufstehen, als bis der Vater kommt!" — „Warte, du verstockter Junge!" schrie die Tante, und sprang mit der Schneiderelle auf ihn zu, „ich will dich aufstehen lehren!" — Aber in dem Augenblick trat der Vater, den Florentinchen zu Hülfe gerufen hatte, in die offene Thüre, auf deren Schwelle sein Kind knieen mußte, und fragte sehr ernst: „Was gibt es denn hier?" — und obgleich die Tante und Fritz auf ihn einstürmten und ihm mit vielen Verdrehungen das Vergehen seines Sohnes vortrugen, so erkannte der Vater doch durch alle diese Lügen Ernsts eigentliche gute Absicht und sagte finster: „Das Tuch war das Eigenthum des Knaben, und wenn Fritz morgen mit in die Erdbeeren geht, so können sie doppelt so viel nach Hause bringen." — Mit diesen Worten hob er den Knaben auf und ging mit ihm in den Garten. Hier ließ er sich von ihm die Sache treu erzählen, schüttelte dann nachdenkend den Kopf und sagte mit sanftem Vorwurf: „Das Tuch hättest du aber doch nicht weggeben sollen, es war das letzte

Geschenk deiner seligen Mutter, und ich glaubte, es sey dein liebstes Eigenthum!" — Als aber Ernst mit nassen Augen hierauf entgegnete, er habe, da er die weinende Frau gesehen, an seine liebe Mutter eben gedacht, und dann sich nicht enthalten können, ihr selbst sein Tüchelchen um die halbnackten Schultern zu schlagen! — so drückte der Vater ihm die Hand und ging nachdenkend auf sein Zimmer.

Unter dem Volke ging aber von jeher die Sage, daß in der Heide, worin die schönen Erdbeeren wuchsen, sich oft ein altes zerlumptes Weib in mancherlei Beschäftigungen sehen lasse. Bald flicke sie ihre Kleider aus, bald sammle sie Kräuter oder Erdbeeren, bald sitze sie weinend als Bettlerin am Wege. Man trug sich mit vielen Geschichten von ihr, erzählte manchen Spuk, den sie veranlaßt habe, und nannte sie, weil die Heide, in der sie sich sehen ließ, der Brand geheißen war, nur immer die Brandhexe. Niemand durfte jedoch diesen Namen dort aussprechen, ohne nicht ihren ganzen Zorn zu reizen. Vor alter Zeit, erzählte man, sey sie nicht in dieser ekelhaften Gestalt, sondern als eine schöne Jungfrau zur Erdbeerenzeit in diesem Walde umgegangen; sie habe sich aber seit Ernsts Urgroßvater, der ein sehr wilder Jäger gewesen war und sie einmal, da sie ihm auf der Jagd erschienen, Brandhexe geschimpft hatte, nicht mehr in dieser freundlichen, sondern in der wahren Hexengestalt gezeigt. Ja, sie solle damals sogar in ihrem Zorn den Schwur gethan haben, so lange in dieser Verwandlung zur Erdbeerenzeit im Brande zu spuken, und hier alle Nachkommen des Urgroßvaters zu beunruhigen, bis einer von ihnen freiwillig und aus eigenem Herzenstriebe ihr sein liebstes Kleinod schenken würde.

Ernsts Vater hatte deßhalb dieß Gut nicht bewohnt; denn wenn er zufällig einmal zur Erdbeerenzeit den Wald betreten hatte, so war allemal die gräßliche Brandhexe sogleich bei der Hand ge-

wesen, hatte sein Pferd scheu gemacht oder war mit offenen Armen auf ihn zugeeilt, um ihn zu küssen. Nur jetzt war er zu seiner Erholung, und weil er die Einsamkeit suchte, hierher gezogen, weßhalb denn auch die Geschichte von der Brandhexe Ernsten bis jetzt noch ein Geheimniß geblieben war. Tante Eva wußte aber genug davon und sendete eben deßhalb den armen Jungen allein in den Brand, weil sie die geheime Hoffnung darauf gründete, die Brandhexe werde, ihrem Schwure getreu, den Knaben jedenfalls verfolgen und ihn durch Schreck vielleicht tödten. Sie hatte nämlich die sichere Ueberzeugung gefaßt, daß Ernstens Vater sie nun zur zweiten Frau wählen würde, und da sie dessen ganzes schönes Vermögen sich und ihrem Fritz zugedacht hatte, so mußte denn jede mögliche Gelegenheit benutzt werden, die beiden verhaßten Stiefkinder, Ernst und Florentinchen, aus dem Wege zu räumen. Sie war daher sehr aufgebracht, daß die erste Erscheinung der Brandhexe nicht schrecklicher auf den Knaben gewirkt hatte.

Der Vater also schüttelte den Kopf bei Ernstens Erzählung, weil er wohl ahnete, wen sein Sohn im Walde beschenkt habe, und ging schweigend auf sein Zimmer. Auch Ernst schlich traurig nach dem seinigen, um zu sehen, was aus seinem Schränkchen geworden sey. Er fand dort das sanfte Florentinchen beschäftigt, alle Sachen möglichst ordentlich wieder einzuräumen, denn Fritz hatte längst an dem Auskramen keinen Gefallen mehr gefunden, weil der gekränkte Ernst nicht mehr zusehen mußte, und war mit seiner Mutter in den Garten geschlichen, um Vater und Sohn dort zu behorchen. Mit nassen Augen trat er nun an sein Schränkchen und streichelte dem guten Florentinchen die Wangen. „Ach!" sagte diese, „deine Nüsse hat er dir auch alle hier weggenommen und aufgegessen, und deinen schönen Nußknacker dabei zerbrochen und die Stücke ins Küchenfeuer geworfen." Das brachte Ernsten sehr auf. Er ballte die Fäuste und wollte hinaus, um Fritzen aufzu-

suchen; allein Florentinchen hielt ihn bittend zurück, und da er ihr nichts abschlagen konnte, so blieb er endlich und beide Kinder räumten unter heißen Thränen das Schränkchen wieder auf.

Des andern Tages verreiste der Vater auf mehrere Wochen. Er hielt vorher noch mit der Tante eine lange geheime Unterredung und untersagte ihr ernstlich, den Knaben allein in den Brand nach Erdbeeren zu schicken. Kaum aber war er mit Anbruch des Tages abgefahren, als Tante Eva auch schon vor Ernstens Bette stand, ihn mit harten Worten aufstehen hieß und ihm befahl, sofort in den Brand zu gehen, und indem sie ihm einen weit größern Topf als den gestrigen mitgab, nicht eher wieder zu kommen, als bis er diesen Topf ganz voll gelesen und so die gestern verschenkten Erdbeeren ersetzt haben würde; alsdann solle er auch erst das Frühstück bekommen! — Ernst ging traurig fort und setzte sich, als er in dem Brande ankam, an einen schattigen Ort und weinte bitterlich, denn ihn hungerte sehr; der Topf, den er voll lesen sollte, war so groß, und sein schöner, gestern verbrannter Nußknacker stand ihm auch vor den Augen. Plötzlich hörte er die dichten Gebüsche rauschen und als er aufblickte, sah er ein schönes, freundliches Mädchen vor sich stehen, die ein Sträußchen Erdbeeren in der Hand hielt und ihn mit sanfter Stimme fragte, warum er denn weine? Ernst gewann Vertrauen zu den großen, blauen Augen, mit denen sie ihn so treuherzig anblickte, und klagte ihr offen seinen Kummer. „Warte nur, ich will dir Frühstück holen, du armer Knabe!" sagte das Mädchen, ging ins Gebüsch und kam bald mit einer goldenen Schale voll Milch und einem aus zarten Baumzweigen geflochtenen Teller voll Erdbeeren und Mandeln zurück und bot sie ihm liebreich an. Ernst ließ sich nicht nöthigen, sondern langte zu; das Mädchen eilte indeß mit seinem großen Topf in den Wald und brachte ihm denselben, als er sich gesättigt hatte, voll Erdbeeren zurück; dann hieß sie ihn ruhig nach Hause

gehen, ehe die Hitze drückend würde, und schenkte ihm, um ihn völlig zu beruhigen, und, wie sie sagte, zum Andenken an sie, einen neuen, sehr schönen Nußknacker, der ganz die Gestalt des verlornen hatte. Als sie nun von dem erstaunten Knaben freundlich Abschied nehmend sich wandte, und in den Schatten des Waldes sich verlor und er ihr dankbar nachblickte, so glaubte er zu bemerken, daß sie das weiße Tüchelchen umgeschlagen habe, welches er gestern der Bettlerin geschenkt und worein seine liebe selige Mutter das Vergißmeinnichtchen gestickt hatte. Eine stille Thräne trat ihm ins Auge, er wußte das Ganze nicht zusammenzureimen; da ihn aber ein leiser Schauer überlief, so machte er sich auf und eilte froh nach Hause, lieferte zum Erstaunen der Tante seine Erdbeeren richtig ab und stellte seinen neuen Nußknacker in seiner Stube unter dem Spiegel auf. Dann suchte er Florentinchen und seinen Vertrauten, den alten Bedienten seines Vaters, Christophel, auf und erzählte ihnen sein Abenteuer. Florentinchen hörte ihm mit offenem Munde zu und konnte nicht genug erfahren; der alte Christophel aber schüttelte bedenklich den Kopf und versicherte endlich, daß dieß jedenfalls die Brandhexe gewesen sey, vor der er sich in Acht nehmen solle, und als Ernst, der diesen Namen zum erstenmal hörte, neugierig in ihn drang, ihm mehr davon zu erzählen, entdeckte er den Kindern endlich die ganze Geschichte, die wir schon kennen, führte mehrere schaudervolle Beispiele an, wo sie die Leute, die ihren Namen genannt hätten, mit Ruthen aus dem Walde gepeitscht und sie zerkratzt habe, verbot ihnen aber, ja niemanden etwas davon zu sagen, weil die ganze Sache ein Geheimniß für die Kinder hätte bleiben sollen. Ernstens Herz war voll geheimer Furcht und Wonne. Er wußte nun, er hatte die Brandhexe gesehen, und dieses allgemein gefürchtete Gespenst war seine Freundin. Er hoffte, die Tante würde ihn des andern Morgens auch wieder nach Erdbeeren schicken und die Stunden des Tages wollten ihm nicht

schnell genug entfliehen. Auch hatten die Erdbeeren, so viel er deren heut immer mitgebracht hatte, wirklich kaum für Fritzchens Appetit hingereicht und Tante Eva wollte doch auch ihre Erdbeerkaltschale essen. Deßhalb gab sie Ernsten nicht allein für den andern Morgen den gewünschten Auftrag, sondern befahl auch Florentinchen, mitzugehen und noch einen zweiten Topf voll Erdbeeren einzulesen. — Wer war froher als die beiden Kinder. — Sie drückten sich geheimnißvoll die Hände und eilten am Abend froh in ihre Schlafkammer, um mit dem Tage wieder zu erwachen.

Ernst besah, ehe er sich schlafen legte, noch einmal mit stiller Lust seinen schönen neuen Nußknacker und sagte endlich wehmüthig zu ihm: „Ach! wenn mir Fritz nur ein paar Nüsse übrig gelassen hätte, um sie mit dir aufknacken zu können!" — Aber kaum waren diese Worte ausgesprochen, so fing der Nußknacker von selbst an zu knacken, und aus seinem großen, unförmlichen Maule fielen schöne Nüsse und Mandeln heraus. Der erfreute Knabe ließ sie sich anfangs trefflich schmecken, als aber der Nußknacker immerfort arbeitete und gar nicht aufhören wollte, und er endlich befürchten mußte, daß die Tante, die mit ihrem Fritz in der Nebenstube schlief, durch das starke Knacken aufmerksam gemacht werden und hereinkommen möchte, so bat er den Nußknacker dringend, doch nur endlich einmal aufzuhören, worauf dieser auch sofort seine Arbeit einstellte, und wieder ganz unbeweglich stehen blieb.

Der Morgen graute kaum, da pochte Ernst schon an Florentinchens Kämmerchen, und als ihm diese leicht wie ein Reh entgegensprang, so gieng es mit flüchtigen Schritten dem Brande zu. Florentinchen faßte schüchtern Ernstens Hand, als sie in die Schatten des Waldes traten; er aber redete ihr Muth ein, ob ihm gleich das Herz selbst klopfte, und beide Kinder sahen sich mit spähenden Blicken nach der Erdbeerjungfrau um. „Wenn sie nur heute zu Hause seyn wird?" sagte Florchen. — „Ich denke wohl," entgegnete Ernst,

„sie wird wohl glauben, daß wir kommen!“ — und in diesem Augenblicke schritt auch die schöne Jungfrau ihnen auf dem einsamen Rasenwege freundlich entgegen. Sie trug heut ein hellgrünes blätterartiges Kleid, einen Kranz von blühenden Erdbeeren in den Haaren und um ihre Brust das feine weiße Tüchelchen mit dem Vergißmeinnichtchen zierlich geschlagen. Die Kinder stutzten erst; da sie aber so hold lächelte und ihnen mit unnennbarer Anmuth die schönen Hände entgegenreichte, so liefen sie mit offenen Armen auf sie zu und ließen sich willig von ihr zu einer alten Eiche hinführen, unter deren Schatten die goldene Schale mit Milch und die grünen Fruchtteller schon bereit standen. „Seht ihr wohl, meine lieben Kinder, daß ich euch erwartet habe, und bin ich nicht besser als die Tante?“ — Mit diesen Worten setzte sie sich mit den Kindern auf das Moos nieder und hieß sie sich satt essen. Ernst schaute sie bewundernd an; als er aber das Tüchelchen mit dem Vergißmeinnicht erblickte, giengen ihm vor unaussprechlicher Sehnsucht nach der lieben seligen Mutter die Augen über. Die Jungfrau aber lächelte ihm sanft zu und streichelte ihm die Wangen, bis er endlich mit kindlicher Unbefangenheit zu ihr sagte: „Du bist so wundergut und schön, ist es denn wahr, was mir der alte Christophel gesagt hat, daß du die Brandhexe bist?“ — Da wurde die Jungfrau furchtbar ernst, sah den erschrockenen Knaben mit funkensprühenden Blicken an und sagte gebieterisch: „Unbesonnenes Kind, was sprichst du für einen abscheulichen Namen aus; wage nicht mehr mich also zu nennen, wenn dir meine Gunst werth ist!“ — Als aber hierauf die Kinder erschrocken zu weinen anfingen, fuhr sie milder fort: „Ich weiß es wohl, ihr habt keine Schuld daran; drum will ich euch sagen, wie ich heiße und wer ich bin. Mein Name ist Fragaria [1], und der Zauberinnen größte, die uralte und dennoch immer jugendlich schöne Nutan ist meine Mutter. Wenn ihr größer und klüger seyn werdet

[1] Fragaria heißt nach Linnée eine Erdbeerstaude.

und eure Herzen rein erhalten habt, wird sie auch euch die Wunderzeichen in ihrem Zauberbuche erklären und ihre Nähe werdet ihr überall leicht erkennen, wenn ihr dann ihren Namen rückwärts zu lesen versteht. Die vielen Kinder, die sie hat, sendet sie sorgsam aus, um in ihrem großen Reiche zu wirken und zu schaffen. Mir hat sie die Sorge für die zarten Erdbeerpflanzen in diesem Walde anvertraut. Meine Reisegefährtin ist die Nachtigall; ich komme mit ihr und wecke meine Kinder, die im Moose schlummern, und pflege sie, wenn sie blühen und Früchte tragen, und heiße sie wieder schlafen gehen, wenn die Früchte gepflückt sind, und eile dann zu andern Geschäften im großen Reiche meiner Mutter. Wie ihr mich jetzt seht, so ist meine wahre Gestalt und die Menschen nannten mich sonst immer die gute Erdbeer-Elfe. Dein Urgroßvater aber, dem ich einstmals auf der Jagd allhier begegnete und zur Erquickung ein Bündchen frischer Erdbeeren bot, schimpfte mich zuerst mit jenem abscheulichen Namen, weil ich ihm ein armes Rehchen verjagt haben sollte, das er zu tödten gedachte. Und da seine wilden Jagdgesellen diesen Namen jubelnd wiederholten, so schwur ich im Zorn: von Stund an jeden hart zu züchtigen, der diesen Namen hier aussprechen würde, und alle Nachkommen deines wilden Vorfahren in einer ekelhaften Gestalt hier so lange zu beunruhigen, bis mir einer von ihnen, trotz meiner Verwandlung, freiwillig sein liebstes Kleinod schenken würde! — und hierauf verwandelte ich mich auf der Stelle in jenes alte ekelhafte Bettelweib, und jagte deinen Urgroßvater und seine erschrockenen Jagdgefährten mit meiner Krücke zum Walde hinaus! — Du aber, mein süßer Knabe, hast mich wieder versöhnt; du hast mir, ohne mich und meinen Schwur zu kennen, aus Mitleid in jener scheußlichen Verwandlung das liebste, was du hattest, das Tuch von deiner herrlichen Mutter geschenkt. Ich werde es dir zum Andenken tragen, bis ich es, in der glücklichsten Stunde deines Lebens, mit einem kostbaren Geschenk einst dir wiedergeben

kann, und werde von nun an allen guten Menschen, wie sonst, wieder in dieser meiner wahren Gestalt erscheinen!"

Die Kinder waren zutraulich geworden und fragten die gute Elfe noch um vieles, die auch liebreich auf alles Antwort gab und den Kindern immer neue süße Früchte vorsetzte, bis Ernst endlich daran dachte, daß es Zeit sey, nach Hause zurückzukehren, und daß sie noch keine Erdbeeren eingesammelt hätten. Fragaria lächelte, als die beiden Kinder erschrocken aufsprangen und nach ihren Töpfen griffen, denn diese standen längst mit den schönsten Erdbeeren gefüllt. Freundlich hieß sie die erfreuten Kinder nun nach Hause gehen und gab ihnen die goldene Schale zum Geschenk mit.

Aber Tante Eva machte garstige Augen, als sie die kostbare Schale erblickte, und ihr die Kinder offenherzig erzählten, wer sie ihnen geschenkt hatte. — „Wartet nur," dachte sie, „wenn das so ist, dann sollt ihr mir nicht mehr in die Erdbeeren gehen!" — Sie beredete sich hierauf mit ihrem Fritz, und als der andere Morgen anbrach, so mußten Ernst und Florentinchen zu Hause bleiben und Fritzen traurig nachsehen, der voll gieriger Erwartung dem Brande zueilte. Aber es dauerte keine Stunde, so hörte man ihn schon von weitem mit Geheul und Geschrei zurückkommen. Ernst lief ihm besorgt entgegen und erschrak, wie er Fritzens Gesicht von Angst und Entsetzen entstellt sah. Da sich aber beide Knaben auf einem Brückchen begegneten, welches über einen tiefen Bach führte, und Fritz seine Wuth doch gern an jemand auslassen wollte, so stieß er den armen Ernst, als dieser ihn mitleidig fragte, was ihm denn widerfahren wäre, in den Bach hinab, eilte nach Hause und erzählte heulend seiner erschrockenen Mutter, wie er in den Brand gekommen sey und, weil er keine schöne Jungfrau gesehen, die Brandhexe laut bei ihrem Namen gerufen habe, worauf denn plötzlich ein altes abscheuliches Weib wie eine Katze auf ihn zugesprungen wäre und ihn mit einer Krücke jämmerlich zum Walde hinausgeprügelt hätte.

Die Mutter schlug die Hände jammernd über dem Kopf zusammen, und als eben auch Ernst mit triefenden Kleidern ins Zimmer trat, der sich allein mühsam aus dem Wasser wieder herausgeholfen hatte, so fuhr sie wüthend auf diesen los und schrie: „In welchem Loche hast denn du wieder gesteckt?" ergriff ihre Elle und schlug, ohne den armen Jungen anzuhören, unbarmherzig auf ihn los, weil sie ihn eigentlich für die Ursache von Fritzens Unfall hielt; und als Florentinchen und der alte Christophel bei dem Lärmen herbeieilten und Einhalt thun wollten, so bekam erstere auch ihre Tracht Schläge mit der Elle und letzterer wurde mit einer Ohrfeige zur Thüre hinaus verwiesen, beide Kinder aber, nachdem sie viel Schläge bekommen hatten, auf ihre Stuben verbannt.

Ernst war außer sich. Die schändliche Behandlung der Tante hatte ihn fast zur Wuth gebracht, und weil er sehr erhitzt gewesen war, als ihn Fritz ins Wasser gestoßen hatte, so zitterte er gewaltig am ganzen Körper. Verzweiflungsvoll riß er die nassen Kleider vom Leibe und warf sich erschöpft ins Bette, wo ihn ein ungeheurer Fieberfrost überfiel. Die Tante fragte nicht nach ihm und schickte ihm das Essen auf die Stube. Als aber der alte Christophel ihr am andern Tag meldete, daß Ernst bewußtlos daliege und in der Fieberhitze bisweilen schrecklich irre rede, so wurde ihr doch, des Vaters wegen, Angst; sie besuchte den Knaben selbst und fand ihn freilich sehr krank. Nun wurde einstweilen nach Gutdünken in die Hausapotheke der Tante gegriffen; weil aber die Krankheit immer zunahm, endlich nach mehreren Tagen doch ein Wagen nach dem Arzte geschickt. Dieser zuckte die Achseln, gab zwar einige Medicin für den Kranken, erklärte jedoch bei seiner Abreise, daß er hier zu spät gekommen sey und nichts mehr zu hoffen wäre. Im Anfang erschrak die Tante zwar über die Worte des Arztes, weil sie sich vor dem Vater fürchtete, der den Knaben unsäglich liebte; allein es war ihr eigentlich gerade recht, daß der verhaßte Stiefsohn noch

eher begraben werden sollte, als das Trauerjahr vorüber war und der Vater sie zur zweiten Frau verlangen würde. Sie sendete diesem, um scheinbar alles Mögliche gethan zu haben, zwar einen Boten, der ihm die Nachricht von der tödtlichen Krankheit seines Sohnes hinterbringen sollte, schnitt aber, indem sie laut ein Sterbelied sang, mit geheimer Freude schon das Sterbehemd zu und verhieß ihrem Fritz alle die hübschen Sachen, die Ernst hinterlassen würde.

Der arme Ernst lag indeß verlassen auf seinem Bettchen, denn die Tante hatte alle Welt von ihm entfernt, um ihn, wie sie sagte, ruhig sterben zu lassen. In trockener Hitze brannten seine Glieder, der Puls flog und hob das Herz gewaltig empor, und die rothen heißen Augen standen weit offen und wollten sich nicht zum erquickenden Schlummer schließen. Da fing leise eine Stimme an süße Lieder zu singen, und es war ihm, als hörte er seine liebe selige Mutter ihn mit den alten bekannten Wiegenliedern wieder in den Schlaf lullen, und so wie die Töne sanft in sein Ohr zogen, schlug das arme kleine Herz auch ruhiger, die heißen Augen schlossen sich und ein süßer Schlaf umfing ihn.

Die Tante, die eben am Zimmer vorbeiging, vernahm den leisen Gesang, schlich sich zur Thüre und sprang mit einemmal rasch ins Zimmer, um den unberufenen Sänger zu überraschen. Allein sie fand das Zimmer leer, der Gesang schwieg und sie erblickte nichts, als daß bei ihrem Eintritt der Nußknacker so eben das große Maul zumachte. Es war ihr unbegreiflich; da sie indeß Ernsten mit geschlossenen Augen und unbeweglich daliegen sah, so meinte sie, er sey wohl so eben gestorben und eilte, ihrem Fritz diese Nachricht zu hinterbringen. Dieser konnte sich denn auch nicht enthalten, sich sofort in den Besitz von Ernstens Sachen zu setzen, schlich sich heimlich auf dessen Zimmer, und da ihm der schöne neue Nußknacker zuerst in die Augen fiel, so griff er denn vor allem nach diesem. Allein kaum hatte er ihn in die Hände genommen, so biß ihn der

Nußknacker so in die Finger, daß das Blut herausspritzte. Fritz schleuderte ihn erbärmlich schreiend von sich und stürzte zur Thüre hinaus; der Nußknacker aber stellte sich ernsthaft wieder auf seinen Posten.

Mittlerweile war der Bote, welcher die Trauernachricht bringen sollte, bei Ernstens Vater angekommen. Der arme Mann warf sich erschrocken zu Pferde, und da er eine starke Tagereise zu machen hatte, so suchte er alle nähern Wege zu gewinnen. Deßhalb wählte er auch dießmal den Weg durch den Brand, der viel näher nach dem Schlosse führte, ob er ihn gleich sonst gern vermied. Aber das Pferd schnaufte, als er dem Walde näher kam und wollte nicht hinein, doch gab er ihm die Sporen und sprengte vorwärts. Als er nun aber zu der Stelle kam, wo ihm die Brandhexe immer erschienen war, wollte das Thier nicht weiter und bäumte sich gewaltig, da er es antrieb, und würde sich gewiß mit ihm überschlagen haben, wenn nicht in dem Augenblicke die schöne Erdbeer-Elfe ihm aus dem Gebüsch zu Hülfe gesprungen wäre und das Pferd beim Zügel niedergezogen hätte, worauf es wie ein Lamm stehen blieb. Sie grüßte ihn dann gar freundlich, reichte ihm ein Büschelchen schöner Erdbeeren und sagte: „Bringe sie deinem kranken Sohne, er wird genesen!“ Mit diesem Trost im Herzen jagte der Vater weiter und sprengte so eben in den Hof, als Fritz mit blutendem Finger seine Mutter aufsuchte. Die Tante aber war dem Vater angstvoll entgegengelaufen, um ihm, mit verstellter Theilnahme, die sichere Nachricht von Ernstens so eben erfolgtem Ableben zu hinterbringen; allein der Vater eilte schweigend an ihr vorbei und auf das Krankenzimmer, und als er bekümmert an Ernsts Bette trat, schlug dieser die klaren Augen wieder auf, und streckte dem Vater freundlich die Arme entgegen, und als ihm dieser die Erdbeeren reichte, rief er erfreut aus: „Ach! die sendet mir Fragaria, die werden mich wieder gesund machen!“ Kaum hatte er

auch die schönen Früchte mit großem Appetit genossen, so ging, zum Leidwesen der Tante, die Genesung mit raschen Schritten vorwärts, und noch heute konnte er das Bett wieder verlassen.

Sobald sich der alte Christophel mit seinem Herrn allein sah, erzählte er ihm alles, was vorgefallen war, und vorzüglich gar vieles von der Bosheit der Tante Eva. Der Vater konnte dieß kaum glauben, hörte auch nur mit halben Ohren auf Christophels Erzählung, denn er suchte ängstlich etwas in seinem Schreibepulte, was er nicht finden konnte. Dieß war nämlich das Miniaturgemälde seiner Gattin, welches sehr ähnlich und reich in Brillanten gefaßt war. Er hatte es in einem geheimen Fache aufgehoben und wollte bei dem Wiedergeschenk seines Kindes einmal das liebe freundliche Gesicht auch wieder anschauen; allein das Bild war verschwunden. Er ließ die Tante rufen, doch auch sie wußte nicht, daß jemand während seiner Abwesenheit auf seinem Zimmer gewesen wäre, gab ihm aber sogleich den Rath, die Sachen eines jeden Hausbewohners in seiner Gegenwart eiligst durchsuchen zu lassen. Dieß geschah, und zum Erstannen des Vaters wurde zwar nicht mehr die kostbare Einfassung, wohl aber das Bildchen selbst und die Haarschnur, woran es gehangen hatte, in Flo entinchens Kommode versteckt gefunden. Das erschrockene Mädchen betheuerte zwar ihre Unschuld, wurde aber, bis die Sache näher untersucht seyn würde, einstweilen eingesperrt Die Tante unterließ indeß nicht, dem Vater noch manches Verdächtige von Florentinchen zu hinterbringen, sprach viel von dem gewöhnlichen Undanke solcher angenommenen Kinder und rieth dem Vater, um alles Aufsehen zu vermeiden, das Mädchen insgeheim wieder aus dem Hause zu schaffen; wozu denn auch dieser nicht übel Lust hatte.

Es war dieß aber auch wieder ein fein angelegtes Plänchen der lieben Tante. Denn da sie Ernsten schon durch den Tod los zu seyn glaubte, so sollte nun auch Florentinchen auf diese Weise

aus dem Hause entfernt werden. Sie selbst aber hatte dem Vater das Bild entwendet, die Brillanten zwar für sich behalten, das übrige hingegen in Florentinchens Sachen gesteckt, wo sie es denn natürlicher Weise leicht zu finden wußte.

Es war Abend geworden; der Vater saß verdrießlich auf seinem Zimmer und suchte Ernsten zu beruhigen, der weinend für Florentinchen bat und ihre Unschuld auf seinen Knieen betheuerte, als plötzlich das Zetergeschrei der Tante das ganze Haus zusammenrief. Man eilte nach Ernstens Zimmer, woher es zu kommen schien und fand hier die Tante mit dem Nußknacker im Kampfe. Sie hielt einen Brief und eine Stange Siegellack in den Händen, der Nußknacker aber hatte mit seinem großen Maule sowohl beide Hände, als auch den Brief festgepackt, war stärker als die Tante und hielt sie trotz alles Sträubens fest. Der Vater mußte über diese närrische Scene laut lachen; Ernst aber trat besorgt hinzu und hatte auch kaum den Nußknacker berührt, als dieser die Tante fahren ließ, den Brief jedoch immer noch nicht hergeben wollte. Da aber die Tante diesen durchaus habhaft zu werden und ihm den Nußknacker mit Gewalt zu entreißen suchte, so ging das Couvert entzwei und die brillantne Einfassung des Bildes fiel heraus. Die Tante hatte nämlich die kostbaren Steine einer vertrauten Freundin zum Verkauf zusenden und diesen Brief in Ernstens einsamem Zimmer zusiegeln wollen, als der grobe Nußknacker zugepackt und sie fest gehalten hatte. Trotz alles Sträubens der Tante nahm der Vater den Brief in Empfang, den der Nußknacker auch sogleich fahren ließ, als der Vater darnach griff und lernte nun daraus die Tante hinlänglich kennen. Er verhörte seinen treuen Christophel noch einmal und ließ dann der Tante höflichst durch ihn sagen: sie möchte die Güte haben, sich morgen mit dem Frühesten nebst ihrem Sohne aus seinem Schlosse zu entfernen. Wer war froher als Ernst und Florentinchen! Die Tante saß auch schon mit ihrem

lieben Fritzchen vor Anbruch des Tages im Wagen und eilte, ohne von jemand Abschied zu nehmen, beschämt von dannen; sie hatte sich's jedoch nicht versagen können, die goldene Schale, welche Fragaria den Kindern geschenkt, mitzunehmen, und hielt sie wohl eingewickelt auf dem Schooße. Als aber ihr Weg sie durch den Brand führte, so kniff sie in schrecklicher Furcht die Augen fest zu, indeß Fritz sich auf den Boden des Wagens legte; weil aber nichts vorfiel und der Fuhrmann endlich meldete, man habe das Ende des Waldes erreicht, so blickten beide scheu, jedoch froh wieder auf. In diesem Augenblick aber trat die schöne Erdbeer-Elfe an den Wagen und reichte ihnen lächelnd eine goldene Schale mit Erdbeeren hinein. Mutter und Sohn bedankten sich freundlichst, fuhren weiter und bekamen bald großen Appetit auf die schönen Früchte; sie hatten aber kaum hineingebissen, als sie statt der Erdbeeren den ganzen Mund voll stinkender Mistkäfer hatten, die sie gar nicht wieder los werden konnten, und statt der goldenen Schale eine ungeheuere Kröte der Tante auf dem Schooße saß und gelassen zum Wagen hinaushüpfte.

So war nun zwar die böse Tante aus dem Hause und hinter ihr der Friede wieder eingezogen; zwar hatte Ernst dem Vater von der Erdbeer-Elfe und ihrer Wiederversöhnung viel Erfreuliches erzählt, allein dem Vater war es doch unheimlich hier zu Muthe, und er befahl auch aufzupacken und reiste mit den beiden Kindern wieder nach der Stadt zurück. Ernst sah seine Freundin, die liebliche Fragaria, nicht wieder; desto höher hielt er den Nußknacker als ein theures Andenken von ihr und erkannte wirklich auch täglich mehr den Werth dieses Geschenkes. Wenn Ernst des Tages über fleißig und gut gewesen war, so knackte ihm Abends der Nußknacker ungeheißen süße Nüsse und Mandeln auf; dagegen blieb er still und unbeweglich stehen, wenn Ernst sein Tagewerk nicht ordentlich vollendet hatte. Er nannte deßhalb auch diesen Freund immer sein kleines Gewissen und bestrebte

sich recht eifrig, seine stete Zufriedenheit zu verdienen, weniger wegen der süßen Früchte, die er ihm gab, als weil er gewiß glaubte, Fragaria wirke im Geheim durch ihn, an deren Liebe ihm so viel gelegen war.

So wuchs nun Ernst heran und bezog als ein hoffnungsvoller Jüngling die Universität. Doch auch hier begleitete ihn sein treuer Freund, der Nußknacker. Es fand sich hier manche Gelegenheit zur Unterstützung eines unbemittelten Freundes, zur Wiederaufhelfung einer verarmten Familie, zum Ankauf eines theuren herrlichen Buchs, und Ernst hätte auch gern keine derselben unbenutzt vorübergehen lassen; allein die Kasse wollte nicht immer zureichen. Da half denn auch wieder der Nußknacker aus; denn wenn Ernst zu einem solchen guten Zwecke eine Summe Geldes brauchte, so waren in den Nüssen und Mandeln, die das kleine Gewissen am Abend eines gut verlebten Tages ihm aufknackte, statt der süßen Kerne blanke Dukaten vorhanden. Dagegen aber blieb er unerbittlich, wenn sein Herr zu einer unerlaubten Ausgabe vielleicht Geld von ihm verlangte.

Ernst benutzte seine Zeit vortrefflich und kam endlich mit vielen Kenntnissen und reinem Herzen von der Universität zurück. Er ward die Freude seines Vaters, der Stolz seiner Freunde und die Hoffnung des Vaterlandes. Er stieg rasch von einem Posten zum andern, und obgleich die reichsten und schönsten Töchter des Landes sich, mit manchem stillen Wunsche, nach dem so ausgezeichneten jungen Manne umsahen, so wählte er dennoch niemand anders zur Gattin, als sein liebes Florentinchen, die indeß zu einer schönen, sittsamen Jungfrau herangewachsen war, und die ihm der Vater denn auch mit Freuden zuführte.

Als sie nun ein Jahr verheirathet waren, besuchten sie einmal den alten Vater, der wieder auf's Gut hinausgezogen war. Und als Ernst eines Morgens ganz früh, es war um die Zeit der

Erdbeerenblüthe, einmal im Fenster lag und über die blühenden Gefilde nach dem alten Brande hinschaute, dessen dunkle Wipfel sich im Gold der Morgensonne wiegten, und an so manches Theure dabei dachte, so war es ihm, als erhöbe sich aus dem Walde ein großer Vogel und käme zu ihm hergeflogen, und als er näher kam, sah er, daß es ein großer schwarzer Storch war, der in seinem feuerfarbenen Schnabel etwas Schweres trug und sich gerade auf das Dach des Schlosses damit niedersetzte. Und als nun Ernst, um zu sehen, was er denn bringe, hinausgehen und sich durch das Schlafgemach schleichen wollte, wo er Florentinchen noch schlummernd glaubte, trat ihm diese, als er es leise öffnete, schön wie der Maimorgen entgegen und hielt ein wunderschönes Knäblein an ihrer Brust, das ihr der große Storch so eben gebracht hatte, und als sie es mit himmlischem Lächeln ihrem Ernst in die Arme legte und er entzückt seine Lippen auf des Kindes kleinen Rosenmund drückte, erkannte er in der feinen Windel, worein das Kind gewickelt war, das Tüchelchen von seiner lieben seligen Mutter mit dem Vergißmeinnichtchen und unter demselben mit goldener Stickerei den Namen:

Fragaria.

Der Seegreis und die Fischerin.

Ein Fischer stand am blauen See,
Die Netze auszustellen.
Gleich tausend Flöckchen Silberschnee
So blitzt es auf den Wellen,
Denn tausend Fischchen allzumal
Sind in das Netz gegangen,
Und freun sich der Gespielen Zahl,
Bis sie sich sehn gefangen.

Bald eilt die schöne Fischermaid
Herbei mit leichtem Tritte;
Daß sie dem Vater Hilfe beut
Und schafft den Fang zur Hütte.
Sie bringt mit manchem Schmeichelwort
Die Fischlein zu den Körben,
Und trägt sie ohne Ahnung fort,
Wie schwer es sey, zu sterben.

Da braust die Fluth, des Seees Rohr
Beginnt im Sturm zu wiegen,
Und aus dem Schilfe kommt empor
Ein hoher Greis gestiegen.

Und halb verdrießlich schüttelt er
Die Fluth von Haupt und Wangen,
Und so, als ob er König wär',
Kommt er einhergegangen.

„Glück zu! Herr Meister! Kannst wohl heut
Kaum deinen Fang bezwingen? — —
Bist du zu einem Tausch bereit,
Soll's täglich so gelingen!" —
Der Fischer spitzt das Ohr und lauscht,
Ihn lüstet's nach der Beute;
Die Hütte hätt' er selbst vertauscht,
Glückt es ihm stets wie heute.

„Die Fischlein meine Kinder sind!"
Sprach jener: „Nimm die meinen,
Und gib mir nur das einz'ge Kind,
Die Maid dort von den deinen.
Ich sah dich mit den Kindern dein
Oft kosen, und dich laben;
Die Fische sind so stumm wie Stein, —
Will auch 'ne Tochter haben!"

Der Fischer aber lacht und spricht:
„Das wär' ein schön Verlangen!
Mein Töchterchen erhältst du nicht,
Könnt' ich auch Wallfisch' fangen.
Es wird ja wohl Jahr ein und aus,
Auch ohne Tausch noch gehen!"
Und damit eilt er froh nach Haus,
Und läßt den Alten stehen.

Allein von Stund an ist der See,
Als wär' er ausgestorben.
Leer kommt das Netzlein in die Höh,
Und nichts wird mehr erworben.
Die Armuth macht sich offenbar,
Die Noth sitzt mit zu Tische,
Viel Kinder hat der Fischer zwar,
Doch leider keine Fische.

Und als er einstmals sitzt und sinnt,
Und weiß es kaum zu tragen,
Schleicht sich zum See sein schönes Kind,
Dort einen Zug zu wagen.
Sie faßt das Netz mit kund'ger Hand,
Wirft's in die Fluthen nieder,
Und setzt sich fröhlich an den Strand,
Und singt gar süße Lieder.

Und wie, wenn bei des Frühlings Wehn
Die fernen Sänger kommen,
Kann Fischlein auch nicht widerstehn,
Und kommt herbeigeschwommen;
Wie auch der Seegreis furchtbar droht,
Er kann sie nicht erwehren;
Sie stürzen willig in den Tod,
Das süße Lied zu hören.

Da faßt die Maid das Netzlein an,
Und zieht es schnell zu Lande,
Und füllt den kleinen Fischerkahn
Mit Fischen bis zum Rande.

Und weil sie emsig wirkt und schafft,
Fast bis der Abend winket,
Vergeht ihr nach und nach die Kraft,
Und Arm und Wimper sinket.

Da kommt der Seegreis aus dem Rohr
Still lauernd hergegangen,
Zieht schnell ein goldnes Netz hervor,
Das Mägdlein drin zu fangen,
Und reißt es mit geheimer Lust
Hinunter in die Tiefe,
Und legt es still an seine Brust,
Auf daß es weiter schliefe.

Der Fischer hat seit dieser Zeit
Der Fische viel gefangen.
Allein sein Kind blieb weit, ach! weit,
Konnt' nicht mehr es erlangen.
Ihr Mädchen schaut nur auf dem See
Tief in die Fluthen nieder,
Da blickt sie zu euch in die Höh,
Und winkt und grüßt euch wieder.

Der Geburtstag der Mutter.

Ein Schauspiel in drei Aufzügen.

Personen.

Madame Stern, eine reiche Kaufmannswittwe.

Seraphine, ihre Tochter.

Wilhelmine Flohrberg, ihre Nichte und Pflegetochter.

Moritz, deren Bruder, Pflegesohn des Forstmeisters Wild, Bruders der Mad. Stern.

Anna, Wilhelminens alte Amme.

Babeckan, eine Zigeunerin.

Das Stück spielt theils im Hause, theils im Garten der Mad. Stern.

Erster Aufzug.

Zimmer bei Mad. Stern. An der Wand hängt ein weibliches Brustbild.

Erster Auftritt.

Anna und **Seraphine.** Erstere räumt das Zimmer auf, indeß letztere mit einem verdeckten Körbchen hereinkommt.

Seraphine. Sachte! Anne! — Sachte! daß wir die Mama ja noch nicht aufwecken!

Anna. Nun mein Himmel! ich schleiche ja wie ein Gespenst umher, und spreche so leise, daß ich mich selbst kaum verstehe.

Seraphine. O! ich kenne ja wohl deine Art! Aber die Mama darf nicht eher erwachen, bis wir hier alles geordnet haben.

Anna. Werde ich sie denn aufwecken? Krähe ich denn etwa wie ein Hahn und schreie die Leute aus dem Schlafe? — Wahrhaftig, Mamsellchen, mit Ihnen ist man recht übel dran! Nimmermehr kann man bei Ihnen Rede gewinnen. Fängt man einmal an zu sprechen, so heißt es gleich: „Sey nur stille, Anna! ich weiß schon!" Ja Sie wissen aber nichts, und ich möchte auch nicht still

seyn, denn die liebe Sprache ist eine Gottesgabe, und steht mir höher wie's tägliche Brod. Da lobe ich mir das gute Minchen, die hält doch meine Worte werth, und hört mir immer gern zu; aber ich habe ihr auch das Sprechen gelehrt.

Seraphine. Laß es nur gut seyn, Anna, und schilt nicht! Schone deine Lunge zu den Geburtstagsgratulationen für die Mama.

Anna. Spotten Sie nicht! Ich habe mir meine Worte zierlich ausgedacht; komme auch nicht mit leeren Händen, sondern habe die Nacht hindurch an einer Torte gebacken, die ihres Gleichen sucht. — Lassen Sie doch aber sehen, womit Sie die Mama heut anbinden werden.

Seraphine (deckt das Körbchen auf, nimmt mehrere Sachen heraus und legt sie auf den Tisch). So tritt näher! Sieh dieß schöne Kleid, ich habe es eben von der Messe mitbringen lassen. Kannst du rathen, wie viel es kostet?

Anna. Doch wohl baare zehn Thaler.

Seraphine. Weit gefehlt! Es kostet sechs Dukaten.

Anna (es betrachtend). Ach! das ist schrecklich viel! Aber das Zeug ist wie Spinnweben! wie eitel Spinnweben! Als ich noch jung war — —

Seraphine (einfallend). Sey nur ruhig, und sieh ferner diesen Sommerhut, nach der neuesten Mode.

Anna (lachend). Ei potz tausend! der ist ja von lauter Papier.

Seraphine. Das verstehst du nicht! Er ist modern, und deßhalb auch gewiß sehr schön. Endlich sieh dieses große prächtige Bouquet von Pariser Blumen. Sehen sie nicht schöner aus als natürliche?

Anna. Viel natürlicher! Nun da kann die Mama lachen! Was der Deutsche nicht alles ums Geld macht. Ja, ja! ich sage immer — —

Seraphine (einfallend). Du sagst falsch, denn alles dieß ist keine deutsche Waare; wir tragen nur französische oder englische Arbeit. Dem Himmel sey Dank, daß jetzt Friede ist und man fremde Sachen wieder haben kann. Aber meine Kasse ist auch recht erschöpft, und fast das ganze schöne blanke Gold ausgegeben.

Anna. Das will ich glauben! Haben Sie denn aber gar nichts selbst zum Angebinde für die liebe Mama gearbeitet? Ich denke immer, was Kindes eigne Hände machen, das —

Seraphine (einfallend). Denke was du willst! ich konnte unmöglich; die schönen neuen Romane haben meine ganze Zeit ausgefüllt. Ueberdieß besaß ich ja Geld genug zum Kaufen. — Ja, wer so arm ist wie Minchen! — Was die nur aber für die Mama gearbeitet haben mag? Bis tief in die Nacht sah ich immer Licht auf ihrem Zimmer.

Anna. Wer weiß denn? — Das fleißige Kind geht immer spät zu Bette und steht früh wieder auf. Heut sah ich sie vor Sonnenaufgang schon in den Garten gehen.

Seraphine. So früh schon? — Ich begreife das Mädchen gar nicht, aber man hat wirklich seine rechte Plage mit ihr. Nirgends hat sie Ruhe und immer ihre eignen Grillen. Lach' ich, so weint sie! will ich ausgehen, so hat sie zu arbeiten. Ich bin Minchen von Herzen gut, aber dieses Wesen ist mir doch höchst fatal.

Anna. Ach! das arme Kind hat wohl manchen Kummer und manche Sorge, die es allein tragen muß.

Seraphine. Sorgen und Kummer? Ich bitte dich! was fehlt ihr denn hier bei uns? Hat sie nicht alles vollauf?

Anna. Das wohl; aber ihr fehlen doch immer ihre Eltern. Soll sie nicht trauern, da sie nicht weiß, wo diese sind? Ist sie nicht fast eine arme verlassene Waise?

Seraphine. Verlassen doch nimmermehr! Haben wir nicht sie und dich in unserm Hause aufgenommen, als ihre Mutter davonging?

Anna. Sagen Sie doch lieber gar: davonlief! Mein Gott! die arme Frau; ist sie nicht aus purer reiner Liebe in die Welt gegangen, um ihren unglücklichen Mann aufzusuchen?

Seraphine. Mama sagt: sie hätte es können bleiben lassen. — Aber ich will schweigen. Minchen ist doch nicht verlassen, sie hat einen Bruder; ich habe keinen. — Was war das gestern nicht für ein Lärmen, als der junge Herr ankam! Vor lauter entsetzlicher Freude vergaß man mich ganz und gar und ließ mich stehen.

Anna. Du liebe Zeit! die Geschwister haben sich ja lange nicht gesehen! — Freilich, der Moritz ist schon ein bischen wild; er wird wie sein Pflegvater, der alte Forstmeister. Aber es ist doch ein herzensguter Junge.

Seraphine. Er bleibt doch ein ungezogener Mensch! Denke nur, er nannte mich im ersten Augenblick gleich Du! Alles hat er in den Händen; von jedem Gericht ißt er zweimal, und dann die garstige Wirthschaft mit seinem ekelhaften Pudel!

Anna. Wenn die Kinder wachsen, so schmeckt das Essen und wenn er Du! gesagt hat, so meint er's wohl gut; und der Pudel —

Seraphine (einfallend). Er soll mich aber Sie! nennen; ich will's ihm schon sagen, daß er der Ruthe noch nicht entwachsen ist. Wahrhaftig, ich wollte, die beiden zärtlichen Geschwister wären heut nicht hier! Denn der ungezogene Knabe, der einem niemals Ruhe läßt, und Wilhelmine mit ihren trüben, sehnsüchtigen Augen, die stören einem die ganze Freude.

Anna. Seyen Sie doch billig, Mamsellchen! und lassen Sie das Kind gehen. Ist denn Minchens Mutter nicht die Zwillingsschwester Ihrer Mama? Ist denn nun heut nicht der Geburtstag von beiden? Je mehr Sie sich freuen und der Mama in die Arme fallen, um desto mehr muß Minchen wohl weinen, denn sie

weiß ja nicht, wo ihre liebe Mutter ist. Ach! wenn ich bedenke, wie froh sonst dieser Tag gefeiert wurde und wie ich das letztemal heut vor fünf Jahren zwei schöne große Kuchen gebacken hatte! —

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Wilhelmine. Moritz, welcher ein Körbchen mit Blumen trägt.

Wilhelmine. Guten Morgen, Seraphinchen! Guten Morgen, Mutter Anne!

(Anna reicht ihr die Hand.)

Moritz. Guten Morgen, fein Mühmchen! So früh schon auf? Der Onkel sagte: Ihr schlieft hier bis spät in den Tag; aber ich will ihn Lügen strafen.

Seraphine. So früh tagt's freilich nicht immer bei uns. Was sollen wir auch so zeitig auf? Wir Frauenzimmer in der Stadt ahmen nicht gern den Hühnern auf dem Lande nach.

Moritz. Sieh da! dein Züngelchen scheint ja recht spitzig! Doch dir, mein kleines Mühmchen, verzeiht man das.

Seraphine. Wie kann ein Knabe, wie Sie, mich Du! nennen wollen? Da ich Sie Sie! geheißen habe, so bitt' ich mir das Sie zurück.

Moritz. Da hast du's! nimm's; ich mag's nicht haben! Ich behalte das Du! — Nenne du mich meinethalben Ihro Gnaden! — Ich heiße dich Du! denn ich bin dir gut. Heiße ich doch meinen Pudel nur Sie! wenn er ungezogen gewesen ist.

Seraphine. Pfui! mich mit einem Pudel zu vergleichen!

Moritz. Ei! das wäre auch keine Schande! Der Pudel ist

gar klug und treu und ist mein Freund. Ich wollte, du dächtest nur wie mein Pudel, dann würdest du mich recht lieb haben.

Seraphine (sich zu Wilhelminen wendend). Dein Bruder ist sehr unartig, aber man muß doch fast über ihn lachen.

Wilhelmine. Habe Geduld mit ihm! Er ist freilich von unserm Onkel etwas frei erzogen, aber dennoch der beste Knabe auf der Welt.

Seraphine. Ich will's glauben. Du hast mich aber heut recht lange hier auf dich warten lassen.

Wilhelmine. Ich habe im Garten die Sonne aufgehen sehen und dabei mein Morgengebet verrichtet.

Moritz. Und ich habe ein Körbchen voll Blumen für die Frau Muhme gepflückt.

Seraphine. Geht mir mit euren Blumen! In wenig Stunden sind sie welk und werden weggeworfen. Seht die meinigen hier, die verlieren ihre Schönheit niemals. (Sie zeigt auf die Pariser Blumen.)

Moritz (nachdem er sie angefühlt). I! das sind ja einfältige papierne Dinger! Die haben ja weder Morgenthau noch Duft. Wer hat dich denn damit betrogen? Fort mit dem Zeuge! (Er entreißt sie ihr und will sie zum Fenster hinauswerfen.)

Seraphine (hält ihn auf). Halt! halt! meine schönen theuren Blumen.

Moritz (reicht ihr sein Blumenkörbchen). Da! nimm diese herrlichen frischen Blumen dafür! Ich hole für die Frau Muhme sogleich andere.

Seraphine. Ich mag die nassen Blumen aber nicht haben! Behalten Sie sie für sich! Die meinigen kosten schweres Geld.

Wilhelmine. O! gib sie wieder, Moritz!

Moritz (gibt sie zurück). Meinetwegen, nimm deine papierne Alfanzerei! Sie paßt für dich! — In meinen Wäldern blühen

andere Blumen, die passen für mich. — Aber halt, bald hätte ich etwas vergessen! (Er zieht ein Papier aus der Tasche, hält es vor sich und geht damit auf und ab, als lerne er auswendig.)

Seraphine (sich schüchtern nach ihm umsehend). Dem Himmel sey Dank! nun haben wir doch einmal Ruhe vor ihm! — Nun geschwind, Herzensminchen, zeige mir, was du der Mama zum Angebinde bringst.

Wilhelmine (es aus ihrem Strickbeutel nehmend). Dieß kleine Nachthäubchen habe ich ihr gestickt.

Seraphine. Sieh da, recht hübsch, recht niedlich! doch fehlen Spitzen daran. — Nun zeige weiter.

Wilhelmine. Weiter habe ich nichts.

Seraphine. Weiter nichts! — das ist dein Scherz! Ich sah ja fast immer bis spät in die Nacht Licht auf deinem Zimmer; für wen solltest du denn gearbeitet haben, als für die Mama?

Wilhelmine. Ich arbeitete auch für die Mutter! Doch laß es gut seyn — es kommt ja nicht auf die Größe der Gabe, sondern auf das Herz an, welches sie reicht, und das wird deine gute Mutter nicht verkennen.

Seraphine Das wohl; nur hat man selbst mehr Freude, wenn man recht viel geben kann. Stelle dir nur einmal vor, wenn die Mama sich mit all den schönen Sachen, die sie von mir erhält, putzen wird, und dann den ganzen langen Tag immer dabei an mich denkt.

Wilhelmine. Abends aber, wenn sie den Staat wieder abgelegt hat, setzt sie doch mein Häubchen auf, und ihr letzter Gedanke gehört dann mir.

(Indeß die beiden Mädchen mit einander sprechen, und Anna theils alles im Zimmer geordnet und zurecht gestellt, theils durch Pantomimen an dem Gespräch Theil genommen hat, geht Moritz zu ihr hin, führt sie mitten ins Zimmer, gibt ihr sein Papier in die Hand und stellt sich vor sie hin.)

Anna. Nun, Moritzchen! was soll denn das werden?

Moritz. Hier, Anna, stehst du still! hier in der Mitte, und überhörst mir mein Gedicht. Unser Herr Magister hat sich viel Mühe damit gegeben, aber es will mir immer noch nicht recht zu Kopfe. (Er macht Annen eine tiefe Verbeugung und fängt an zu declamiren.) Geliebte Tante, laß dir diesen Glückwunsch bringen. (Er stockt.) Nun Anna, so hilf mir doch ein!

Anna. Mein Söhnchen! ich kann ja kein Geschriebenes lesen. Geh und wende dich an Seraphinchen!

Moritz (reicht Seraphinen das Blatt). Allons! fein Mühmchen, stell dich hieher!

Seraphine. Ich danke schönstens und kann nicht dienen; diese Krackelfüße liest auch niemand. Ueberdieß ist mit dem vielen Plaudern die Zeit vergangen. Ich eile, die Mutter zu wecken und herzuführen. (Sie hüpft fort).

Anna. Und ich laufe nach meiner Torte! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Wilhelmine und **Moritz.**

Wilhelmine (faßt Moritzen bei der Hand und zeigt auf das an der Wand hangende Bild). Moritz! kennst du jene schönen, sanften Züge?

Moritz. Ach wohl! es ist ja unserer guten Mutter Bild.

Wilhelmine. Sieh dort die freundlichen Augen, die so manche Nacht an unserer Wiege wachten; sieh den Mund, der nur liebend unsere Namen nannte. (Sie tritt näher zum Bilde hin.) O meine Mutter! wo trifft dich heut der Glückwunsch deiner Kinder?

Hast du den theuren Vater wiedergefunden, oder knieest du an seinem Grabe? Ach! warum gibst du uns denn gar keine Kunde? (Man hört im Nebenzimmer ein Andante auf dem Pianoforte spielen. Wilhelmine fährt fort:) Horch! mit lieblichen Tönen weckt Seraphine ihre Mutter. Ach! wo schlummerst du, daß auch wir dich erwecken? Oder dringt kein Ton der Liebe mehr zu deinem stillen Lager? (Moritz ist vor dem Bilde auf die Knie gesunken und hält weinend die Hände vors Gesicht. Wilhelmine trocknet sich auch die Augen, dann fährt sie fort, indem sie Moritzen aufhebt. Die Musik schweigt). Bruder! soll es denn nur bei dieser Sehnsucht bleiben? Wollen wir nicht diesen Tag würdiger begehen?

Moritz. Ach! wie denn, Schwester? Wir armen Kinder können ja nur für unsere Eltern beten. Wir sind vielleicht schon Waisen.

Wilhelmine. Nein, Moritz! Gott behüte, daß du wahr sprichst! Nein, wir sind noch keine Waisen! Es kann noch ein herrlicher Tag für uns aufgehen, der uns die Eltern wieder schenkt; aber daß wir hier müßig stehen und klagen, das kränkt mich, Bruder.

Moritz. Müßig stehen? wie meinst du das? was können wir denn thun?

Wilhelmine. Leben wir nicht hier bei unsern Anverwandten in sicherer Ruhe, indeß die Mutter wie eine Bettlerin von Thüre zu Thüre geht, und überall um Nachricht von dem Vater bittet? — Ach und wie oft vielleicht vergeblich! Man läßt sie warten, man weiset sie wohl mit harten Worten ab.

Moritz (auffahrend). Wer unterfängt sich das? -- Hier steht ihr Sohn.

Wilhelmine. Ja, wenn du bei ihr wärest! Aber wo ist sie, daß du sie schützen kannst? — Und wenn es ihr nun doch gelungen ist, den Vater wieder zu finden; und wenn sie vielleicht krank darnieder

liegt und fremde Menschen ohne Mitgefühl an ihr vorübergehen, und sie vergebens ihre matten Arme nach ihren Kindern ausbreitet —

Moritz. Um Gottes willen! halt ein, Schwester! was zeigst du mir für ein schreckliches Bild?

Wilhelmine. So hat es lange schon vor meiner Seele gestanden. Und kann's denn nicht so seyn, wie ich's sage? Ist's nicht vielleicht viel schlimmer schon?

Moritz. Liebe gute Schwester, frage nur nicht mehr! Ich laufe sonst gleich davon.

Wilhelmine. Davonlaufen willst du, wohin denn?

Moritz. Der Mutter nach, in die Welt hinaus will ich laufen, und sie suchen überall, und sie schützen.

Wilhelmine. Ist das dein Ernst Bruder? Wolltest du das?

Moritz. Ja, mein voller Ernst, mit tausend Freuden.

Wilhelmine (umarmt ihn). O, nun komm an meine Brust! — So dachte ich mir dein Herz, und so finde ich es auch. Aber wenn ich dich nun beim Wort nehme, würdest du dich wirklich entschließen, mit mir von hier fortzugehen, um unsere Eltern aufzusuchen?

Moritz. Und du kannst noch fragen? Längst hab' ich mir es schon so geträumt; aber wie wird es möglich seyn?

Wilhelmine. Es ist möglich; wisse Bruder, daß dieß lange schon mein stiller Plan war, und daß ich zu dieser Reise alles vorbereitet habe. Deßhalb bat ich dich in jedem Briefe so dringend, uns ja recht bald zu besuchen.

Moritz. Wilhelmine, was hör' ich!

Wilhelmine. Nur prüfen wollte ich dich vorher, ob du mit mir eines Sinnes wärest, und mit mir hinauswandern wolltest; denn sonst ging' ich allein.

Moritz. Nein, ich folge dir bis in den Tod!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Anna mit einer Torte, auf welcher ein brennendes Wachslicht steht.

Anna (setzt die Torte auf den Tisch, auf welchem die übrigen Geschenke liegen, und stellt ihn mitten ins Zimmer). Kinderchen, Kinderchen! seht einmal meine schöne Torte an! Habt ihr dergleichen schon gesehen?

Moritz. O mein Himmel! was hast du denn hier zu suchen? Geh doch und laß uns jetzt allein!

Wilhelmine. Nein, bleib Mutter Anne! Du gehörst mit deinem schönen Kuchen vor allen Dingen hierher. (Zu Moritz.) Sey ruhig, Bruder! wir werden schon noch davon sprechen.

Moritz. Ach, du hast immer Zeit zu allem; ich aber nicht. Ich will es auf der Stelle ausgeführt wissen.

Anna. Was habt ihr denn? Was zankt ihr euch denn? Musje Moritz hat wohl schon Appetit auf meine Torte? O ja! Kinder müssen warten. — Aber Minchen, da ich dich hier allein treffe, so nimm mir hier die fünf Thaler ab, die ich für den letzten Leibgürtel gelöst habe.

Wilhelmine (nimmt das Geld). Ich danke dir! Hast du lange handeln müssen? Fand man den Preis nicht zu hoch?

Anna. Bewahre Gott! — Die Arbeit war ja so schön, daß man vielleicht noch mehr gegeben hätte! Aber du forderst immer so wenig.

Moritz. Wie, was hör' ich? Du mußt hier für Geld arbeiten?

Wilhelmine. Ich muß nicht, aber ich will; denn was man selbst erwirbt, gehört uns eigen.

Anna. Ja, ja! Moritzchen, du hast Recht! Schilt sie nur aus. Sie sitzt fast jede halbe Nacht, und näht und stickt, und sorgt, um nur recht viel Arbeit zu vollenden. Dann muß ich gehen und sie verkaufen, und komm' ich dann mit vollen Händen zurück, so ist eine Freude, als käme der heilige Christ. Kind, du mußt schon viel Geld beisammen haben.

Wilhelmine. Das hab' ich auch, Mutter Anna! Ich besitze jetzt volle hundert Thaler in Golde.

Moritz (erstaunt). Hundert Thaler!

Anna (schlägt die Hände zusammen). Hundert Thaler in Golde? — Kind, laß dich nicht den Mammon blenden und werde nicht geizig. Nein, ich verkaufe nichts mehr für dich. Du sollst nicht mehr die Nächte durchwachen! Du sollst schlafen und deine hübschen Augen schonen!

Wilhelmine. Ich will auch nun schlafen, denn ich werde des Tages über müde genug werden. Aber Moritz! ahnest du nicht, wozu ich das Geld erspart habe?

Moritz. Wohl ahne ich es! O Schwester, wie bewundere ich dich!

Anna. Was soll dir denn aber das viele Geld im Kasten?

Wilhelmine (indeß Moritz vor das Bild der Mutter hintritt). Deiner treuen Liebe, Mutter Anna, bin ich Rechenschaft von allem schuldig, was ich thue. Du wirst aber auch uns zu Liebe schweigen. Sieh dort einmal das Bild unsrer Mutter an! Suchen diese lieben freundlichen Augen nicht ihre Kinder? — Sollen wir hier in Ruhe und Ueberfluß bleiben, indeß sie allein unter fremden Menschen lebt und unseres armen Vaters Schicksal theilt?

Anna (erschrocken). Um Gottes willen, Kinder! was habt ihr vor?

Wilhelmine. Still, Mutter Anne! ich höre die Tante

kommen. Gegen Mittag wollen wir drei uns im Garten treffen, dort sollt ihr mehr erfahren.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Madame Stern, von **Seraphinen** geführt.

Mad. Stern (bleibt stehen und stellt sich überrascht). Ei, meine Kinder! was soll denn das bedeuten?

Seraphine (führt die Mutter zum Tische und zeigt ihre Geschenke). Die kindliche Liebe feiert heut ihr Wiegenfest, beste Mama, und hat die schönsten Geschenke Ihnen zum Angebinde erwählt.

Wilhelmine (küßt ihr die Hand). Die Dankbarkeit bringt ihrer Hände Arbeit und diese Blumen Ihnen dar.

Anna. Und die alte Treue hat diesen Kuchen gebacken.

Mad. Stern. Ich danke euch, meine Lieben, ich danke euch! Aber du hast viel Geld meinetwegen ausgegeben, Seraphine! Eine Arbeit wäre mir lieber gewesen. (Zu Moritz, der ängstlich dasteht). Nun, hat denn mein lieber Moritz nicht auch ein Wünschchen für mich? —

Moritz (seufzend). Wir wollen's versuchen. — Macht einmal Platz!

(Er schiebt die andern auf die Seite, stellt sich mit einer tiefen Verbeugung vor Madame Stern und fängt an zu declamiren).

Geliebte Tante, laß dir diesen Glückwunsch bringen,
Der wie ein Opferrauch heut aus dem Herzen steigt.
Zwar kann ich nicht so schön — — — —

(Er stockt, hustet und fängt noch einmal von vorn an, kommt aber auch nicht weiter; die letzte halbe Zeile wiederholt er noch einigemal immer ängstlicher und weinerlicher, endlich fällt Seraphine lachend ein.)

Seraphine.

Als wie ein Gimpel singen.

Ha! Ha! Ha! Ha!

(Moritz stampft ungeduldig mit dem Fuße, läuft auf die Tante zu und streichelt sie.)

Moritz. Sey nicht böse, liebe Tante, aber ich kann heut an keine Verse denken.

Mad. Stern. Laß es gut seyn, Moritz. Dein Glückwunsch ist mir lieb und werth, wenn sich auch die Worte nicht reimen. Ich weiß es deinem Pflegevater herzlichen Dank, daß er dich zu meinem heutigen Feste hat zu mir reisen lassen.

Moritz. Er läßt dir auch viel tausendmal Glück dazu wünschen.

Seraphine (schadenfroh). Kann er auch so schön singen? Ha! Ha! Ha!

Moritz (aufgebracht). Warte nur, Seraphine! (Er geht drohend fort.)

Mad. Stern (zu Seraphinen). O nicht doch! Schadenfreude erbittert allemal. Moritz meint es so gut und muß nicht beschämt werden.

Anna (trocknet sich die Augen). Ach! meine liebe Madame Stern! mir geht es eben so wie Moritzchen. Ich hatte mir auch eine schöne Zungenübung ausgedacht, und wollte Ihnen nach hergebrachter Weise meine Gratulation abstatten; aber vor Freude kam mir's Weinen an, und da hab' ich auch alles wieder vergessen.

Mad. Stern. Es ist gut, meine liebe Anne! Euer schöner Kuchen zeigt mir, daß ihr mir zu Liebe die Nacht gewacht und gebacken habt, und ist mir deßhalb lieber, als alle langen Glückwünsche.

Anna. I, ja doch, ja doch! wenn Sie ihn aber nur erst anschneiden wollten.

Mad. Stern. Wir wollen ihn in den Garten tragen lassen und dort frühstücken. Der Morgen ist so heiter. O meine Kinder, für eine Mutter ist kein schönerer Tag, als ihr Geburtstag. Die kindliche Liebe und Dankbarkeit, die nicht weiß, wie sie sich an diesem Tage deutlich genug offenbaren soll; die süßen Erinnerungen aus unserer Jugend, die wir in euch wieder aufblühen sehen; der stille Ernst, mit dem wir dankbar zum Himmel aufschauen, und den ihr, trotz eurer eignen Rührung, so in Freude verwandeln möchtet; — dieß alles bewegt das Herz wunderbar, und kann nur die Brust einer Mutter fassen. — Kommt in meine Arme, meine Kinder; an euch hängt mein Leben! (Sie umarmt die beiden Mädchen, Anna steht mit gefalteten Händen dabei.)

Seraphine. Meine liebe, liebe Mama!

Wilhelmine. Meine theure Tante!

Mad. Stern. Ich weiß, daß ihr mich liebt, und darum freue ich mich, auch euch heute eine Freude verkündigen zu können.

Seraphine. Was hast denn du vor, Mütterchen!

Mad. Stern. Ich habe heut Mittag eine Gesellschaft von Freunden zu mir gebeten, und heut Abend hat mein guter Schwager, der Kammerrath Stern, meinetwegen einen Ball in unserem Gartensaale arrangirt, wo jeder Gast, der Lust hat, des Scherzes wegen maskirt erscheinen kann.

Seraphine. O liebe, goldene Mama! ich sterbe vor Freude. Nicht wahr, ich darf mich doch auch maskiren?

Mad. Stern. Das versteht sich. Ich überlasse die Wahl der Masken ganz eurer eigenen Erfindung und hoffe, sie werden geschmackvoll seyn.

Seraphine. Zweifeln Sie ja nicht. Sie sollen mich gewiß nicht erkennen.

Wilhelmine. Mir aber und meinem Bruder werden Sie wohl erlauben, nicht auf dem Balle erscheinen zu dürfen.

Mad. Stern. Weßhalb denn, mein Kind?

Wilhelmine. Wir freuen uns gewiß recht innig Ihres Geburtstags; aber wir haben ja in der Stille heute noch einen zu begehen!

Mad. Stern. Ich ehre die Liebe zu eurer abwesenden Mutter und würde nichts von euch halten, gedächtet ihr heut nicht lebhaft an sie. Allein das muß eure Freude nicht stören. In deinen Jahren, Wilhelmine, schwärmt man gern und liebt die Wehmuth. Das verstimmt aber fürs ganze Leben. Deßhalb verlange ich zu eurem Besten, daß ihr mitgeht und an dem Feste Theil nehmt. Eure Mutter wird sich gewiß wiederfinden, und wenn es ihr jetzt vielleicht ein wenig kümmerlich ergeht, so hat sie sich dieß selbst durch den unbesonnenen Schritt zugezogen, sich aus überspannter Liebe in die Welt zu wagen. Weßhalb hat sie nicht auf meine Vorstellungen gehört? Doch ich will dir nicht weh thun! — Kommt, meine Kinder, in den Garten zum Frühstück.

(Anna nimmt die Torte und geht voran, alle folgen ihr.)

Zweiter Aufzug.

Garten, auf der einen Seite eine Bank.

Erster Auftritt.

Wilhelmine und **Moritz** kommen im Gespräch vertieft.

Moritz. Also mit Tanz und Festen wollen sie unsern Schmerz übertäuben und uns die Eltern vergessen machen?

Wilhelmine. Ach! sie verkennen alle das schöne Herz unserer Mutter, das sie in Noth und Tod hinaustrieb, und nennen ihre treue Liebe ein unbesonnenes Beginnen.

Moritz. Ja, wir wollen fort; fort von den kalten stolzen Menschen! zu unsern lieben Eltern hin. Wenn nur aber zwei Dinge nicht wären!

Wilhelmine. Nun? Was fallen dir jetzt noch für Bedenken ein?

Moritz. Erstlich, daß ich von meinem alten braven Onkel nicht Abschied nehmen soll.

Wilhelmine. Du kannst ihm ja von hier aus schreiben.

Moritz. Freilich wohl! Und ob ich gleich weiß, daß er

sagen wird: „Der Moritz ist ein toller Junge, aber laßt ihn ziehen, er hat recht!" so quält mich's doch, daß dieß der erste Schritt ist, den ich hinter seinem Rücken thue. Und zweitens, Schwester, ich habe kein Reisegeld.

Wilhelmine. Habe ich denn nicht die hundert Thaler?

Moritz. Die gehören dir! Du hast sie dir mühsam erarbeitet; ich aber kann nichts davon annehmen.

Wilhelmine. Moritz, kränke mich doch nicht!

Moritz. Nein! ich lasse mich nicht so umsonst durch die Welt schleppen. Hätte ich nur eine Zither; ich kann hübsche Liederchen dazu singen; dann spielte ich vor den Thüren und erweich'te den Leuten das Herz, indeß du nach unsern Eltern frügst und so verdiente ich unsern Unterhalt, und wo man uns nichts geben wollte, da zehrten wir dann von deinem Gelde; so könnte eins dem andern helfen. Aber eine Zither ist theuer und ich kann mir keine schaffen.

Wilhelmine. Wie viel brauchst du Geld dazu? Nimm es von mir!

Moritz. Nein, ich nehme nichts! Laß mich nur erst zur Besinnung kommen; vielleicht finde ich bis heut Abend noch einen Ausweg.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Anna.

Anna. Kinder, ich komme voll Angst. Was werde ich hören müssen!

Wilhelmine. Anna, du bist verständig und hast uns lieb. Du wirst einsehen, daß wir nicht Unrecht thun.

Moritz. Ja, und sollst und mußt uns Recht geben.

Anna. O, so sprecht doch nur erst.

Wilhelmine. Sieh, ich bin nun fünfzehn Jahr.

Moritz. Und ich dreizehn.

Anna. Ja!

Wilhelmine. Du weißt, daß ich alle weiblichen Arbeiten verstehe und mir mein Brod schon allein zu verdienen vermag.

Anna. Ja!

Moritz. Und mir traust du doch zu, daß ich die Schwester schützen und, wo es gilt, mich tüchtig wehren werde?

Anna. O ja!

Wilhelmine. Nun sind es schon länger als vier Jahre, daß unsere Mutter nach Spanien ging, um unsern armen Vater in der Gefangenschaft aufzusuchen.

Anna. Ach du lieber Gott! ich denke noch daran, wie sie Abschied von mir nahm und ich euch Kinder nicht wecken durfte, und sie wohl zehnmal zu euch zurückkehrte und euch im Schlaf küßte.

Wilhelmine. Ja sie wird wohl mit schwerem Herzen gegangen seyn; denn sie ließ ja ihre Kinder hier zurück und überall war Krieg und Blutvergießen.

Moritz. Und dennoch folgte sie der Stimme ihres treuen Herzens und ging und scheute nichts.

Anna. Ach, es war eine kostbare Frau.

Wilhelmine. Und wir haben hier nichts zurückzulassen; der Friede ist wieder allenthalben eingezogen.

Moritz. Unser Vaterland ist wieder frei, unsere alten deutschen Fürsten sind wieder zurückgekehrt, und wir sind wieder deutsche Kinder, kräftig und stark aufgewachsen.

Wilhelmine. Und wir sollten nicht der Stimme unseres

Herzens folgen, die uns zuruft: „Geht und sucht eure Eltern und steht ihnen bei!"

Anna. Ihr werdet doch nimmermehr wie Bettelkinder in der Fremde umherlaufen wollen?

Moritz. Ja, das wollen wir!

Wilhelmine. An alle Thüren wollen wir klopfen, und um das einzige Almosen bitten: „um Nachricht von unsern Eltern."

Anna. Kinder, wenn ich mit euch gehen könnte! Aber ich bin zu alt und zu schwach.

Moritz. Wir brauchen auch niemand, wir wollen allein gehen. Ich kenne die Landkarte genau.

Wilhelmine. Muth hat uns Gott gegeben, und Reisegeld haben wir auch.

Moritz. Ich zwar noch nicht; doch denke ich, der Himmel wird mir bis heut Abend noch eine Zither bescheren, zu der ich meine hübschen Liederchen singen kann, und meinen kleinen Hirschfänger habe ich auch bei mir.

Anna. Herzensliebe Kinder! ich lasse euch nicht fort. Wenn nun die Mutter zurückkäme und fände euch nicht —

Moritz. Sie wird nicht früher kommen als wir, denn wir bringen sie euch erst wieder.

Anna. Ach, wo wollt ihr euch denn in der großen weiten Welt zurechtfinden?

Wilhelmine. Ueberlaß das uns. Ich kenne den Weg genau, den die Mutter genommen hat. Ich habe mich lange zu dieser Reise vorbereitet; wir finden sie gewiß.

Anna. Senkt mich erst unter die Erde und dann geht über mein Grab hinaus in's Weite. Aber allen Gefahren euch ausgesetzt zu sehen, euch allein zu wissen auf den Irrwegen der Welt, das vermag ich nicht.

Moritz. Sey doch gescheidt, Anna!

Wilhelmine. Mach uns das Herz nicht schwer. Sieh, ich hoffte, du würdest uns segnen und unsere Reisebündel packen; und heimlich wollten wir dich ja nicht verlassen.

Anna. Glaubt ihr denn, daß die Tante und der Onkel es zugeben werden?

Moritz. Sie werden nicht darum gefragt.

Wilhelmine. Wir lassen ihnen Abschiedsbriefe zurück.

Moritz. Wir gehen mit gutem Herzen, denn wir thun nichts Böses.

Wilhelmine. Nein, was ein Kind für seine Eltern thut, das segnet Gott! Und nun geh, Anna, schweig und sey klug! Ich sehe Seraphinen kommen!

(Anna geht traurig ab.)

Dritter Auftritt.

Wilhelmine. Moritz. Seraphine.

Seraphine. Komm her, Minchen, setze dich ein bischen zu mir und erzähle, wie du dich heut Abend zu maskiren gedenkst, denn ich habe nun keinen andern Gedanken weiter.

(Sie setzen sich auf die Gartenbank, Moritz geht ungeduldig umher.)

Wilhelmine. Ich werde mich wohl als Pilgerin ankleiden.

Seraphine. Und Sie, Herr Moritz?

Moritz. Ich maskire mich als dero Cousin, das heißt als Gimpel.

Seraphine (reicht ihm die Hand). Moritz, seyn Sie nicht mehr böse. Ich gestehe ja, es war mit dem Gimpel kein hübscher Scherz.

Moritz. Nicht? nun dann bin ich auf der Stelle wieder gut! Das war hübsch von dir, Seraphinchen! Aber höre, nenne mich doch auch nun Du! ich habe dich wirklich lieb.

Seraphine. Wirklich? Nun meinetwegen, wir wollen es versuchen. Aber nun muß ich auch wissen, wie Sie sich — ich wollte sagen, wie du dich maskiren wirst.

Moritz. Wie hübsch das Du in deinem Munde klingt! Höre, ich werde mich wohl als ein armer Bettlerknabe verkleiden.

Seraphine. Ei großen Dank, nun weiß ich euch doch beide zu finden! Meine Maske sollt ihr nicht erfahren und sollt mich recht suchen müssen. Ich aber will die kleine Pilgerin schon auf eine Menge Irrwege herumlocken.

Wilhelmine. Ich glaube nicht; denn ich kenne meinen Weg.

Seraphine. Nun wartet nur! O das muß eine köstliche Lust geben, so unter den Bekannten unbekannt umherzuschleichen und sie alle zu necken.

Moritz. Stille! seht doch geschwind den Gang hinunter. Was kommt denn dort für ein Geschöpf auf uns zu? Ich glaube wahrhaftig die Maskerade geht schon an.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen und **Babeckan,** die Zigeunerin. Sie ist auf abenteuerliche Weise in einen Mantel gehüllt, trägt eine weite Mütze auf dem Kopfe und ein großes schwarzes Pflaster im Gesicht.

Babeckan (sieht sie erst schweigend an). Seyd gegrüßt, ihr holden Kinder! Steht ihr doch unter den Blumen des Frühlings, als sollten sie alle vor euch erröthen.

Moritz. Schönen Dank, Alte! Wer bist du denn?

Babeckan. Ich bin die Zigeunermutter Babeckan; berühmt in allen Landen durch ihre Weisheit.

Seraphine. Bis zu uns ist dieser große Ruf eben noch nicht gedrungen.

Babeckan. Darum bin ich zu euch kommen, durch Moor und Heide.

Moritz. Worin besteht denn deine Weisheit.

Babeckan. Die Sterne sind meine Geschwister und die Zukunft ist mein Spiegel.

Seraphine. Gut, daß du dich in keinem andern Spiegel besiehst.

Wilhelmine. Kannst du denn auch wahrsagen, alte Mutter?

Babeckan. Das kann ich. Verlangt eine Probe.

Seraphine. Nun so sprich, was geht in unsern Herzen vor?

Babeckan. Laßt mich durch eure Augen erst in die Tiefe des Herzens schauen. (Sie beugt sich vor und sieht ihnen starr in's Gesicht.) Zeigt mir auch die Lebenslinien eurer Hände und sagt mir eure Namen. (Die Kinder thun es, sie fährt fort.) Ihr beide, mit Namen Moritz und Wilhelmine, glaub' ich, seyd Geschwister, denn Eure Lebenslinien ziehen gleichen Gang.

Moritz. Getroffen.

Babeckan. Aus euer aller Augen glänzt ein Fest, das ihr heute feiert.

Seraphine. Bravo!

Babeckan (zu Seraphinen). Du feierst es mit Wonne. Aber ihr beide (zu Moritz und Wilhelminen) mit Kummer.

Wilhelmine. Wahrlich, du hast tief geschaut! Aber was prophezeist du uns?

Babeckan. Du, Seraphine, sey gut und weise, dann wirst du das Glück festhalten. Und ihr Geschwister, seyd treu und hofft, ihr werdet das Glück wiederfinden!

Wilhelmine. Wir werden es wiederfinden, sagst du? — — (Zu Moritz leise.) Das ist die Stimme unseres Genius.

Seraphine. Ich habe genug! und danke schön für die Lehre. Hier, Alte, nimm diese Kleinigkeit. (Sie reicht ihr ein Geldstück.) Kommt mir bald nach, ich eile mich anzukleiden, denn der Mittag ist nahe. (Sie geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Wilhelmine. Moritz. Babeckan.

Babeckan. Laßt mich ein wenig hier bei euch ausruhen. (Sie setzt sich.) Das scheint mir ein lustiges Mamsellchen, das eben fortging.

Moritz. O ja! etwas sehr lustig.

Wilhelmine. Aber doch auch sehr gut! Wo kommst du denn eigentlich hierher, Mütterchen?

Babeckan. Ich komme weit aus einem schönen Lande, das noch vom Kriege blutig ist, ich komme aus Spanien.

Wilhelmine (rasch). Wie? aus Spanien.

Moritz. Ist dort deine Heimath?

Babeckan. Mein Vaterland ist die Erde und meine Heimath überall.

Wilhelmine. Bist du denn genau in Spanien bekannt?

Babeckan. Wohl kenne ich alle Wege und Stege; mit allen Flüssen hab' ich gesprochen, und die Bäche bei Namen gerufen,

alle Dörfer und Städte vernahmen meine Stimme, und alle Wälder kennen meine Fußstapfen.

Moritz. Ach! hast du dort niemals den Namen Flohrberg nennen gehört? —

Babeckan. Tausend Namen rauschen im Sturm der Zeit bei mir vorüber, wer nennt sie wieder? —

Wilhelmine. Gehst du wieder nach Spanien zurück? —

Babeckan. Kann kommen. — Aber ich bin jetzt allein und verlassen, und ziehe herum, um ein gleichgestimmtes Wesen zu finden, das sich mir anschließe, auf daß ich ihm meine Weisheit anvertrauen möge, denn meine Tage sind gezählt.

Moritz. Und wenn du dieses nun gefunden hast? —

Babeckan. Dann führe ich es nach Spanien, und zeige ihm das schöne Land der Geheimnisse.

Wilhelmine (heimlich zu Moritz). Gott! Bruder, wenn sie uns mitnehmen wollte! Wenn wir mit dieser erfahrnen Frau unsere Eltern aufsuchen könnten! (Laut zu Babeckan.) Aber deine Schüler müssen wohl von deinem Volke seyn?

Babeckan. Die Menschen sind alle ein Volk! Wenn nur die Lebenslinien zu der meinigen passen.

Moritz. O so schau doch einmal in unsere Hand, wie findest du unsere Lebenslinien? (Sie halten ihr die Hände hin.)

Babeckan. Unsere Gestirne würden sich wohl friedlich zu einander neigen. Aber ihr seyd vornehme Kinder. Wolltet ihr eure Eltern meinetwegen verlassen?

Wilhelmine. Nein, wir sind nicht vornehm, wir haben niemanden zu verlassen! — Alte gute Mutter! ein besonderes Vertrauen zu dir öffnet mir den Mund.

Moritz. Ja, Schwester! erzähle ihr alles.

Babeckan. Nun so laßt hören.

Wilhelmine. Unser Vater heißt Flohrberg und mußte als

westphälischer Hauptmann in den Krieg nach Spanien ziehen. Gleich in einem der ersten hitzigen Gefechte ward er vermißt, man hatte ihn tapfer in den Feind dringen sehen, dann aber nicht wieder erblickt. Schnell genug erhielten wir die traurige Nachricht. Doch unsere Mutter verließ die Hoffnung nicht, daß er nur gefangen und nicht todt sey. Ihr Glaube ward durch vieles bestätigt, und weil sie dem unglücklichen Gemahl alles schuldig zu seyn glaubte, so faßte sie den kühnen Entschluß, ihn aufzusuchen, wo er auch sey, und ihn zu befreien, oder sein Schicksal mit ihm zu theilen. Sie verpachtete unser kleines Gut, nahm ihre Kostbarkeiten zusammen, und verließ uns ohne Abschied, denn ach! sie wußte wohl, daß unsere Herzen gebrochen wären. — Ein zurückgelassener Brief sagte uns alles. Die Erziehung meines Bruders übergab sie unserm braven Onkel; mich und meine Amme aber hier ihrer Zwillingsschwester, der Madame Stern.

Moritz. So ist sie nun schon vier Jahre von uns fort, und seit sie Spanien betreten hat, haben wir keine Nachricht mehr von ihr erhalten.

Wilhelmine. Heut ist unserer theuren Mutter Geburtstag. Das ist das Fest, das wir mit Kummer feiern. Wir sind beide nun herangewachsen, in unserm deutschen Vaterlande ist wieder der Friede eingekehrt, und so haben wir den Entschluß gefaßt, noch heut in die Welt hinauszugehen, unsere armen Eltern aufzusuchen und ihnen beizustehen.

(Babeckan hat die Kinder bei der Hand gefaßt und sieht sie schweigend an.)

Moritz. Was siehst du uns so an? Es ist unser voller Ernst, und mit tausend Freuden folgen wir dir, wenn du uns nach Spanien mitnehmen und unsere Führerin seyn wolltest.

Babeckan. Liebe Kinder! das ist kein Katzensprung, und die Reue möchte euch bald nachlaufen.

Wilhelmine. Nein! nur Liebe und Sehnsucht wird uns

vorwärts ziehen, und willst du uns den rechten Weg zeigen, so wollen wir deine Stütze auf der Reise seyn, und dich pflegen wie deine Kinder, und wenn wir die Eltern wiedergefunden haben, dich auch reichlich belohnen.

Babeckan. Hört! überlegt das genau. Euer Entschluß scheint mir sehr übereilt. Die Wege der Welt sind rauh, und ihre Dornen reichen bis ans Herz.

Wilhelmine. Nein! der Entschluß ist nicht übereilt; in langen schlaflosen Nächten ist er in meiner Seele geboren; mein Bruder ist ganz meines Sinnes; unser Reisebündel ist schon gepackt. Heut wollten wir fort, und zwar allein; da führt der Himmel dich uns zu.

Babeckan. Ihr seyd gute Kinder! aber mit dem guten Herzen kommt man allein nicht fort, man muß auch Reisegeld haben.

Wilhelmine. Auch dafür ist gesorgt; wir besitzen hundert Thaler.

Babeckan (erstaunt). Wie seyd ihr zu einer solchen Summe gekommen? (Sehr ernst.) Das Geld zu einer so heiligen Reise muß ehrlich erworben seyn, und auch nicht der Schatten eines Vorwurfs darauf haften.

Wilhelmine. Es haftet auch kein Vorwurf darauf; es ist ehrlich erworben.

Moritz. Zwar nicht durch mich, denn ich bin zu dumm und kann nichts verdienen; aber meine Schwester hat die Nächte hindurch für Geld gearbeitet, und es mühsam gesammelt. Doch auf der Reise will ich auch schon etwas erwerben. Nimm uns nur mit dir, alte liebe Mutter! Sieh, wir haben ein so unbedingtes Vertrauen zu deiner Erfahrung; mit dir werden wir unsere Eltern wiederfinden.

Wilhelmine. Weise uns nicht zurück! Hast du keine Kinder? Weißt du nicht, wie Kindesliebe thut?

Babeckan. Ich weiß, wie Kindesliebe thut! — Drum sey's. — Ich will euch mit mir nehmen, und euer Vertrauen zu mir nicht täuschen, ich gelobe euch hier heilig: Ihr sollt eure Eltern wiederfinden.

Moritz. Nun so gib deine Hand und schlag ein;

(Babeckan gibt ihm die Hand, Wilhelmine umarmt sie.)

Wilhelmine. Aber noch heut müssen wir fort! Ein Maskenball beschäftigt heut alle. Man wird uns auch dort glauben, uns nicht vermissen, und so können wir noch in dieser Nacht einen großen Vorsprung gewinnen.

Babeckan. Gut! Für unser Fortkommen und unsere Sicherheit laßt mich sorgen. Wenn auf dem Klosterthurme der Seiger neun Uhr schlägt, treffen wir uns hier. Bis dahin gehabt euch wohl!

Wilhelmine Wir begleiten dich aus dem Garten.

(Sie gehen alle ab.)

Sechster Auftritt.

Anna schleicht hinter einem Gebüsche hervor.

Anna. Gut! daß sie mich hier nicht bemerkt haben! Ach, du mein Gott! mit dem alten garstigen Thiere wollen sie davon laufen? — unter die Zigeuner wollen sie gehen? — Freilich geschieht es aus großer Liebe zu ihren Eltern, aber die Kinder rennen

in ihr eigenes Elend. Die alte Hexe würde ihnen bald ihr bischen Geld abnehmen und sie sitzen lassen. Nein, das geht nicht an. — Als die Madame Flohrberg fortging, da sagte sie: „Anna! dir empfehle ich meine Kinder! Den Moritz bringe zu meinem guten Bruder, für den ist mir nicht bange! Aber mein Minchen verlaß du nicht; bewahre sie wie deinen Augapfel, daß ich sie mit Freuden aus deiner Hand wieder empfange.“ Ich habe es gethan, das weiß Gott! Und nun wollen sie mit einer Zigeunerin entlaufen? — Ach! es kränkt mich wohl in der Seele, daß ich den Judas spielen soll, aber ich muß es der Madame Stern verrathen, denn mein Gewissen läßt mir keine Ruhe. (Sie geht ab.)

Dritter Aufzug.

Garten wie im zweiten Akt. Es ist schon dunkel.

Erster Auftritt.

Madame Stern. Seraphine. Anna mit einem großen Stock.

Mad. Stern (zu Annen). Ich erstaune über das, was Ihr mir erzählt habt, und kann es fast nicht glauben.

Anna. Mit diesen meinen eignen Ohren hab' ich es gehört und würde meine lieben Kinderchen gewiß nicht verrathen, wenn nicht die höchste Noth vorhanden wäre.

Mad. Stern. Und mit einer Zigeunerin wollen sie fortgehen?

Anna. Ja! es ist ein Thier wie eine Katze! Ich hab' Ihnen kein falsches Wort erzählt.

Seraphine. Also mit der alten garstigen Wahrsagerin? — Pfui! ich begreife nicht, wie man sich so wegwerfen kann.

Mad. Stern. Wir wollen sie auf der That ertappen. Wenn sie sich hier um neun Uhr haben treffen wollen, so müssen sie bald kommen, denn die Stunde ist nah.

Seraphine. Ach, Mama! man erkältet sich ja hier in der kühlen Nachtluft, und wer weiß, was uns die alte Hexe zufügen kann?

Anna. Das soll ihr wohl vergehen; denn wo sie sich nur rührt, so schlage ich das alte Thier mit diesem Stocke todt.

Seraphine. O lassen Sie doch die Wache holen und alle insgesammt arretiren; wir wollen lieber auf den Ball zurück, er ist gewiß schon angegangen; sehen Sie nur, wie der Saal dort schon erleuchtet ist.

Mad. Stern. Nein, Seraphine! die beiden Kinder verdienen alle Schonung. Sie handeln zwar höchst unbesonnen, allein doch nur aus überschwenglicher Liebe zu ihren Eltern; ich werde ihr Beginnen sehr strenge tadeln, aber ich wollte doch, ich wäre ihre Mutter. Die Sache muß unter uns abgethan werden. Zur Vorsorge habe ich meine Leute an die hintere Gartenthüre treten lassen.

Anna. Still! dort kommt etwas geschlichen.

Mad. Stern. Fort! verbergen wir uns schnell.

(Sie eilen hinter das Gebüsch.)

Zweiter Auftritt.

Wilhelmine in Pilgerkleidung, ein kleines Bündel auf dem Rücken.

Wilhelmine. Ich bin reisefertig — Der nächtliche Himmel ist so klar, als winkte er mit seinen tausend Augen freundlich zu. — Das Fest hat schon begonnen, die Fenster des Saales glänzen, und die Tante ist mit Seraphinen auch schon dort. — Lebt wohl, ihr Lieben! Meine Trauer hat euch oft gestört. Ver-

gebt mir! ich habe euch so herzlich geliebt! — Gott segne euch! — Und ihr, meine Blümchen, lebt ihr auch wohl! — Wenn ihr morgen wieder erwacht, ist eure Pflegerin ferne! — Ihr werdet nun aufblühen und vergehen, ohne mich.

Dritter Auftritt.

Wilhelmine. Moritz in Jagdkleidung, eine Schießtasche und einen kleinen Hirschfänger umgehangen, auf dem Rücken eine Zither tragend.

Moritz. Hier bin ich, Schwester! Gefall' ich dir so?

Wilhelmine. Ei, du bist herrlich zur Reise gekleidet. Aber wo hast du denn die Zither her?

Moritz. Gekauft hab' ich sie, um schweres Geld.

Wilhelmine. Da sind ja deine Sorgen mit einemmale gestillt, aber wo hast du denn das Geld hergenommen?

(Moritz sieht schweigend vor sich auf die Erde.)

Wilhelmine. Nun, Moritz? willst du gleich anfangs ein Geheimniß vor mir haben? —

Moritz. Nein, das will ich nicht. Aber siehst du, eine Zither mußte ich haben, denn geradezu betteln will ich doch auch nicht, und was dein sauer erarbeitetes Reisegeld anbetrifft, von dem nehme ich nichts, das weißt du schon. — Da habe ich mir denn nicht anders zu helfen gewußt, und habe heute — — meinen lieben — Pudel verkauft. (Er fängt an still zu weinen.)

Wilhelmine (umfaßt ihn). Bruder, du thust meinem Herzen sehr wehe, aber ich ehre dich doch deßhalb; weine nicht!

Moritz (trocknet sich die Augen und schaut fröhlich auf). Ich weine nicht! (Er thut einen Griff auf der Zither.) Höre nur, wie schön

die Zither klingt. Aber still, der Seiger auf dem Klosterthurm schlägt neun Uhr. (Man hört neun Uhr schlagen.) Die Alte wird bald hier seyn.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen und **Babeckan**, die Zigeunerin.

Babeckan. Hier ist sie schon. Ich lasse nimmer auf mich warten. Doch, Kinder, ehe wir ziehen, erwägt es noch einmal ernstlich.

Wilhelmine. Ich hab' es erwogen.

Moritz. Ich auch!

Babeckan. Fühlt den kalten Hauch der Nacht, er wird noch kälter eure Wangen berühren. Der Regen wird euch durchnässen und die Sonne wird euch durchglühen. Eure Füße werden wund und eure blühenden Gesichter braun werden. Bleibt lieber zurück, noch ist es Zeit.

Wilhelmine. Nein! uns hält nichts auf! Wir wollen vorwärts, dem Mutterherzen entgegen.

Moritz. Du hast es versprochen, uns mit dir zu nehmen; drum halte dein Wort nun, Zigeunerin, und komm!

(Sie fassen die Alte bei den Händen und wollen mit ihr gehen.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Madame Stern, Seraphine und **Anna,** mit dem großen Stock, springen hervor.

Mad. Stern. Halt! wo wollt ihr hin? —

Anna (faßt die Zigeunerin beim Mantel und zeigt ihr den Stock). Wart' einmal ein bischen, du spanischer Vogel!

Wilhelmine (erschreckend). Ha, die Tante! — (Schnell gefaßt) Lassen Sie uns, wir haben nichts Böses vor!

Moritz (zieht den Hirschfänger, zu Wilhelminen). Wollen wir uns durchhauen, Schwester?

Seraphine (aufschreiend und davonlaufend). Ha, er sticht uns todt!

Babeckan (befehlend). Ruhig! Wir haben nicht nöthig, uns zu wehren; stecke den Säbel ein. (Moritz thut es.)

Mad. Stern (zu den Kindern). Ja, ich verlange, daß ihr jetzt ruhig seyd! Mit euch will ich in diesem Augenblick nicht rechten; aber diese alte Gauklerin werde ich vor Gericht schleppen lassen, weil sie mir meine Kinder entführen will.

Wilhelmine. Nein, die Alte ist unschuldig.

Moritz. Wir haben uns ihr selbst aufgedrungen, denn wir wollten fort zu unsern Eltern.

Mad. Stern. Ich kenne dergleichen Gesindel, das unerfahrene, von kindlicher Liebe begeisterte Gemüther zu bethören und an sich zu locken weiß.

Wilhelmine. Nein, nein! sie will uns nicht betrügen.

Moritz. Wir haben ihr heiliges Versprechen, daß wir mit ihr unsere Eltern wieder finden sollen.

Mad. Stern. Sprich, du alte Lügnerin! wie hast du ein solches Versprechen den armen Kindern geben können?

Babeckan. Ich hab' es ja schon gehalten!

(Sie wirft die Verkleidung ab und Mad. Flohrberg steht da. Die Kinder staunen erst, endlich fliegt Moritz in ihre ausgebreiteten Arme, indeß Wilhelmine vor ihr niedersinkt und ihre Kniee umfaßt.)

Beide Kinder (zugleich). O Gott! die Mutter, die Mutter!

Zugleich. { **Mad. Stern.** Meine theure Schwester!
Anna. Ach Madame Flohrberg! }

Mad. Flohrberg (hebt Wilhelminen auf). O kommt alle an mein Herz, mit eurer treuen, heiligen Liebe! — Verzeiht mir diese Verkleidung; allein ich wollte euch überraschen und fand meine Kinder in einer Stimmung, die mich meine Rolle weiter spielen hieß. Es thut ja dem Mutterherzen nichts wohler, als wenn unbemerkt die Liebe der Kinder sich ihm offenbart.

Wilhelmine. O! meine theure, theure Mutter!

Moritz. Bist du es denn wirklich? Aber wo ist denn der Vater?

Mad. Flohrberg. In wenigen Tagen ist auch er bei euch. Wie wir uns wieder gefunden haben, das sollt ihr hernach von mir hören.

Mad. Stern. Komm, meine Schwester! komm mit mir, daß ich dich in meinem Hause willkommen heiße und wir wie sonst das doppelte schöne Geburtsfest feiern.

Mad. Flohrberg. Ich hab' es heut köstlicher schon gefeiert als jemals. Denn Kindesliebe ist ja das heilige Licht, welches der Mutter an ihrem Geburtstage leuchtet.

Mad. Stern. Und Schwesterliebe ein unverwelklicher Blumenkranz! — Kommt, meine Lieben!

(Die Schwestern umfassen sich, die Kinder hängen sich an sie und so gehen alle ab.)

Sechster Auftritt.

Anna allein.

(Während des Gesprächs hat sie sich theils die Schürze vor den Augen gehalten, theils Mad. Flohrberg den Rock geküßt und ihren Stock heimlich versteckt. Jetzt, nachdem sie den Abgehenden nachgesehen, schlägt sie die Hände traurig zusammen)

Anna. Ach du mein lieber Himmel! wo soll ich denn jetzt einen zweiten Geburtstagskuchen gleich hernehmen?

Die Begeisterung.

Es weint ein armer Knabe
Wohl manchen Tag und Nacht,
Seit er so früh zu Grabe
Die Mutter hat gebracht.
Und Vater war geritten,
Und als er kühn gestritten,
Gefallen in der Schlacht.

Wohl ziehn die Kinder im Lenze
Zu Baches Blumenrand,
Und winden fröhlich Kränze
Für Mutters liebe Hand.
Doch wem soll er sie winden?
Wird keine Mutter finden,
Tief ruht sie unterm Sand.

Und zu des Schlosses Hallen,
Die auf den Felsen stehn,
Und, halb in Schutt zerfallen,
So ernst herniedersehn,

Und ihn zur Wehmuth laden,
Eilt er auf steilen Pfaden
Still trauernd hinzugehn.

Und als er weilt und sinnet,
Und in die Ferne sieht,
Wie dort die Nacht beginnet
Und hier der Tag entflieht,
Und auf die große Weide
Der Hirt im Strahlenkleide
Mit seiner goldnen Heerde zieht;

Da schlägt das Herz ihm lauter,
Und hebt so wonniglich,
Und inniger, vertrauter
Fühlt er dem Weltgeist sich.
„Nein, ich bin nicht verlassen!“
Ruft er, „dich will ich fassen
Und halten mich an dich!“

Da kommt am Himmelsbogen,
Wie aus der Engel Chor,
Ein holdes Weib gezogen
Im leichten Wolkenflor.
Die Palme in der Linken,
Und aus den Locken blinken,
Wie Sterne, Flammen licht empor.

Sie lächelt zu ihm nieder,
Sie winkt ihn mit sich fort.
Da wird's dem Knaben wieder
Als sey die Mutter dort.

Er ruft mit offnen Armen:
„O Mutter! hab Erbarmen
Und gib ein freundlich Wort!“

„Hinaus, hinaus ins Leben!
Beherrsche deinen Schmerz!
Viel gibt es zu erstreben,
Viel für ein reines Herz.
Wirst du im Kampf bestehen,
Sollst oft mich wiedersehen!“
So spricht sie und flieht himmelwärts.

Da spüret der Verwaiste
Im Herzen Muth und Kraft.
Er eilt mit heitrem Geiste
Ins Reich der Wissenschaft,
Und will's ihm auch bedünken,
Daß oft ihm Laster winken,
Doch bleibt er fromm und tugendhaft.

Und hält der Muth nicht immer,
Wird ihm das Herz wohl schwer,
Dann eilt er zu der Trümmer
Des alten Schlosses her.
Zwei Freund' aus grauen Zeiten,
Die müssen ihn begleiten,
Der Ossian und Homer.

Und liest er ihre Lieder,
So naht ihm auch geschwind
Das Engelbild sich wieder,
Und zeigt ihm, ernst gesinnt,

In der zerfall'nen Halle
Die alten Helden alle,
Und spricht: „So werde auch, mein Kind!"

Zum Jüngling wird der Knabe,
Die Brust von Sehnsucht schwillt;
Und neue reiche Gabe
Schenkt ihm des Engels Bild.
Es reicht ihm eine Laute,
Daß er dem Lied vertraute,
Was ihm das Herz erfüllt.

Und als er Mann geworden,
Und als gestählt die Hand,
Da brach mit Räuberhorden
Der Feind ins Vaterland.
Manch Edler war gefallen;
Da wurde denn von allen
Zum Feldherrn er ernannt.

Und als der Morgen graute,
Am Tag der blut'gen Schlacht,
Da zeigt' ihm die Vertraute
Den Lorbeer durch die Nacht.
Er ließ die Fahnen fliegen,
Rief: „Sterben oder siegen!"
Und er gewann die Schlacht.

Wie auch die Jahre flogen
Am Arm der Zeit vorbei,
Sie ist nicht fortgezogen,
Sie blieb ihm ewig treu.

Denn wen sie liebt auf immer,
Dem welkt das Herz wohl nimmer,
Wie grau das Haupt auch sey.

Wer bist du, die den Busen
Erhält so frisch und jung?
Die du uns rufst die Musen?
Uns trägst auf Adlerschwung? —
„Nur eine reine Seele
Ich mir zur Freistatt wähle:
Ich bin Begeisterung!“

Rübezahl und seine Schwestern.

Ein Mährchen.

Der tiefe Schnee war endlich allenthalben wieder geschmolzen; die Quellen sprangen froh von den Bergen hinab, um die Blumen in den Thälern zu begrüßen und die Wolken zogen auf dem grünen Rücken des Riesengebirges wieder ihre alte Straße hin. Da verließ auch Rübezahl seinen unterirdischen Winterpalast und trat hinauf an die Sonne, um den Feiertagsstaat der Erde zu beschauen und seine beiden Schwestern einmal wieder zu besuchen.

Da Rübezahl die Alleinherrschaft in dem großen Reiche des Riesengebirges überkommen hatte, so hatten seine Schwestern, wie dieß gewöhnlich bei solchen großen Majoraten zu geschehen pflegt, sich nur mit ganz kleinen Besitzungen begnügen müssen. Sie bewohnten jede in einem schönen Thale ein krystallenes Schloß und ihnen waren die Wunderquellen unterthan, die fröhlich um ihren Palast aufwärts strebten und auch das Licht schauen wollten. Die älteste der beiden Schwestern hieß Heißperlchen, die jüngere war Eisfluthel genannt. Für diese letztere fühlte Rübezahl eine besondere Vorliebe, denn sie war ein gar liebes, freundliches Wesen, lebte anspruchlos in ihrem einsamen, romantischen Gebirgsthale,

trieb ihre Quellen zu rascherem Laufe an und erlaubte jedem armen, kranken Menschen an ihrem Wunderborn sich Hülfe zu suchen, wie und wann er wollte. Heißperlchen hingegen war gar stolzen Gemüthes; sie sah es zwar auch recht gern, daß sich die Menschen in großer Menge um sie her versammelten und ihr den Hof machten; aber sie gestattete ihnen niemals einzeln, sondern nur in ganzen Gesellschaften den Zutritt, und ließ ihnen dann immer nur sehr spärlich von ihrem Wunderquell auftragen, so daß der Bruder sie wohl mit Recht Geizperlchen nennen mochte. Deßhalb zog er das bescheidene, wohlthätige Eisfluthel vor und eilte, sie auch dießmal zuerst zu besuchen.

Er spannte einen starken Wind vor seinen leichten Wagen und fuhr damit aus seinem Lustgärtlein über den Reifträgerberg nach jener Gegend hin, wo Eisfluthels Wunderborn quoll. Hier fand er sie einsam am Quell sitzend und sehnsuchtsvoll ins Thal hinabschauend, das mit seinen grünen Wiesenteppichen und mit seinen blühenden Fruchtbäumen sich gar lieblich wieder geputzt hatte.

„Wonach schaut denn mein liebes Schwesterchen so unablässig dort hinaus in's Weite und strengt die schönen Aeuglein so an, daß Perlchen hineintreten?“ fragte Rübezahl freundlich.

„Ach!“ sagte sie und hieß den Bruder willkommen, „ich sehe hinaus auf die Landstraße, ob sich die Menschen nicht bald wieder aufmachen werden, mich zu besuchen.“

„Bleib mir mit deinen Menschen vom Leibe!“ meinte Rübezahl, „ich kann sie nicht leiden und begreife nicht, was du an ihnen findest! Sie sind aufgeblosene und doch erbärmliche Geschöpfe, sind halb Geist und halb Thier, und wollen deßhalb in beiden Reichen ihr Wesen treiben; dazu aber muß man ihnen die Lust versalzen!“

„Du thust ihnen wohl unrecht!“ antwortete Eisfluthel sanft; „denn von deinen hohen Bergen hinab kannst du das menschliche Leben kaum mehr erkennen. Du beurtheilst sie bloß nach den paar

neugierigen Reisenden, die zu dir hinaufsteigen und mit denen du dann auf alle Weise dein grausames Spiel treibst, weil sie an deine Bergherrschaft nicht glauben wollen."

„Und hab' ich da nicht recht?" rief Rübezahl entrüstet, „Strafe muß seyn, und wer nicht glauben will, muß fühlen!"

„Sieh, an meiner viel geringern Macht zweifelt doch niemand," fuhr Eisfluthel fort; „denn wer sich meiner Quelle naht, der fühlt auch meine sanfte Gewalt. Weil ich aber einen Theil des Jahres unter den Menschen hier verlebe, weil ich sehe, wie sie bei ihren vielen Mängeln doch so gutherzig sind, wie sie sich hier in dem kurzen Beisammenseyn so freundlich die Hände reichen und gegenseitige Liebe das allergrößte Bedürfniß ihres armen Lebens ist, so habe auch ich sie liebgewonnen und helfe ihnen gern, wo ich kann!"

„Nun," sagte Rübezahl, „ich will dir deine Freude lassen und beneide dich nicht darum! Meine Bekanntschaft mit ihnen, die ich, wie dir nicht unbekannt seyn wird, auf verschiedene Weise gesucht habe, hat leider allemal ein schlechtes Ende genommen!"

„Ich will dieß nicht bestreiten, denn ich habe mancherlei davon vernommen," antwortete sie; „aber du würdest mich doch beneiden, wolltest du dir nur die Zeit nehmen, einmal einen Sommer hier bei mir zuzubringen und die Menschen mit mir zu belauschen, wie ihnen das Leben eigentlich so schwer gemacht ist und wie sie sich doch immer lieber gewinnen, je schwerer es ihnen auch wird, sich lieb zu haben. Glaube mir nur, von den Menschen allein kannst du die wahre Liebe kennen lernen; denn weil du keinen Begriff von Schmerz und Noth hast, so kennst du auch die reine, aufopfernde Liebe nicht!"

Eisfluthel sagte noch so manches zur Vertheidigung des ihr so lieb gewordenen Menschengeschlechts und Rübezahl stritt noch lange dagegen; endlich versprach er aber doch aus Neugierde, die Schwester in diesem Sommer einmal zu besuchen, sich mit ihr unter die

Menschen zu mischen und dann zu sehen, wer von ihnen beiden sie am richtigsten beurtheilt habe. Eisfluthel, die gar sehr darüber erfreut war, bat ihn aber noch recht dringend, er möchte doch ja nicht vergessen, dann auch sein Söhnchen mitzubringen, denn sie hätte das junge Berggnomel gar zu lieb; sie verhieß ihm überdieß für den Kleinen recht gute Gesellschaft, weil gewöhnlich viele Familien ihre Kinder mit hieher brächten, mit denen er spielen könne; erinnerte ihn jedoch zugleich recht ernstlich, daß er sich mit seinem Söhnchen ja in hübsch anständige menschliche Gestalten kleiden und ja nicht nach seiner gewöhnlichen Art manchen Spuk hier ausgehen lassen möchte. — Rübezahl versprach dieß lächelnd halb und halb, und so schieden denn die Geschwister.

Der Sommer war endlich mit seinen wärmern Tagen eingetreten, da machten sich die Menschen überall auf, die verschiedenen Heilquellen der Erde zu besuchen. Auch Eisfluthels Wunsch war erfüllt und eine Menge Badegäste hatten sich bereits um ihren Wunderborn versammelt. Weil nun aber eine alte Sage berichtete, daß die Nymphe des Quells, deren Namen man jedoch nicht kannte, sich in menschlicher Gestalt immer selbst unter die Badegäste zu mischen, und jedesmal zwei davon, die sie am liebsten gewonnen, durch ihre besondere Geisteskraft zu heilen und ihnen ihre völlige Gesundheit wieder zu schenken pflege, indeß die übrigen Badegäste bloß mit der Kraft der Quelle vorlieb nehmen müßten, so war im Anfange das Verhältniß in der Gesellschaft ein sehr gespanntes. Besonders waren die Damen sehr zurückhaltend und förmlich gegen einander, weil sie sich gegenseitig für die verkleidete Brunnennymphe hielten und sich deßhalb nicht trauten. Sie gingen scheu um einander her und stellten sich auf mancherlei Proben, so daß ein ruhiger Zuschauer zu vielen lustigen Bemerkungen Anlaß gefunden haben würde. Nach und nach aber, da sie den Menschen gegenseitig in einander wieder erkannt hatten, faßten sie auch wieder

Vertrauen und Liebe, und es entstand ein recht frohes freundschaftliches Verhältniß in dem Kreise aller Badegäste.

Mehrere von den Kindern, die unter der Gesellschaft sich befanden, hatten sich zuerst einander genähert und eine frohe kindliche Freundschaft geschlossen. Zwar war ihnen von ihren Müttern die Sage von der in Menschengestalt umherwandelnden Brunnennymphe längst erzählt, und ihnen dabei streng anbefohlen worden sich ja recht artig und bescheiden gegen jedermann zu betragen und sich ja recht zurückgezogen zu halten. Allein dieß war bald von den Kindern wieder vergessen, und sie konnten nicht widerstehen sich zutraulich und liebevoll an jeden anzuschließen, der ihnen freundlich entgegenkam. Durch die Kinder wurden denn auch die Eltern zuerst bekannt und vertraut, und die gegenseitige Furcht vor der verkleideten Nymphe war bald allgemein verschwunden.

Die guten freundlichen Kinder, die sich hier zusammengefunden und sich bald sehr lieb gewonnen hatten, waren folgende: Adolph, der Sohn einer Frau von Geierstein; Amalie, die Tochter der Frau von Steinbach, und Willibald, der Sohn des Oberamtmanns Hirt. Späterhin gesellte sich auch noch der kleine Karl, der Sohn des Doktors Mißpickel hinzu. Diese vier Kinder waren nun fast unzertrennlich bei einander; sie spielten zusammen, oder erzählten sich von ihren Geschwistern, die zu Hause geblieben waren, und während die Eltern die Wiederherstellung ihrer Gesundheit an der Wunderquelle suchten, stärkten die Kinder die ihrige im frohen Genuß der schönen Natur.

Sie hatten sich ein Lieblingsplätzchen am Abhange eines Berges gewählt, wo einige Bänke angebracht waren und wo sie sich täglich zusammenfanden. Hier mußte nun jedes, wie es die Reihe traf, eine Geschichte oder ein Mährchen erzählen. Nur der kleine Karl wußte niemals etwas von dergleichen Sachen, oder brachte doch so närrisches Zeug vor, wenn er anfing, daß niemand daraus klug

werden mochte. Deßhalb mußten denn die übrigen ihn immer vertreten und statt seiner erzählen, wenn die Reihe an ihn kam. Dessen ungeachtet sahen die Kinder den Knaben doch gern in ihrer Gesellschaft, denn was sie auch erzählen mochten, das führte er gewöhnlich in seinem Gesichte gleichsam auf und machte oft solche greuliche Faxen zu ihren Geschichten, daß sie nicht wußten, ob sie lachen oder sich vor ihm fürchten sollten. Wenn sein Vater gegenwärtig war, welches wohl bisweilen zu geschehen pflegte, denn er schien den Kindern gerne zuzuhören, dann durfte der Kleine dergleichen Gesichter nicht schneiden, sonst drohte ihm der Vater sehr ernsthaft mit dem Finger und schickte ihn wohl gar aus der Gesellschaft fort.

Einstmals erzählte Amalie die niedliche Geschichte von la Motte Fouqué: „das Schauerfeld" betitelt, wo Rübezahl bei einem ehrlichen, gottesfürchtigen Landmann, den er erst derb geschoren, endlich aber doch liebgewonnen, sich sogar als Knecht vermiethet hatte und ein sehr treuer Hausgenosse und tüchtiger Arbeiter gewesen war. Da er aber sein Versprechen nicht gehalten, sondern eines Abends die Kinder seines Brodherrn mit schauderhaften Geschichten und schrecklichen Fratzen so erschreckt und in Furcht gejagt hatte, daß alle weinend hinter den Ofen zusammengekrochen waren, so war er von dem erzürnten Vater, der ihn bei dieser tollen Wirthschaft überrascht, zum Hause hinausgeworfen worden! —

In Karls Antlitz blitzten während der Erzählung schon alle die Gesichter von ferne auf, die Rübezahl gemacht haben sollte. Allein die beiden andern Knaben, Adolph und Willibald, lachten über die Kinder, die sich durch dergleichen Possen in Furcht hätten jagen lassen, und behaupteten, daß sie des Vaters Beistand gegen das tolle Zeug des Herrn vom Berge, wie Rübezahl in dieser Geschichte genannt wird, nicht bedurft haben würden, sondern daß ihnen der närrische Kerl recht vielen Spaß gemacht haben solle. —

„O," meinte der kleine Karl, „wenn ich euch nur rechte Gesichter schneiden wollte, ihr solltet schon in Furcht gerathen!" und kaum hatte er dieß ausgesprochen, als er sein Gesicht auf eine solche Weise herumzuwerfen anfing, daß man nicht mehr wußte, wo Stirne, Augen, Nase, Mund und Kinn gestanden hatten und alle diese Gesichtstheile wie ein Feuerrad unter einander herumfuhren. Endlich hielt er das Gesicht still; da standen denn Stirn und Augen unten, und Kinn und Mund oben, und aus dem Munde guckte statt der Zunge die Nase heraus. Auf solche fürchterliche Fratzen waren die Kinder freilich nicht gefaßt; Amalie schrie laut auf und alle überfiel ein solches Grausen, daß sie aufsprangen und davonlaufen wollten. Aber so eben trat der Doktor Mißpickel selbst aus dem nächsten Gebüsch, faßte schnell sein Söhnchen in's Gesicht, rückte es ihm mit großer Behendigkeit wieder zurecht, gab ihm eine derbe Ohrfeige und schickte ihn ohne weiteres auf sein Zimmer. „Warte, ich will dich Gesichter schneiden lehren!" rief er dem Knaben nach, der laut heulend fortlief; hierauf wendete er sich gelassen zu den Kindern und sagte freundlich: „Laßt euch nicht stören, meine Kinderchen, und erzählt euch mehr vom Herrn vom Berge; er ist ein guter Mann, und ihr würdet ihn gewiß liebgewinnen. Wenn mein infamer Balg wird ausgeheult haben, will ich ihn wieder zu euch schicken!" und hiermit ging er fort und ließ die erstaunten Kinder allein. Karlchen kam auch bald wieder und versprach recht artig zu seyn.

Aber nach einem längern Beisammenseyn hatten die Kinder ihren kleinen Vorrath von Geschichten und Mährchen bald auserzählt und gestanden sich nun oft den Wunsch: die hohen Berge doch einmal besteigen zu können, die so ernst und groß dieß Thal umgaben. So saßen sie auch eines Abends bei einander und sehnten sich vergeblich hinauf; da sahen sie auf einem Nebenwege eine kleine dicke Frau vorbeigehen, die still vor sich weinte.

Amaliechen war die erste, die zu ihr hinsprang und sie theilnehmend um die Ursache befragte, indeß auch die drei Knaben sich um sie her versammelten. — „Ach!" sagte die Frau, „ich hatte ein kleines, gar niedliches Hündchen, das sehr klug war und viele schöne Kunststücke konnte. Das Thierchen verstand jedes Wort und war mir so lieb als wär's mein Kind. Da ich nun neulich auf acht Tage wieder verreisen mußte, das Hündchen nicht erst mitnehmen wollte und mich auch die Kinder, die in dem Hause wohnen, wo ich hier mein Stübchen habe, gar sehr baten, ihnen das niedliche Thier indeß da zu lassen, so vertraute ich es ihnen wirklich an, denn sie versprachen mir ja, es recht zu pflegen, und reiste ab. Vor einigen Tagen komme ich nun wieder zurück und fordere mein Hündchen; allein die bösen Kinder halten es eingesperrt und verlangen, daß ich ihnen entweder ein theures Futtergeld bezahlen oder ihnen das Thierchen selbst ganz überlassen soll! — Nun bin ich aber so arm, daß ich kaum das nothdürftige Geld zu meiner Badekur besitze, und wei ich das Futtergeld nicht aufbringen kann, so muß ich ihnen mein Hündchen wohl lassen; denn bitten hilft bei diesen Kindern nichts." —

„Wie viel Knaben sind denn dort?" fragte Willibald und seine Augen blitzten.

„Drei wilde Jungen!" antwortete die Frau.

„Nun wir sind auch unser drei!" rief Willibald. „Kommt, Adolph und Karl, der Hund soll auf der Stelle wieder heraus!" und hiermit wollte er und Karl fortstürmen.

Aber Adolph hielt sie zurück und sagte: „Das Futtergeld müssen wir aber doch wohl vorher bezahlen, sonst hätten wir ja kein Recht auf den Hund!" — Das sahen die Kinder ein, allein wo sollten sie das Geld hernehmen? — Da that denn das gute Amaliechen den Vorschlag: sie wollten alle eine ganze Woche lang keine Kirschen essen und wollten ihre Eltern bitten, das Geld welches sie ihnen täglich dazu bestimmt hatten, jetzt auf so lange

voraus zu geben. Der Vorschlag wurde mit Freuden angenommen und augenblicklich ausgeführt. Die Eltern, die ihre Kinder kannten und wohl wußten daß sie mit dem Gelde keinen Mißbrauch machen würden, gaben es ihnen, ohne zu fragen, und nach Verlauf einer halben Stunde war mehr beisammen, als die verlangten Futterkosten betrugen; denn Karl hatte ein Goldstück von seinem Vater gebracht, der, wie er versicherte, niemals Silbergeld führe. Mit dieser kleinen Summe eilten sie, nun das Hündchen von jenen betrügerischen Knaben zu verlangen. Diesen aber war der kluge Hund lieber als das Geld, und sie weigerten sich hartnäckig, ihn herauszugeben. Da riß Adolphen und Willibalden die Geduld aus und sie faßten die Knaben ziemlich unsanft bei der Brust. Indeß diese sich aber nun auch wehren wollten, wodurch es denn offenbar zum Krieg gekommen wäre, sprang der kleine Karl behend dazwischen und indem er rief: „Ihr sollt und müßt den Hund aber doch herausgeben!" schlug er ihnen mit den Fingern ein Schnippchen unter die Nase; dieß knallte aber so gewaltig, daß die Knaben sehr davor erschraken, das Geld nahmen und den Hund freiließen. Karl aber wollte sich halb todt darüber lachen.

Im großen Triumph brachte man nun der betrübten Frau ihr Hündchen wieder zurück, das ein allerliebstes Thier war, Gneislein hieß und sogleich eine Menge unglaublicher Kunststücke und sogar jedem der Kinder ein Knicksche machen mußte. Die kleine, dicke Frau blieb nun bei den Kindern und erzählte ihnen heute aus Dankbarkeit gar herrliche Mährchen, viel schöner als sie sie jemals gehört hatten, und versprach auch, sich morgen wieder hier einzufinden.

Die frohen Kinder unterließen nicht, ihren Eltern von dieser lieben Bekanntschaft zu erzählen. „Ja! und stell' dir nur vor, Mutter!" sagte Willibald, „die Frau ist nicht größer als ich; drum hört sich's ihr aber auch so herrlich zu; denn wenn du oder der

Vater uns etwas erzählt, dann muß ich immer so in die Höhe schauen, aber bei der kleinen Frau darf ich nur gerade aus sehen, dann blicke ich ihr tief in die freundlichen Augen und tief in den Mund, aus welchem die schönen Geschichten herauskommen!" — „Wer ist denn aber die Frau?" fragte die Mutter.

„Sie sagt, ihr Mann wäre Mauthrendant gewesen!" antwortete Willibald. „Sie mag wohl recht arm seyn und auch recht krank dabei; aber es ist eine liebe Frau, die uns versprochen hat, täglich zu kommen und uns recht viel Schönes zu erzählen!"

Madame Hirt hatte die kleine, freundliche Frau schon früher unter den Badegästen bemerkt und suchte sie jetzt geflissentlich auf, um ihr zu danken, daß sie so gut gegen die Kinder wäre und sich so liebreich zu ihnen herablasse. Dadurch entstand ein freundliches Verhältniß unter beiden Frauen und Madame Hirt wußte den Eltern der übrigen Kinder so viel Gutes von der Frau Mauthrendantin zu sagen, daß sie alle zu ihr Vertrauen faßten und man, ihrem eigenen Wunsche gemäß, die Kinder oft halbe Tage lang ihrer Aufsicht anvertraute.

„Aber wie sollen wir sie denn nennen?" fragte Amalie zutraulich; „Frau Mauthrendantin ist doch so entsetzlich lang!" — „Ich dächte," sagte Adolph, wir nennten dich liebes Mutterchen!"

„Oder Muhme Mauthen!" fiel Karl ein.

„Ja, ja! Muhme Mauthen! Muhme Mauthen!" riefen alle und die Alte ließ es sich gefallen.

Muhme Mauthen saß nun aber nicht bloß mit den Kindern auf ihrem Lieblingsplätzchen und erzählte ihnen die schönsten Mährchen und Geschichtchen, sondern sie erfüllte auch ihren Wunsch und führte sie oft auf einsamen, felsigen Fußpfaden hinauf in das Gebirge. Hier ruhten sie dann immer an solchen Stellen aus, wo sie die reizendsten Aussichten hinunter in die fruchtbarsten Thälerr hatten, und pflückten sich Blumen und Erdbeeren, die in großer

Menge umher wuchsen. Oft auch sagte Muhme Mauthen unterwegs zu ihrem Hündchen:

„Gneislein, Gneislein! lauf geschwinder
Und bestelle für die Kinder!"

Da lief das Hündchen denn freundlich bellend voraus, und wenn die Kinder auf dem Gipfel des Berges ankamen, so fanden sie gewöhnlich auf einer Felsplatte oder auf einem großen Baumstamme die herrlichsten Früchte aufgethürmt. Sie ließen sie sich dann gar wohl schmecken und hatten nicht Zeit zu fragen, woher sie kämen; denn die Muhme wußte immer gleich gar merkwürdige Geschichten von den alten Schlössern und Ritterburgen zu erzählen, deren Trümmer sie unten im Thale erblickten.

Einstmals fragte sie die Kinder über ihre häuslichen Verhältnisse aus und begehrte von ihnen zu wissen, weßhalb denn ihre Eltern eigentlich die Reise zu dieser Heilquelle mit ihnen gemacht hätten? Da vertraute ihr denn Willibald: sein Vater wäre sonst wohl ein gesunder und froher Mann gewesen, habe aber durch so manchen Kummer und so manche Noth, die er vorzüglich während des bösen Krieges ausgestanden, sowohl Gesundheit als auch Frohsinn zugesetzt und wolle nun sehen, ob er hier an dem Wunderborn und hier bei der schönen Natur beides wiederfinden könne. Die Mutter aber leide an einem heftigen Gichtschmerz, dergestalt, daß sie fast auf dem einen Fuße gar nicht mehr gehen könne; doch habe es damit gar seine eigene Bewandtniß. Bei einem Erntefeste nämlich, welches der Vater immer sehr froh zu begehen pflege, habe sich vor mehreren Jahren einmal eine Bande Zigeuner eingefunden und gebeten, an dieser Freude mit Theil nehmen zu dürfen. Da die Leute nun sehr schöne Musik gemacht, so hätte der Vater nichts dagegen gehabt und es ihnen verstattet. Die Zigeuner hätten auch nicht allein gar lustig zum Tanze aufgespielt, sondern sich bald genug selbst hineingemischt und gar wunderbare

Tänze aufgeführt. Endlich sey der Anführer von ihnen auf die Mutter zugekommen und habe sie auch zum Tanze aufgefordert. Die Mutter aber habe gerade seinen kleinen Bruder Ernst auf dem Schooße gehabt, der sich vor dem großen Mann gefürchtet und sich an die Mutter festgeklammert hätte. Theils um das weinende Kind zu beruhigen, theils weil der Tanz durch das Einmischen der Zigeuner sehr wild geworden, hätte sie es dem Manne abgeschlagen, und da er zudringlich geworden wäre, ihm endlich gesagt: er solle gehen, sie würde seinetwegen ihr Kind nicht von ihrem Schooße weggeben! Da sey der garstige Mann denn so ergrimmt, daß er allerhand Zeichen gemacht und gesagt habe: sie solle von Stund an in ihrem Leben nicht mehr tanzen, und je öfter sie ihre Kinder auf dem Schooße wiegen würde, desto weniger solle sie sogar selbst gehen können! — und hierauf wären die beleidigten Zigeuner aufgebrochen und fortgezogen. Die Mutter aber habe von Stund an einen Schmerz in einem Fuße gefühlt, der wirklich immer stärker geworden sey, je mehr sie ihre Kinder auf den Schooß genommen hätte. Jetzt, da sie nun außer ihm noch fünf Kinder besitze, die alle gern von der Mutter geliebkost seyn wollten, so sey das Uebel immer schlimmer geworden. Sie habe schon vieles dafür gebraucht und die Aerzte hätten ihr auch gerathen, vor allen Dingen die Kinder ja nicht mehr auf den Schooß zu nehmen; allein sie sage, dieß letztere könne sie nicht befolgen, denn wenn die Kleinen nach ihr die Aermchen ausstreckten, so müsse sie sie ja doch aufnehmen! — und dadurch sey sie nun fast ganz lahm geworden.

„Ei, ei, die arme Frau! die trägt ja ihr Leiden recht aus Mutterliebe!“ sagte die Mauthrendantin. „Mit deinem Vater wird sichs schon wieder geben, allein mit der Mutter sieht's übel aus, denn solche böse Zauberverwünschungen sind schwer zu heben. Indeß thut das hiesige Bad oft gute Wirkung, und wir wollen das Beste hoffen!“

Nun wendete sie sich an Amaliechen und verlangte auch von ihr die Krankheitsgeschichte ihrer Mutter zu erfahren. Das gute Kind versicherte aber freudig, daß weder ihr, noch ihrer lieben Mutter, die eine gesunde, blühende Frau sey, etwas fehlte, sondern daß sie beide bloß hieher gekommen wären, sich an der segensreichen Quelle zu stärken, und die frohe Gesellschaft und die schöne Natur zu genießen, welche letztere denn doch auch wirklich gar zu herrlich sey, vorzüglich wenn man mit so lieben Freunden und einer so guten Muhme auf den alten schönen Bergen herumwandern könne. Die Mauthrendantin strich dem freundlichen Mädchen die Wangen, und das kleine Gneislein, welches den Erzählungen der Kinder aufmerksam zuzuhören schien und oft mit dem Köpfchen dazu nickte, als verstehe es alles, bellte gar freudig, wie Amalie die schöne Natur und die Berge so lobte.

Nun mußte aber auch Adolph erzählen. „Ach! ihr wißt ja wohl," hob er an, „was meiner lieben Mutter fehlt und wie ihre freundlichen Augen so leiden, daß sie kaum mehr sehen kann; aber das hängt auch wunderbar zusammen. Zwar spricht die Mutter niemals über die Ursache, aber sie hat aus ihrem fernen Geburtslande ihre alte Amme mitgebracht, die auch meine Wärterin war, und diese hat mir oft folgendes anvertraut: Als nämlich meine Mutter geboren worden ist, haben ihre Eltern ein sehr großes Kindtaufen ausgerichtet, und unter vielen andern Pathen auch die ehrwürdige Aebtissin eines uralten Nonnenklosters zur Gevatterin gebeten. Von diesem Kloster hat man allgemein wissen wollen, daß es im Besitz großer Naturgeheimnisse sey, welche ihm vor alten Zeiten von einem sehr weisen Einsiedler vermacht worden wären. Als nun die Taufe vorüber gewesen, ist die alte Aebtissin ganz allein in die Kinderstube gekommen, wo sich bloß die Amme mit dem Kinde befunden hat. Hi r hat sie das Kind auf die Arme genommen, es geliebkost und es lange mit großer Sehnsucht und

Liebe angeblickt; endlich hat sie ein kleines krystallenes Fläschchen aus dem Busen gezogen, und nachdem sie den goldenen Stöpfel geöffnet, von dem klaren, darin enthaltenen Oele dem Kinde in jedes Auge einen Tropfen fallen lassen. Als nun die Amme erschrocken gefragt, was sie da beginne, hat die Aebtissin freundlich geantwortet: sie gäbe dem Kinde hier ihr Pathengeschenk, denn es sey dieß das kostbare Wunderöl, Himmelsthau genannt. Wenn man davon einem Kinde gleich nach der Taufe einen Tropfen auf jedes Auge fallen lasse, so spiegle sich dann durchs ganze Leben der Himmel immer in diesen Augen, und sie erhielten die wunderbare Kraft, daß, wenn sie einen recht bekümmerten trostlosen Menschen mitleidig anschauten, ihm wieder wohl und froh ums Herz würde! Die Aebtissin hat nach diesen Worten den Segen über das schlummernde Kind gesprochen, und nachdem sie die Amme reichlich beschenkt, es ihr mit der Bedeutung wieder zurückgegeben, daß sie nichts von alledem erzählen, das Kind aber ja vor Weinen behüten solle, weil dergleichen Trostaugen, wie man sie zu nennen pflege, am allermeisten von Thränen angegriffen würden. Die Amme versichert nun," fuhr Adolph fort, „daß seit dieser Zeit sie sich an den Augen des Kindes gar nicht habe satt sehen können, und daß jedem so wohl ums Herz geworden wäre, den das Kind nur angeblickt hätte. Und so muß es wohl auch geblieben seyn," setzte er bewegt hinzu; „denn mein guter Vater und wir Kinder kannten kein größeres Glück, als in die lieben freundlichen Augen der Mutter zu schauen, und mancher arme Unglückliche ging froh und beruhigt von uns, wenn nächst der Hülfe, die er immer bei meinen guten Eltern fand, ihn auch die Mutter mit ihren Trostaugen angeblickt hatte. Aber die Amme sagt: das Herz meiner Mutter sey zu weich, denn bei fremder Noth steigen ihr immer gleich selbst die Thränen auf; wir Kinder haben ihr wohl auch manche Thräne gekostet, und so haben denn ihre Augen gelitten

und sind so schwach geworden, daß sie sie beinahe immer verbunden tragen muß und sie fast zu verlieren fürchtet. Ach! wir haben schon alle Heilmittel versucht und der Vater würde sein halbes Vermögen hergeben, könnten wir nur wieder in die gesunden Trostaugen der Mutter schauen!"

Der arme Knabe konnte vor Rührung nicht weiter sprechen und die Mauthrendantin saß auch schweigend da und fuhr mit der Hand über die Augen. Endlich wendete sie sich an den kleinen Karl und befragte auch diesen.

Aber dieser antwortete ganz freundlich: „Uns fehlt niemals etwas! Wir mögen weder baden, noch mögen wir trinken, denn wir sind bloß des Spaßes wegen hier!"

Während aber die Kinder sich mit Muhme Mauthen auf dem Gipfel des Berges also unterhielten, war der Himmel finster geworden und ein starkes Gewitter zog auf. Die Kinder wollten aufbrechen und Amalie erinnerte recht dringend, eiligst nach Hause zu gehen; aber die Mauthrendantin meinte, sie wollten dieß herrliche Schauspiel doch lieber hier oben abwarten, denn sie würden dergleichen noch nicht gesehen haben und sollten auch gewiß nicht naß werden, weil die Wolken diesen Berg auf keine Weise berühren würden! Man blieb also oben und sah, wie das dunkle Gewitter immer näher und näher kam. Als aber der Sturm doch die Wolken faßte und sie auf den Berg zutrieb, brach die Mauthrendantin einen Tannenzweig ab und wehte damit vor sich hin, als wolle sie die Fliegen verscheuchen. Da theilte sich alsbald die schwarze Wolkenwand und ließ den Berggipfel frei, auf dem sie standen, und die Kinder hörten Sturm und Schlossen neben sich vorbeirauschen und sahen das Gewitter mit seinen Blitzen und Donnern unter ihren Füßen über das Thal hinziehen. Alle schwiegen, ergriffen von dem mächtigen Naturschauspiel. Nur der kleine Karl lachte

bei jedem Donner laut auf, und Gneislein lief und haschte nach den Blitzen und spielte mit ihnen.

Der Oberamtmann Hirt und der Doktor Mißpickel kamen ihnen besorgt entgegen, fanden aber zu ihrer Verwunderung keins der Kinder vom Regen berührt. Der Doktor maß die Alte mit einem durchdringenden Blicke und fragte: „Sie werden wohl selten naß, meine Frau Mauthrendantin?" „Selten," antwortete diese ganz unbefangen; „denn mir sind hier auf dem Gebirge die Wetterscheiden bekannt!"

„So, so! — Ha! ha!" erwiederte er und kehrte sich lachend um.

Meine kleinen Leser werden wohl nun nicht mehr zweifeln, daß die Frau Mauthrendantin wirklich niemand anders als Eisfluthel selbst war, die sich diese Gestalt gewählt hatte, um unerkannt unter den Badegästen umherwandern und im Stillen ihre nähere Bekanntschaft machen zu können. So hielt sie es jedes Jahr, so wurde sie mit den Menschen vertraut, und wählte sich dann erst, nachdem sie sie auf mancherlei kleine Proben gestellt hatte, die beiden heraus, denen sie durch ihre besondere Kraft die völlige Gesundheit wiederschenkte. Sie hatte in diesem Jahre schon manche Bekanntschaft gemacht, die ihr nicht gefiel, wie z. B. die Bekanntschaft der Familie, die ihr das Hündchen nicht wiedergeben wollte; dagegen schien sie aber unsere Kinder sehr lieb gewonnen zu haben und ließ sich mit Willen recht viel von ihnen erzählen, um durch die Kinder auch mit den Eltern genauer bekannt zu werden.

Allein das fröhliche Beisammenseyn in der freien Natur wurde bald gestört, denn es trat ein so anhaltend böses Wetter ein, daß niemand mehr daran denken konnte, das Zimmer zu verlassen.

Eisfluthel, so wollen wir bisweilen nun wieder die Frau Mauthrendantin nennen, da wir sie erkannt haben, hatte zwar die strengsten Befehle an ihre Gnomen und Quellengeister ausgestellt,

alle Morgen den Himmel über diesem Thale rein zu fegen und auf gut Wetter zu halten; allein dieß alles half nichts, denn eine stärkere Gewalt trieb die Nebelwolken dennoch herauf und ließ es Tag für Tag im Thale regnen.

„Das kann nur mein gottloser Bruder seyn, der mir diesen Possen spielt!" dachte sie bei sich, „und er muß sich jedenfalls schon, ohne daß ich es weiß, unter den Badegästen befinden!" Sie betrachtete nun aufmerksam alle anwesenden Männer; allein diese schienen ihr ruhige, stille Leute und keineswegs verkleidete Berggeister zu seyn, und so vermochte sie den Bruder immer nicht unter ihnen zu erkennen. Denn da Eisfluthel jetzt auf eine Zeitlang menschliche Gestalt angenommen hatte, so sahen ihre Augen auch nicht weiter wie menschliche Augen, und konnten keineswegs tief in die innere Brust hineinschauen, was sie mit ihren Geisteraugen sonst leicht im Stande gewesen wäre.

Die Badegesellschaft kam nun, weil man im Freien sich nicht mehr sehen konnte, im großen Gesellschaftssaale zusammen, und suchte sich auf mancherlei Weise die Zeit zu verkürzen. Dennoch aber guckte bisweilen die Langeweile zum Fenster hinein, denn das Kartenspiel verstanden die anwesenden Männer nicht, und zum Tanzen waren die meisten zu alt und zu steif. Die Damen suchten sich also auf andere Weise zu helfen und sendeten deßhalb eine sehr verbindliche Einladung an den Rath Schnüffelberg, einen in der Nachbarschaft wohnenden, äußerst interessanten Mann und beliebten Schriftsteller, und da dieser denn auch wirklich ankam, so drang man allgemein in ihn, der Gesellschaft etwas von seinen Werken vorzulesen. Er that dieß auch und las vortrefflich; allein er wurde beständig gestört, weil eine ewige Unruhe in der Gesellschaft herrschte. Bald fuhren die Damen auf und glaubten sich von ihrer Nachbarin mit einer Nadel gestochen, bald war es den Kindern als würden sie vom Stuhle geworfen, bald lachte jemand laut auf, während die rührendsten

Stellen vorgelesen wurden, und dennoch wollte niemand geneckt und niemand gelacht haben. Es entstanden über diese fortwährenden Störungen in der Gesellschaft manche bittere Aeußerungen, und vor allem bezeugte Doktor Mißpickel seine große Unzufriedenheit, indem er versicherte, daß sich gewiß kein Mensch auf das angenehme Vorlesen so gefreut habe, als er. Allein da diese tolle Wirthschaft nicht aufhören wollte, sondern immer zunahm, so bat der Rath Schnüffelberg um Verzeihung, wenn er nicht weiter lesen würde und legte das Buch weg.

Eisfluthel, die sich als Mauthrendantin auch mit in der Gesellschaft befand, zweifelte keinen Augenblick, daß niemand anders, als ihr ausgelassener Bruder auch diesen Spuk treibe, und daß er jedenfalls unter irgend einer Verkleidung sogar im Saale hier anwesend seyn müsse. Aber wie sollte sie ihn herausfinden, da alle Anwesenden ihr schon bekannt waren. Sie ging endlich und ließ sich die Badeliste zeigen und sah sie genau durch; da fand sie denn richtig die Namen aller Badegäste darin aufgezeichnet; nur allein Doktor Mißpickel stand mit seinem Sohne nicht eingetragen. Dieß fiel ihr auf, und da sie übrigens bemerkt zu haben glaubte, daß der Doktor bisweilen eine Brille aufsetzte, deren Gläser von ganz besonderem Glanze waren, und daß er allemal sich des Lachens nicht enthalten konnte, wenn er sie durch diese Brille ansah, so fiel ihr Verdacht auf ihn, und sie meinte, daß er wahrscheinlich aus Vorsorge, weil er wohl wüßte, daß die angenommenen menschlichen Augen nicht weit reichten, sich seine Gnomenbrille mitgenommen habe, durch deren scharfe Gläser er alles in seiner ursprünglichen Gestalt erblickte und daher auch sie längst erkannt hätte. Allein sie wollte doch ihrer Sache gern gewiß seyn und bat den Herrn Doktor inständig, ihr doch einmal nur seine Brille zu leihen, weil sie selbst sehr schwache Augen habe. Der Doktor aber verweigerte dieß sehr höflich, indem er vorgab: „die Augen der Frau Mauthrendantin

wären viel zu gut und ihre Nase viel zu klein für seine Brille!" Während dessen rückte die übrige Gesellschaft die Stühle im Kreise umher, weil man, da das Vorlesen gestört war, nun gesellschaftliche Spiele beginnen wollte. Es wurde zuerst das bekannte Spiel: Schenken und Logiren vorgeschlagen. Eisfluthel suchte geschwind des Doktors Nachbarin zu werden, denn sie gedachte durch List ihn nun schon selbst zum Geständniß zu bringen, und als im Laufe des Spiels er sich sehr artig zu ihr wendete, ihr sein Ohr hinhielt und sehr verbindlich fragte, welche interessante Person ihm denn die Frau Mauthrendantin schenken würde? so antwortete sie heimlich: „Ich schenke ihnen den Rübezahl!"

„Nein, das ist ein verfluchter Name!" rief der Doktor, und sprang so hitzig auf, daß ihm die Brille von der Nase fiel; da erhaschte sie Eisfluthel, setzte sie schnell auf, und weil sie durch dieselbe den Bruder Rübezahl nun leibhaftig vor sich stehen sah, so zog sie ihn wieder auf seinen Stuhl nieder und sagte leise: „Sey doch ruhig, Brüderchen; wir haben uns ja wohl gegenseitig erkannt!" Beide Geschwister lachten nun recht herzlich, und Rübezahl wurde so guter Laune, daß er statt der bisherigen Neckereien nur Frohsinn und Witz in die Unterhaltung mischte, und die Gesellschaft endlich mit der Versicherung aus einander ging, der Doktor sey ein allerliebster Mann, und man habe lange nicht einen so vergnügten Abend gehabt.

Des andern Tags bat nun Eisfluthel ihren Bruder recht herzlich und wehmüthig, sich doch ihrer guten Wetterabsicht nicht weiter entgegen zu stellen, sondern mit Sturm und Regen doch endlich einmal nachzulassen. Rübezahl aber verweigerte dieß hartnäckig. „Denn," sagte er, „weil du mich nun einmal eingeladen hast, hier unter den Menschen zu leben um sie kennen zu lernen, so muß ich sie auch dicht beisammen haben. Bei gutem Wetter kann es ihnen nicht schwer fallen, gut und verträglich zu seyn und

sich lieb zu haben, denn da können sie einander aus dem Wege gehen; deßhalb will ich sie mit Sturm und Regen in die Enge treiben, und dann will ich sehen, wie sie sind!" Das böse Wetter ließ daher nicht nach.

Die armen Kinder waren am übelsten daran, denn ihr Hauptgenuß, die kleinen Gebirgswanderungen mit Muhme Mauthen, war nun gestört. Die Muhme selbst wohnte in einem entfernten Hause, so daß sie bei diesem Unwetter sie nur selten besuchen und nur selten eine Erzählung von ihr hören konnten. Desto öfter kamen sie nun bei Willibalds Eltern zusammen und vertrieben sich dort die Zeit auf manche nützliche Weise.

Der kleine Karl Mißpickel, den wir nun als Rübezahls Söhnlein kennen, und der bisher nur das unbändige Herumschweifen in seines Vaters unterirdischem Geisterreiche gewohnt war, hatte sich anfänglich durch den kleinen angenommenen Körper gar sehr beengt gefühlt; allein jetzt gefiel ihm dieß Verhältniß sehr wohl, denn er konnte nicht allein die menschliche Gestalt zu mancherlei lustigen Streichen gebrauchen, sondern er hatte die Menschen auch recht lieb gewonnen, denen er nun gleich war, und vorzüglich sich mit herzlicher Neigung an Willibald und an dessen sanfte Mutter gehangen; denn Willibald war auch ein munterer, lustiger Page, und die zarte Liebe, die Karl bei Madame Hirt fand, that seinem kleinen Menschenherzen unbeschreiblich wohl.

Eines Tages saßen die Kinder, während feuchte Nebel draußen das Thal einhüllten, auch beisammen, und Willibald las ihnen aus einem Buche vor. „Wo hast du denn dieß schöne Buch her?" fragte Adolph. Willibald erzählte, daß sein Vater es ihm zum Geburtstag geschenkt habe, und hievon nahmen die Kinder Gelegenheit, sich gegenseitig von ihren Geburtstagen und wie diese jedesmal gefeiert würden, zu erzählen. Da wurde denn auch Karl gefragt, der bisher ganz geschwiegen hatte, wann denn sein Geburtstag

sey? — Diese Frage kam ihm überraschend, denn dergleichen Gnomen, wie Karl einer war, können wohl das Jahrtausend, oder höchstens das Jahrhundert ihrer Entstehung, nicht aber den Tag ihrer Geburt angeben. Weil ihm aber der Vater streng befohlen hatte, sich ja nicht zu verschnappen, und sich ja überall als Mensch zu benehmen, so antwortete er schnell: „Uebermorgen!“ — Die Kinder winkten sich geheimnißvoll zu, und auch Madame Hirt, die an ihrem Arbeitstische nahe bei ihnen saß, sah lächelnd auf Karln hin.

Der dritte Tag war kaum erschienen, da eilte Willibald zu seinem Freunde Karl, und bat ihn, heute bei ihm zu frühstücken. Und da nun Karl willig mit ihm ging, und sie in des Oberamtmanns Hirt Zimmer traten, sah er auf einem mit Blumen geschmückten Tische einen schönen Kuchen stehen, auf dem ein großes Wachslicht brannte, und Amalie und Adolph waren auch zugegen, und eilten auf ihn zu, und umhingen ihn mit Blumenkränzen und gaben ihm kleine Geschenke, Amaliechen ein niedliches Glas, worauf ihr Name stand, und Adolph ein schönes blankes Messer, und Willibald schenkte ihm ein Bilderbuch, und Madame Hirt führte ihn an den Tisch und sagte: „Siehe, mein lieber Karl, den Kuchen habe ich dir gebacken, und so wie ich viel Zucker hineingemischt habe, so möchte ich gern dein ganzes Leben dir versüßen. Der liebe Gott segne dich!“ fuhr sie fort, „werde ein braver Mann, damit dein Vater Freude an dir erlebt!“ und hiermit zog sie ihn an ihre Brust, und sagte sehr sanft: „Nenne mich nun aber auch einmal deine Mutter!“ — Da fühlte Karl die süße reine Menschenliebe reich und warm aus dem Mutterherzen in seine kleine Brust strömen, und er fing bitterlich an zu weinen, und schlang seine Arme um Madame Hirt, und sagte sehr herzlich: „Meine gute, gute Mutter!“ und die übrigen Kinder drängten sich auch hinzu und theilten die Umarmung.

Doktor Mißpickel war neugierig seinem Sohne nachgegangen, und stand schon lange unbemerkt in der offenen Thüre. Endlich, da ihn die Kinder gewahr wurden und Karl auf ihn zusprang, und ihn jubelnd zu seinem Kuchen hinführte, sagte er verbindlich zu Madame Hirt: „Madame! Sie werden durch Ihre große Güte meinen ungezogenen Buben ganz verwöhnen und ihn mir am End. gar abspenstig machen!“ — „O,“ antwortete sie, „ich wollte, ich könnte das, und er würde mein Kind!“

„Aber Madame haben ja selbst schon sechs eigene lebendige Kinder, wie ich vernommen!“ erwiederte er.

„Das wohl,“ sagte sie sanft, „allein die Kinder sind ja unser größter Reichthum, und mir ist ein lieber Knabe gestorben, der jetzt eben so groß seyn würde, wie Ihr Sohn, und wenn ich Ihren Karl um mich habe, so denke ich immer, mein Kind sey mir wieder geschenkt! — Da Ihr Kleiner keine Mutter mehr hat,“ setzte sie freundlich hinzu, „so könnten Sie mir ihn eigentlich wohl ganz übe lassen!“ „Ja, ja! ich will bei Mutter Hirt bleiben!“ rief Ka und umschlang sie liebevoll.

Doktor Mißpickel sah nicht mehr mit den ernsten feurige Augen wie bisher, sondern dießmal mit sehr milden, freundlichen Blicken auf seinen Sohn und die Mutter, und weil er fühlte, daß es ihm in den Augen zu kribbeln anfing, und sie ihm wider Willen feucht werden wollten, so zwang er sich durch eine Prise Tabak zum Niesen, und sagte: „Nun, Madame! wer weiß, ob ich Sie nicht einmal beim Worte nehme!“

Jetzt trat auch der Oberamtmann ins Zimmer und wünschte dem Kleinen Glück zum Geburtstag. Er holte eine Flasche Ungarwein herbei, schenkte die Gläser voll, und nöthigte den Doktor, mit ihm auf die Gesundheit und auf ein langes glückliches Leben seines Sohnes anzustoßen. Der Doktor that es, aber er fühlte sich seltsam bewegt, daß er, der als Gnome den Tod nicht kannte, auf ein

langes fröhliches Menschenleben anstoßen sollte. Der Wunsch kam ihm so kleinlich und doch auch wieder so groß vor, denn ob ihm gleich das Leben der Menschen nur eine kurze Stunde däuchte, so fing er doch an die Ueberzeugung zu gewinnen, daß trotz allen Kummers und aller Noth, welche das Schicksal in diese kurzen Minuten zusammengedrängt habe, sie dennoch auch reich ausgestattet wären, und es war ihm fast so, als solle er die Menschen beneiden um diese Stunde voll Leiden und voll Glück. — Er stieß also mit dem Oberamtmann die Gläser zusammen, reichte ihm die Hand und sagte: „Ich wollte, mein Sohn wäre einmal im eigentlichen Sinne ein Mensch!"

Die übrige Gesellschaft der Badegäste hatte sich nun fast an das schlechte Wetter gewöhnt, versammelte sich fleißig im Gesellschaftssaale, und Rübezahl mußte zu seinem Erstaunen sehen, daß seine schlechte Wetterprobe die Menschen, statt sie mit einander zu entzweien, vielmehr immer enger zusammenführte, als machten sie nur eine große Familie aus. Aber er wollte doch nicht nachlassen, denn er hatte seine stille Lust daran, daß man beständig über das schlechte Wetter schrie und klagte, und viele Damen, die sich dabei erkältet hatten, ihn als einen Doktor um Rath fragten, wo er ihnen dann die wunderbarsten Mittel verordnete. Ueberdieß gefiel es ihm auch nicht wenig, daß er durch seinen treffenden Witz und seine herrliche Unterhaltungsgabe alle übrigen Männer verdunkelte, und die Aufmerksamkeit fast auf sich allein zog.

Eisfluthel bemerkte dieß leider mit großem Kummer, und da sie doch so gern wieder einen heitern Himmel über ihrem freundlichen Thale sehen wollte, mit Bitten aber bei dem Bruder nichts ausrichten konnte, so nahm sie zu einer List ihre Zuflucht. Die Damen hatten nämlich einst gewünscht, einige hübsche neue Lieder zu haben, und mehrere Männer aus der Gesellschaft hatten es übernommen, sie zu dichten. Rübezahl, der sich hier einmal recht in

seiner Geistesüberlegenheit zeigen wollte, hatte denn auch in großer Schnelligkeit ein Gedicht entworfen, aber wirklich von so trefflichem Gehalte, daß die leichten Verse der übrigen gar nicht in Betracht kamen, und er den ungetheilten Beifall der Gesellschaft erntete. Da mischte sich Eisfluthel unter die begeisterten Damen und flüsterte ihnen insgeheim zu: daß, wenn sie den Doktor Mißpickel recht ehren und für seine schöne Dichtung belohnen wollten, sie ihn alle um eine Abschrift davon bitten müßten, denn dieß solle seine schwache Seite seyn, und bei dem anhaltend schlechten Wetter habe er ja auch Zeit dazu! — Da wurde denn der Doktor von allen Damen belagert und um Abschrift seines unvergleichlichen Gedichts gebeten, die er ihnen bei dem schlechten Wetter ja leicht machen werde! — Weil er nun den Artigen spielte, und es keiner abschlagen wollte, so mußte er deßhalb mehrere Tage um und um schreiben, denn die Damen baten zu dringend.

Da eilte er denn, seine Schwester aufzusuchen. „Nein!" rief er aus, „eine solche Wuth auf Verse, als diese Menschen haben, muß auf der ganzen Welt nirgends zu finden seyn. Verdammt sey mein Einfall mit dem Dichten, denn ich kann nicht mehr sitzen und schreiben. Geschwind laß uns wieder gut Wetter machen, daß die Menschen herauskommen und auf andere Gedanken gerathen!"

Er schickte hierauf sofort die bösen Winde nach Hause, und Eisfluthel hatte endlich ihren Willen und ließ den Himmel wieder so schön und rein fegen, daß man bald kein Wölkchen mehr daran erblickte.

„Nun, wie steht's?" fragte sie eines Tages den Bruder, „bist du mit den Menschen zufrieden, und gibst mir recht, daß es in der Regel gute Geschöpfe sind, die man liebgewinnen muß?"

„Noch nicht ganz!" entgegnete er; „denn noch habe ich keine sonderlichen Proben der gerühmten, aufopfernden Liebe gesehen, und ich bin nicht so leicht zu bestechen, als mein Schwesterchen, die sich

gewiß schon längst unter den Badegästen die beiden Personen ausgewählt hat, welche sie durch ihre besondere Kraft vor allen andern zu heilen gedenkt!" — Eisfluthel konnte dieß nicht abläugnen. — „Nun," fuhr er fort, „da ich einmal jetzt dein Gast bin, so mache mir auch das Vergnügen und nenne mir deine beiden Auserwählten, und überlaß mir allein ihre Heilung. Ich will ihnen erst noch ein bischen näher zu kommen suchen, und wenn ich sie für würdig halte, dann schon den rechten Augenblick dazu finden."

Eisfluthel mußte endlich einwilligen und empfahl ihm Adolphs Mutter, die Frau von Geierstein, und Willibalds Mutter, die Madame Hirt, als ihre beiden Lieblinge, bat ihn aber recht dringend, nicht nach seiner gewöhnlichen unbändigen Weise, sondern hübsch sanft mit ihnen zu verfahren.

Von dem schönen Wetter wieder herausgelockt, drangen unsere lieben Kinder nun aufs neue in Muhme Mauthen, ihre kleinen Spaziergänge wieder mit ihnen zu beginnen, und die gute Muhme, die nirgends lieber als unter diesen Kindern war, ließ sich auch nicht lange bitten. So ging es denn abermals unter fröhlichen Erzählungen von Thal zu Thal, von Berg zu Berg.

Nur Adolph blieb größtentheils von diesen frohen Wanderungen jetzt zurück, denn die böse Witterung hatte auf die Augen seiner lieben Mutter sehr nachtheilig gewirkt, dergestalt daß sie große Schmerzen daran empfand, auch die allerkleinste Anstrengung vermeiden und sie fast immer verbunden tragen mußte. Der gute Knabe konnte sich nicht entschließen, die geliebte Mutter in diesem Zustande zu verlassen, und gab lieber seine frohen Spaziergänge auf. Nur dann, wann die Mutter Besuch erhielt und er sie in guter Gesellschaft wußte, ging er wohl hinaus und setzte sich auf sein Lieblingsplätzchen und wartete einsam und traurig, ob seine kleinen Freunde mit Muhme Mauthen nicht vielleicht bald zurückkommen würden.

So saß er auch eines Abends, und schaute in Gedanken versunken ins Thal. Da kam wie von ungefähr der Doktor Mißpickel gegangen und setzte sich zu ihm. Er fing an, sich mit dem Kleinen zu unterhalten, und ließ sich von ihm recht viel von seiner Mutter und von seinen übrigen häuslichen Verhältnissen erzählen. Da wurde dem Doktor denn wohl klar, daß der Knabe gar vortreffliche Eltern haben müßte, und daß vorzüglich das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn ein sehr schönes und zartes sey. Als nun Adolph ihm mit Thränen auch von den Leiden seiner guten Mutter erzählte, meinte der Doktor: daß dieß allerdings eine sehr schlimme Sache wäre, und daß nach seiner Ueberzeugung nur ein allereinziges Mittel ihr helfen könne, welches freilich außer ihm noch niemanden bekannt sey, weil er es erst selbst erfunden hätte, denn er sey ein tüchtiger Augenarzt!

Adolph hörte hoch auf; endlich faßte er des Doktors Hand und bat ihn gar dringend, ihm dieses untrügliche Heilmittel doch zu sagen, er wolle es auch gewiß verschweigen! — „Ja, mein liebes Kind, nennen will ich dir es wohl!“ sagte der Doktor; „allein es ist keine so leichte Sache. — Es käme nämlich bloß darauf an, deiner Mutter andere Augen einzusetzen!“

„Andere Augen?“ rief Adolph erstaunt. „Können Sie denn neue Augen machen?“ — „Das nicht!“ erwiederte der Doktor; „aber wenn sich jemand fände, der recht gesunde Augen hätte, und sie sich von mir recht sauber ausschneiden ließe, so nenne mich einen Hundsfott, wenn ich sie deiner Mutter nicht einsetzte und ihr völlig gesunde Augen verschaffte, denn dergleichen Operationen sind mir ein Spaß. Aber freilich, dazu, mein Söhnchen! gibt sich niemand her! — und hiermit stand er auf und ließ den erstaunten Knaben allein.

Von diesem Augenblick an ging Adolph ernst und wie in Gedanken versunken umher. Weder die Mutter, noch seine Gespielen

konnten sich sein verändertes Wesen erklären; aber in der heißen Kindesliebe seiner Brust reifte ein großer, heiliger Entschluß.

Nach einigen Tagen suchte er den Doktor Mißpickel wieder allein zu sprechen, und fragte ihn ängstlich: ob denn das Einsetzen anderer Augen der Mutter sehr weh thun würde? — „Nichts weniger!" antwortete der Doktor; „das ist vielmehr ein angenehmes Gefühl; allein das Ausschneiden der Augen, mein Kleiner, das Ausschneiden, das ist sehr mit großen Schmerzen verbunden, und deßhalb gibt sich auch niemand dazu her, wenn man ihm gleich übrigens die Augen bezahlen wollte und könnte!"

Adolph bat hierauf den Doktor, daß er doch einmal seine Augen ansehen und ihm dann sagen möchte, ob er sie für gut und gesund hielte? — „Ei! das sind vortreffliche Augen!" rief der Doktor, als er hinein geschaut hatte; „ich wollte, daß deine gute Mutter solche Augen hätte!" Da fiel Adolph bewegt dem Doktor um den Hals und gestand ihm schüchtern, daß er freudig seine Augen hergeben wolle, wenn er sie nur aber auch dann ganz gewiß der Mutter ordentlich einsetzen könnte!

„Du zweifelst wohl an meiner Geschicklichkeit?" sagte der Doktor. „O! da sollst du gleich eine Probe erhalten!" — Mit diesen Worten zog er ein kleines Messerchen aus der Tasche, schnitt mit großer Behendigkeit, und ehe Adolph es nur ahnen konnte, ihm ein Ohrläppchen ab, that ein gleiches an sich selbst, vertauschte die beiden Ohrläppchen, und setzte sie gegenseitig wieder an, ohne daß Adolph an seinem Ohre etwas gemerkt oder eben einen Schmerz empfunden hätte. Dieser war erstaunt, aber von der Geschicklichkeit des Doktors nun auch völlig überzeugt, und beschwor ihn um so dringender, nun auch die Augenoperation vorzunehmen! — Der Doktor streichelte ihm sehr freundlich die Wangen, und stellte ihm vieles dagegen vor, schilderte ihm auch die Schmerzen während des Ausschneidens als sehr groß, und seinen Zustand, wenn er nun

ganz blind seyn würde, als sehr traurig. Allein Adolph blieb fest entschlossen und versicherte, daß er nie wieder ruhig werden könnte, wenn der Doktor seine Bitte nicht erfüllen wollte.

„Nun, so wollen wir doch erst mit deiner Mutter darüber sprechen!" sagte der Doktor.

„Behüte Gott!" rief Adolph, „denken Sie denn, daß die Mutter es zulassen würde, wenn sie es wüßte? — Nein, wenn Sie meine Augen erst haben, dann eilen Sie damit zur Mutter, und setzen Sie sie ihr frisch ein, sagen ihr aber ja nicht, von wem sie kommen!"

Doktor Mißpickel schüttelte den Kopf, willigte aber endlich ein, und man setzte die Operation auf morgen Nachmittag fest.

Rübezahl war über die Liebe des Knaben zu seiner Mutter wirklich erstaunt und gerührt, die ihm ein sicherer Bürge schien, daß sie selbst eine vortreffliche Frau seyn müsse; aber dennoch war er auch fest entschlossen, Adolphs Standhaftigkeit auf die härteste Probe zu stellen. Er unterließ nicht, die Schwester davon zu unterrichten, und ob ihm diese gleich die dringendsten Gegenvorstellungen machte, so blieb er dennoch fest dabei, die Augenoperation morgen wirklich vorzunehmen. Zugleich mußte sie ihm versprechen, mit den drei übrigen Kindern auch gegenwärtig zu seyn, denn er wollte ja doch auch sehen, was diese dazu sagen würden.

Adolph ging nun der Mutter nicht mehr von der Seite, sondern stand immer neben ihr und sah sie mit wehmüthig freundlichen Blicken an, denn ihm fiel doch im Stillen ein, daß morgen zwar die Mutter seine gesunden Augen besitzen, er sie aber dann nicht mehr würde ansehen können. Auch überlief ihn wohl ein kleiner Schauder, wenn er an das Ausschneiden selbst gedachte; allein sein Entschluß stand dennoch fest, und sobald er nur die Mutter über Schmerzen klagen hörte, so verschwand jedes andere

Gefühl, und nur die Freude, die Augen seiner lieben Mutter selbst retten zu können, blieb in seiner Brust zurück.

So hatte er denn ohne Furcht den andern Tag erwartet und war, da seine Mutter nach Tische gewöhnlich etwas zu ruhen pflegte, indeß zu seinen Gespielen gegangen, die er nebst Muhme Mauthen bereits auf ihrem Lieblingsplätzchen fand. Er sah schweigend seine kleinen Freunde und die Berge und die Thäler an, und dachte, es sey nun wohl bald das letztemal, denn er meinte, daß ihm der Doktor höchstens etwa noch ein paar Stunden Zeit verstatten würde. Allein dieser, der selbst den Augenblick nicht erwarten konnte, schritt schon den Gang herauf und stand mit seinem Bindezeuge vor Adolphen, ehe dieser es vermuthete. Ein klein wenig erschrak er doch erst, dann aber sagte er geschwind: „Lieber Herr Doktor! warten Sie nur noch einen Augenblick!" — und damit sprang er fort, und zog Willibald mit sich. „Adieu! Adieu!" sagte der Doktor lächelnd; „der reißt aus und kommt nicht wieder! — Nun, meine liebe Frau Mauthrendantin!" setzte er höhnisch hinzu, indem er sich zu Eisfluthel wendete, „ich dächte, diese Liebesprobe wäre leidlich überstanden!"

„Sie war auch zu schwer!" antwortete diese empfindlich, „und ich zweifle gar sehr, daß selbst der starke Herr Doktor sie bestanden haben würde!"

Indeß sie nun noch manches Wort hierüber wechselten, und der Dokter die gekränkte Schwester auslachte, sahen sie mit einemmale die beiden Knaben zurückkehren und Willibald Adolphen führen, der die Augen fest verschlossen hielt.

„Was soll denn dieß bedeuten?" fragte der Doktor. „Ach, Sie kamen schneller, als ich geglaubt hatte," antwortete Adolph, ohne die Augen zu öffnen, „und ich wollte ja doch die Mutter noch einmal sehen; da bin ich denn nun bei ihr gewesen und habe sie mir so recht angeschaut, und sie hat mir zugelächelt, und dann habe

ich die Augen zugedrückt, damit ich weiter nichts sehe und das liebe Bild meiner Mutter, das meine Augen zuletzt gefaßt haben, recht fest halten kann! — Aber nun schneiden Sie auch geschwind," setzte er hinzu und hielt ihm die geschlossenen Augen muthig hin, „denn die Mutter fühlt heute besonders große Schmerzen!"

Eisfluthel sah den Doktor triumphirend an, der wieder eine Prise nahm, weil er zu niesen wünschte und dann zu Adolphen sagte: „Ja, mein kleiner Mann, wenn ich schneiden soll, so mußt du die Augen aufmachen und dich hierher setzen!" — und da dieser still folgte, so packte der Doktor viele blanke, scharfe Messer aus, setzte einen Teller neben sich, und nachdem er den übrigen Kindern, die betroffen zusahen, mit kurzen Worten bekannt gemacht hatte, was vorgehen sollte, fing er die Operation wirklich an. Mit einem spitzigen Messer stach er nun tief in die Augenhöhle hinein und schnitt dann rings herum, um das Auge auszulösen. Er hatte sich eigentlich vorgenommen, dem Knaben recht viel Schmerzen zu verursachen; allein da dieser ihm das kindlich-freundliche Angesicht so treuherzig hinhielt, da kein Laut des Schmerzes, sondern nur von Zeit zu Zeit die Worte: „meine gute Mutter!" über seine Lippen kamen, und der Doktor selbst keine Prise nehmen konnte, weil seine beiden Hände bei der Operation beschäftigt waren, so vermochte er eine Thräne nicht aufzuhalten, die ihm über die Wangen rollte, und nicht zu verhindern, daß sie in Adolphs blutende Augenhöhle fiel, wodurch aller Schmerz so auf einmal gestillt wurde, daß der Kleine versicherte, das Schneiden thue ihm mehr wohl als wehe! —

Ein Auge war nun herausgeschnitten. Der Doktor legte es neben sich auf den Teller, hielt mit der Hand Adolphs leere Augenhöhle zu, und verband sie mit Tüchern. Als er sich nun auch über das zweite Auge hermachen wollte, fielen ihm die andern Kinder mit unbeschreiblicher Angst in die Arme. Willibald wollte ihm das blutige Messer mit Gewalt entreißen, und Amaliechen bat ihn wei-

nend, dem armen Adolph doch wenigstens das eine Auge zu lassen und, wenn er denn einmal zwei Augen haben müsse, ihr lieber ein Auge auszuschneiden! — Aber der Doktor warf Willibalden unsanft auf die Seite und sagte hart zu Amalien: „Zweierlei Augen kann ich nicht gebrauchen! Ein graues und ein blaues taugt nicht zusammen! Wenn Adolph das andere Auge nicht hergeben will, gut! so wollen wir aufhören." — Aber Adolph bat leise, sich durch nichts stören zu lassen, und Doktor Mißpickel wollte fortfahren, indeß Willibald und Amalie weinend ihre Gesichter in Muhme Mauthens Schooß verbargen, denn sie konnten die Qual nicht mit ansehen. Da faßte der kleine Karl den Vater hinten beim Rockschooß, zog ihn zurück und sagte: „Lieber Vater, laß es gut seyn! Lieber, goldner Vater, laß es nun seyn!" — Der Doktor aber hörte nicht darauf, da zog Karl immer stärker und rief: „Doktor Mißpickel, du sollst es nun gut seyn lassen! Hörst du gar nicht, garstiger Doktor Mißpickel?" — Der aufgebrachte Vater gab ihm rücklings einen Tritt; aber Karl riß um so toller an des Vaters Rocke und schrie endlich in höchster Verzweiflung: „Du sollst es aber nun gut seyn lassen, du abscheulicher Rübezahl!"

Das war denn doch zu viel. Der Doktor warf das Messer wüthend aus der Hand, faßte mit gewaltiger Kraft sein Söhnchen, wickelte es wie ein Schnupftuch zusammen und steckte es in die Tasche, wo man den Kleinen noch lange strampeln sah und quicken hörte. Hierauf schnitt er gelassen dem armen Adolph auch das andere Auge aus.

Als er ihn nun völlig mit einem Tuche verbunden und dem blinden Knaben, den Eisfluthel liebend in ihre Arme nahm, selbst leise einen Kuß auf die Lippen gedrückt hatte, kam plötzlich Frau von Geierstein, von einer Freundin geführt, den Gang schnell herauf und gerade auf sie zu. Adolphs Benehmen, als er zuletzt mit

Willibald bei ihr gewesen war, und sie noch einmal so recht innig und sehnsüchtig geküßt und angeschaut hatte, und dann mit geschlossenen Augen fortgeeilt war, mußte ihr natürlich aufgefallen seyn; sie glaubte daß in des Knaben Seele etwas Besonderes vorgehe, und eilte daher besorgt ihn aufzusuchen. Aber kaum hatte Willibald und Amalie sie erblickt, als sie zu ihr hinflogen und unter Thränen ihr erzählten: der abscheuliche Doktor Mißpickel habe ihrem Adolph die gesunden frischen Augen ausgeschnitten, um sie ihr einzusetzen; dort auf der Bank sitze nun der arme blinde Junge, und auf dem Teller dort lägen die blutigen ausgeschnittenen Augen. — „Was ist das? Um Gottes willen, was geht hier vor?" rief die erschrockene Mutter und hob das Tuch auf, womit ihre leidenden Augen wie mit einem Schirm bedeckt waren. „Nichts! gar nichts! meine Gnädige!" antwortete der Doktor freundlich und ließ unvermerkt hinter seinem Rücken das Söhnchen wieder aus der Tasche hüpfen. „Wir wollten nur mit den Kindern so eben die Blindekuh spielen und haben dero Herrn Sohne deßhalb die Augen verbunden. Jetzt aber dürfte doch wohl aus dem ganzen Spiele nichts werden, und deßhalb möchten Ew. Gnaden auch eben so wenig ein Tuch mehr um die Augen brauchen!" — Mit diesen Worten nahm er nicht allein Adolphen den Verband ab, sondern löste auch unvermerkt das Tuch, was die Mutter um ihre kranken Augen trug, indem er ihr schnell hineinhauchte, und erstaunt und entzückt sahen Mutter und Sohn sich wieder in die gesunden schmerzlosen Augen.

„Aber was haben Sie denn dort auf dem Teller?" fragte die immer noch besorgte Mutter.

„Das sind ein paar kostbare Opale, die man Weltauge zu nennen pflegt, und die ich aus meiner Mineraliensammlung mitgebracht habe, um sie den lieben Kindern hier vorzuzeigen!" entgegnete der Doktor und präsentirte sie der Frau von Geierstein, die auch wirklich ein Paar dergleichen wunderschöne Edelsteine auf

dem Teller erblickte. — Alle sahen sich betroffen an und wußten nicht, was sie denken sollten.

Die Augen der Mutter waren völlig wieder hergestellt, Adolph hatte ja die seinigen auch noch, und so glaubten alle nur geträumt zu haben. — Auch die Kinder schwiegen über das Vorgefallene, das sie nicht zusammenreimen konnten, und indeß sie sich jubelnd um Adolph und seine Mutter drängten, die sich innig umschlungen hielten, und der Mutter nicht genug in die wiedergenesenen holden Trostaugen schauen konnten, und indeß auch die alte freundliche Mauthrendantin die Umarmung theilte, hatte sich Doktor Mißpickel still bewegt fortgeschlichen.

Muhme Mauthen ladete die Kinder, die nicht wußten, wie sie ihre Stimmung auslassen sollten, nun zu einem schönen, weiten Spaziergange ein; auch der glückliche Adolph schloß sich ihnen wieder an, und seine frohe Mutter suchte ihre Freundin, die Madame Hirt, auf, um ihr die schnelle, unverhoffte Wiedergenesung ihrer Augen zu verkündigen.

Diese freute sich gar innig darüber und schob natürlich alles auf die Kraft der Heilquelle; ihr aber hatte diese leider noch nicht helfen wollen, denn der Gichtschmerz in ihrem Fuße war fast noch stärker geworden als anfangs, so daß sie ohne die schmerzlichsten Empfindungen gar nicht mehr gehen konnte. — Die Kunde von der schnellen Hülfe, die Frau von Geierstein an der Quelle gefunden, hatte sich bald auch unter der übrigen Badegesellschaft verbreitet; alle kamen, ihr Glück zu wünschen, und die Brunnenärzte hatten genug zu thun, dieses anscheinende Wunder natürlich erklären zu wollen. Man war allgemein in der heitersten Stimmung, und als der Abend kam, versammelte man sich zu einem fröhlichen Feste im Saale.

Da trat endlich die Mauthrendantin mit Adolphen und Amalien herein, sah sich überall um als suche sie jemanden, und kam endlich

auf Madame Hirt zu, indem sie ängstlich fragte: ob denn Willibald und Karl nicht schon nach Hause gekommen wären? — Diese verneinte es und meinte, sie wären ja mit ihr gegangen! Da erzählte die Mauthrendantin erschrocken: die beiden Knaben hätten einen nähern Weg eingeschlagen und dann unten am Berge auf sie warten wollen; allein sie mit den andern Kindern habe schon länger als eine Stunde dort auf die Knaben gewartet, und da diese immer noch nicht gekommen wären und sogar die Nacht jetzt einbrechen wolle, so hätte sie endlich glauben müssen, die Knaben wären schon nach Hause gegangen! — Madame Hirt erschrak nicht wenig, denn sie sah wohl ein, daß sie sich jedenfalls verirrt haben mußten, und wo waren sie nun wieder aufzufinden bei der Nacht, und in dem großen, waldigen Gebirge? —

„Fort! fort! wir wollen die armen Kinder suchen!" rief sie und eilte zum Saale hinaus.

Die Mauthrendantin wollte sie aufhalten und bat, doch erst die Rückkunft der Väter abzuwarten, die ins Thal spazieren gegangen wären; diese würden dann schon Anstalten treffen; auch gäbe es hier ja Leute genug, die man ins Gebirg senden könnte, um die Knaben aufzusuchen; sie selbst sollte doch ruhig zurückbleiben, sie würde sich ja noch viel größere Schmerzen zuziehen und wisse ja, daß die Aerzte sie hauptsächlich vor jeder Erkältung gewarnt hätten, die hier unvermeidlich sey! —

Aber Madame Hirt rief: „Ich weiß nichts weiter, als daß ich meine Kinder suchen muß! Meine Angst ist größer als meine Schmerzen! Eilen Sie, treffen Sie alle Anstalten, denn die Kinder waren Ihnen anvertraut, aber mich lassen Sie hinaus! Vielleicht ersparen wir den armen Vätern die Angst und finden die Kinder noch eher wieder, als sie sie vermissen!" und hiermit eilte Madame Hirt in der größten Angst des Mutterherzens hinaus auf die ihr beschriebenen Gebirgspfade.

Es war schon sehr dunkel geworden; sie war schon weit gegangen und hatte oft laut gerufen, aber immer vergeblich. Endlich, als sie hoch am Gebirge einen dunkeln Tannenwald erreichte, kam es ihr vor, als hörte sie ferne Antwort auf ihr Rufen. Freudig eilte sie vorwärts, und da sie wirklich Willibalds Stimme zu unterscheiden glaubte, so lief sie mit großer Anstrengung waldeinwärts, klomm über Baumwurzeln und Felsstücke, arbeitete sich durch Gestrüpp hindurch und achtete es nicht, daß Hände und Füße bluteten, und daß sie oft niederstürzte und ihr die Anstrengung unsägliche Schmerzen verursachte, sondern sie rief immer lauter und eilte immer ängstlicher der antwortenden Stimme nach. Diese aber schien bald nahe, bald ferne; sie vermochte sie nimmer zu erreichen und hatte sich wohl schon zwei ganzer Stunden so abgemüht, als der Mond endlich aufging und seinen Schimmer zitternd durch die schwarzen Baumschatten warf. Da aber fing es erst an recht greulich zu werden, denn sie erblickte um sich her unzählige gespenstergleiche Wesen. Halb aus menschlicher, halb aus thierischer Gestalt zusammengesetzt, rannten sie wie toll um sie her; bald winkten sie ihr zu, bald drohten sie und vertraten ihr den Weg, und trieben ihr unsinniges Wesen dergestalt, daß der armen Frau vor Furcht fast das Herz zerspringen mochte. Sie fing endlich still an zu weinen, faltete ihre Hände und sagte: „Ich gehe ja mit Gott und suche meine Kinder!“ und als sie das Wort: „Kinder“ ausgesprochen hatte, kehrte die Kraft in das geängstete Mutterherz wieder zurück und verscheuchte alle Furcht; sie blieb stehen und rief wohl kühn genug: „Was treibt ihr hier euren Spott mit einer Mutter, ihr Geister der Nacht? Zeigt mir lieber den Weg zu meinen armen verirrten Kindern!“

Da war mit eins der ganze Spuk verschwunden, und aus dem Gebüsch, von den Felsstücken herab, kam freundlich bellend das kleine Gneislein gesprungen, hüpfte schmeichelnd um Madame Hirt

her und zog sie beim Kleide fort, als wolle es ihr den Weg zeigen. Sie folgte ihm auch und weil sie glaubte, daß ihn die Knaben wohl mit sich genommen haben müßten, so war ihr seine Erscheinung ein wahrer Trost. Bald auch hörte sie nun Willibalds Stimme ganz in der Nähe rufen, und nach einigen Minuten stand sie auf einem hohen, schroffen Felsstücke und erblickte unter sich, vom Monde beleuchtet, ihren Sohn weinend neben dem kleinen Karl knieen, der am Kopfe blutend, bleich und todt vor ihm auf der Erde lag. Da zog sie's mit Gewalt hinunter und, ohne sich zu besinnen, sprang sie den hohen Felsen zu den Kindern hinab. Aber unten war der Grund auch felsig, und sie stürzte dergestalt zu Boden, daß der kranke Fuß morsch entzweibrach und aus der Stirn, die gegen einen Stein schlug, das helle Blut quoll.

Ohnmächtig sank sie hin. Willibald warf sich schreiend über die halbtodte Mutter, und Gneislein leckte ihr winselnd das Blut von der Wunde. Als sie endlich wieder zu sich kam und fühlte, daß sie nicht mehr aufstehen könne, lehnte sie sich mühsam mit dem Rücken an ein Felsstück, und indeß Willibald erzählte, daß sie sich eigentlich nicht verirrt hätten, denn der Weg gehe hier dicht vorbei, daß sie aber jenen Felsen, von welchem die Mutter eben herabgesprungen, auch hätten erklimmen wollen, und daß Karl von dort heruntergestürzt und todt geblieben sey, er ihn aber nicht habe verlassen wollen, da zog die Mutter den leblosen, neben ihr liegenden Karl zu sich, legte ihn über den zerschmetterten Fuß auf ihren Schooß hin, nahm sich selbst ihr warmes Umschlagetuch ab, wickelte ihn sanft hinein, rieb ihm die Brust und die Schläfe, und indeß sie gar nicht an sich selbst dachte, benetzte sie ihn mit ihren Thränen und versuchte ihm Athem einzuhauchen. Aber es schien alles vergeblich.

So saß denn die Mutter unter den größten Schmerzen ihres zerschmetterten Fußes und blutenden Hauptes in der feuchten

Nacht auf dem kalten Felsboden so ganz verlassen, und hielt das eine Kind todt auf dem Schooße, indeß das andere weinend neben ihm kniete.

Aber im Schatten einer alten Tanne stand lange schon Doktor Mißpickel und sah der Scene zu. Er nahm dießmal keine Prise, denn er wollte kein Auge abwenden von diesem Bilde der Mutterliebe, sondern murmelte nur leise vor sich hin: „Das war doch beinahe zu stark!“ Endlich trat er in das Mondlicht hinaus und ging, als fände er sie von ungefähr, auf Madame Hirt zu. Diese reichte ihm sanft die Hand entgegen und sagte: „Armer Vater, kommen Sie und helfen Sie Ihr Kind zurück ins Leben bringen — ich kann nicht mehr!“ Da kniete der Doktor neben ihr nieder, zog ein Fläschchen aus der Tasche und hielt es seinem Sohne unter die Nase, worauf dieser die Augen aufschlug und fröhlich wieder aufsprang, als habe ihm niemals etwas gefehlt.

Madame Hirt hob dankend und hocherfreut ihre Hände zum Himmel empor und vergaß ihre eigenen Leiden; als aber der Doktor sie bat, mit dem Nachhausegehen nun zu eilen, sagte sie halb weinend: „Ich kann ja nicht, mein Fuß ist ja zerbrochen!“

„Erlauben Sie, wertheste Madame!“ entgegnete der Doktor, „es kann vielleicht nur eine starke, schmerzhafte Erschütterung gewesen seyn, und dergleichen sind krankhaften Gliedmaßen oft sehr zuträglich. Wollen doch nur einmal gütigst versuchen aufzustehen!“ setzte er hinzu und reichte ihr die Hand, indeß er mit seinem Stabe unbemerkt den Fuß berührte, und als nun Madame Hirt den Versuch wagte, so konnte sie wirklich aufstehen und stand flink und frei auf ihren beiden Füßen, und der kranke Fuß war nicht allein nicht gebrochen, sondern auch aller Schmerz gänzlich daraus verschwunden.

Eben kam auch in Begleitung der Frau Mauthrendantin der Oberamtmann Hirt, um Weib und Kinder aufzusuchen. Aber alle

sprangen ihm froh in die Arme, und seine Frau erzählte ihm die unglaublichen Dinge von ihrer plötzlichen Wiedergenesung, und als er nun seine Lieben mit stillem Entzücken an die Brust drückte, umarmte auch der Doktor die Mauthrendantin und flüsterte ihr bewegt zu: „Du hast recht!"

Schon ganz in der Frühe des andern Morgens suchte Rübezahl seine Schwester auf und bat sie um einen Spaziergang. Als er sich nun mit ihr auf einem einsamen Platze befand, hob er an: „Die Zeit ist um, auf welche ich mir diese menschliche Gestalt geliehen habe, und noch heute will ich zurück zu meiner Schneekoppe. Ich habe dir den Willen gethan, habe deine Menschen näher kennen zu lernen gesucht und gestehe dir nun, daß es mich nicht gereut, und daß ich sie herzlich lieb gewonnen habe. Zwar will ich nicht behaupten, daß alle, die hier versammelt waren, Stich gehalten haben würden, wenn ich ihnen etwas derb auf den Zahn gefühlt hätte, doch sollten viele wohl die Probe bestanden haben. Ich gestehe dir ferner, daß ich die wahre, aufopfernde Liebe wirklich erst jetzt von den Menschen kennen gelernt habe; aber ich behaupte doch, daß nach alle dem, was ich beobachtet, sie rein und treu nur in Kindesbrust und nur im Mutterherzen zu finden ist. Aus dieser Wohnung tritt sie bald als ein holdes, unschuldiges Kind, bald als ein gewaffneter Held hervor. Deßhalb bin ich auch entschlossen, meinen Sohn eine Zeitlang zu den Menschen zu geben; er soll sich eine Mutter und Geschwister suchen, bei denen er Liebe und Treue lernen mag. Wo ich ihn aber hinführen werde, das bleibt für jetzt noch ein Geheimniß. Ich danke dir übrigens, mein Schwesterchen, für jeden schönen Genuß, den du mir hier gewährt hast, und will vergelten, sobald du mich auf meinem alten Gebirge wieder besuchst!"

Das gute Eisfluthel versprach dieß freudig, und so gingen die Geschwister einig und froh wieder zur Gesellschaft zurück.

Doktor Mißpickel machte nun seine nahe Abreise bekannt und stattete auch bei Oberamtmann Hirts seinen Abschiedsbesuch ab. Er schlug ihnen eine Reise auf das herrliche Riesengebirge vor, und da er ihnen versprach, sich dort wieder zu ihnen zu finden und sie selbst überall herumzuführen, so verabredete man unter den treuherzigsten Zusicherungen gegenseitiger Freundschaft ein solches schönes Zusammentreffen auf dem Riesengebirge für das künftige Jahr.

Am Nachmittage lud der Doktor die Kinder nebst der Mauthrendantin noch einmal zu einem Spaziergange auf das Gebirge ein. Sie gingen, und als sie nun auf einer hohen, felsigten Bergkuppe saßen und sahen, wie die Sonne im Westen sich in ihrem goldenen Feierkleide hinter die Berge senkte, indeß der Abend von Osten her in seinem grauen Mantel still und leise in die Thäler schlich, sagte der Doktor zu ihnen: „Wir müssen nun scheiden, meine lieben Kinder! Behaltet mich und meinen Karl hübsch lieb; ich werde euch nicht vergessen! Neulich zeigte ich euch ein paar schöne Steine, welche man Weltauge nennt. Hier gebe ich jedem von euch einen Ring mit einem solchen Edelstein zum Andenken. Der Stein heißt deßhalb Weltauge, weil er die Kraft besitzt, alles zu sehen, was ihr denkt und thut. So lange der Stein nun rein und klar bleibt, so lange seyd auch ihr rein und gut gewesen; wenn er aber ein trübes Ansehen bekommt, so habt auch ihr etwas Unrechtes begangen und euer Bewußtseyn hat einen trüben Flecken erhalten, den ihr wieder abwischen müßt. Drum legt die Ringe niemals von euch und seht sie recht oft an; ich werde sie mir einst von euch wieder zeigen lassen!"

Die Kinder umschlangen dankbar freudig den Doktor, der sie alle herzlich küßte und sich, indem sie ihre schönen Ringe gegenseitig bewunderten, mit seinem Karl hinter dem nächsten Gebüsche verlor. Als die Kinder wieder aufschauten, sahen sie zwei leichte, weiße

Wolken, eine größere und eine kleinere, vom Abendroth gar lieblich übergossen, dicht über sich hinziehen.

„Ach, seht doch die schönen, herrlichen Wolken!“ sprach Adolph.

„Wir wollen doch geschwinde Karln rufen!“ sagte Willibald, „damit er sie auch sieht!“ und nun riefen sie mehreremal laut: „Karl, Karl! komm doch zu uns!“ Doch Karl kam nicht; sondern es war, als wolle die kleinere Wolke umkehren und noch einmal zu ihnen zurückziehen — aber ein starker Westhauch erhob sich und trieb sie der größern Wolke nach, und die Kinder glaubten endlich ganz in der Ferne Karls Stimme zu vernehmen, die ihnen leise zurief:

„Lebt wohl! lebt wohl!“

Lange sahen sie mit Entzücken den beiden schönen Wolken nach, die an dem dunkeln Abendhimmel wie zwei leuchtende, mit Rosen bekränzte Schiffchen hinzogen, immer weiter fort, dem alten Riesengebirge zu, und Amalie sang ihnen nach:

„Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
Wer mit euch wandelte, mit euch schiffte!“

Die Mauthrendantin erinnerte sie endlich an das Nachhausegehen und meinte, der Doktor würde, weil er nicht zurückkehre, mit seinem Sohne wohl schon hinuntergestiegen seyn. Als sie im Thale wieder ankamen, hörten sie denn auch zu ihrer Betrübniß, daß der Wagen des Doktors wirklich so eben abgefahren sey. Bald nachher trennte sich auch die übrige Badegesellschaft, und auch die Kinder, die wir kennen gelernt und liebgewonnen haben, zogen mit ihren Eltern wieder in ihre entfernten Heimathen zurück. Sie nahmen einen sehr herzlichen Abschied von der guten Muhme Mauthen, und ließen sich das Versprechen geben, daß, wenn Gneislein einmal Junge bekommen sollte, sie einem jedem dann ein kleines Hündchen aufheben wollte.

Möchten die Kinder ihre kostbaren Ringe, die ihnen der Doktor geschenkt, recht oft betrachten und ihre Gemüther vor jedem Flecken

bewahren, damit, wenn sie sich im Leben einst wiederfinden, sich keines schämen darf, dem andern seinen Edelstein, das Bild seiner Seele, zu zeigen.

Ihr aber, meine lieben kleinen Leser, beneidet ihr jene Kinder nicht um ihre schönen Ringe mit den kostbaren Weltaugensteinen! Jedes von euch, das so glücklich ist, noch Eltern zu besitzen, hat ja auch ein solches Kleinod, das sich bei euern Fehlern trübt, und schöner noch als der Edelstein wieder hell aufglänzt, wenn ihr gut seyd. Es ist das Mutter- oder das Vaterauge, das ich meine. Dieß sey euer Weltauge! Schaut nur immer recht oft hinein, ehe es sich schließt, und laßt nicht eher nach im Streben nach Fleiß und Tugend, als bis es immer wolkenlos und freudig auf euch ruht.

Der Jüngling und der Wanderer.

Jüngling.

Mein Wandersmann, woher? — wohin?
Ziehst du hinaus ins Weite?
Ich auch ein froher Pilger bin,
Komm, daß ich dich begleite!

Wanderer.

Geh lieber meinen Weg allein,
Kehr nur auf kurze Stunden ein,
Muß immer rastlos weiter.
Zieh ohne mich durchs Leben hin;
Ich bin für deinen frohen Sinn
Kein passender Begleiter!

Doch Jünglings Busen ist so voll
Von Freude und voll Liebe,
Und weil er einsam wandern soll,
Wird's ihm so bang und trübe.

Aus seinen blauen Augen schaun
Kindliche Reinheit und Vertraun,
Und Thränen schimmern leise.
Drum, da er bittend weiter spricht,
So widersteht der Wandrer nicht,
Und nimmt ihn auf die Reise.

Wohl ziehn sie durch manch Schattenthal,
Wohl über Bergesrücken;
Schön liegt in goldnem Sonnenstrahl
Die Welt vor ihren Blicken.

Der Jüngling streckt die Arme aus:
„Hier," ruft er, „hier ist Gottes Haus,
Wo Lieb' und Freude blühen!"
Der Wandrer aber steht und schweigt,
Und hebt die Hand empor und zeigt
Auf, wo die Wolken ziehen.

Sie nahen einem Föhrenwald,
Schon war es Nacht geworden!
Da stürzt der Räuber Horde bald
Hervor, sie zu ermorden.

Schon ist der Jüngling übermannt;
Es ringen unter Mörderhand,
Die jungen kräft'gen Glieder.
Da schlägt der Wandrer mit dem Stab,
Als mäht' er reife Halmen ab,
Die Räuber alle nieder.

Der Morgen kommt in Purpurgluth,
Der Thau glänzt noch im Schilfe,

Da schwimmt ein Mägdlein in der Fluth,
Die Mutter ruft um Hülfe.

Und in den Strom stürzt sich geschwind
Der Jüngling, faßt das arme Kind
Und ziehts hinauf ans Leben.
Der Wandrer aber ferne steht,
Und winkt, indem er weiter geht,
Der Mutter es zu geben.

Und vorwärts durch die freie Welt,
Rastlos geht's in die Weite;
Da naht das Laster sich und stellt
Dem Jüngling sich zur Seite.

Es sagt ihm süße Worte vor,
Schon neigt er willig ihm das Ohr,
Schon faßt das Lamm der Tiger.
Da hört er, wie der Wandrer spricht:
„Memento mori! — wanke nicht!"
Und er besteht als Sieger.

„Schau hin, dort liegt mein Vaterhaus!
Drin wohnt der Mutter Segen!
Dort tritt die Schwester froh heraus!
Entgegen ihr! — entgegen!"

„Ach, Bruder! unsre Mutter liegt,
Vom heißen Fieber schwer besiegt,
O könntest du sie heilen!"
Der Wandrer spricht: „Geh nur allein
Zur Mutter in die Hütte ein,
Und laß mich draußen weilen!"

Hoch klopft und bang das Mutterherz,
Nah steht die Mark des Lebens,
Und dennoch ruft in Angst und Schmerz
Den Tod sie oft vergebens.

Die Kinder knien und beten mit,
Und flehen Hülfe! — sieh, da tritt
Der Wandrer in das Zimmer.
Und wie er sanft die Mutter grüßt,
So wird es Friede — ruhig schließt
Ihr Auge sich auf immer.

Der Jüngling grub der Mutter Grab
Im kühlen Lindenschatten;
Das Hüttchen er der Schwester gab
Und ihrem jungen Gatten.

Ihm selber ward's zu eng im Haus.
Ihn zog die Kampfeslust hinaus
In jene muth'gen Reihen,
Denn raubend brach der Feind ins Land.
„Wohl auf, mein Volk! das Schwert zur Hand!"
Der Fürst ruft seine Treuen.

Und es beginnt der blut'ge Kampf —
Des Schicksals Würfel stehen —
Und überall durch Staub und Dampf
Sieht man den Wandrer gehen.

„Hier!" ruft der Jüngling, „streite mit!"
Doch jener stellt mit ernstem Tritt
Sich in der Feinde Glieder;

Und geht sie alle durch und zählt,
Als ob er sich Freiwill'ge wählt,
Und tausend sinken nieder.

Doch trifft es auch des Jünglings Brust —
In heißen Purpurtropfen
Verrinnt des jungen Lebens Lust —
Matt wird des Herzens Klopfen,

Und ihm vergehen Kraft und Sinn,
Und auf den Walplatz sinkt er hin,
Und wird nicht weggetragen.
Und wie das Heer kühn vorwärts fliegt,
Hört er: „Fahr wohl, es ist gesiegt!"
Die Kameraden sagen.

Und als die Nacht herniedersteigt,
Ruft er und wimmert leise.
Doch weit und breit das Schlachtfeld schweigt —
Nur Leichen ruhn im Kreise.

Da naht der Wandrer ernst und still,
Als ob er Hülfe bringen will,
Und kühlt ihm seine Narben.
Und spricht: „Die Ernte ist vollbracht!
Schlaf, müder Schnitter, deine Nacht
Nun friedlich auf den Garben!"

Karl der Große und Wittekind.

Der Glaube und die Liebe sind stärker als das Schwert! Das hatte Karl der Große nicht bedacht, als er das tapfere Volk der Sachsen unter seinen Scepter beugen und zur Annahme des christlichen Glaubens zwingen wollte. Er erfocht über sie zwar manchen blutigen Sieg, zerstörte die große, von ihnen göttlich verehrte Irmensäule, die unweit dem heutigen Paderborn auf dem Hauptversammlungsplatze ihres heidnischen Gottesdienstes stand, und einen völlig bewaffneten Mann mit einer Fahne in der rechten und einer Lanze in der linken Hand vorstellte; führte ihre Edelsten als Geiseln hinweg, erbaute Festungen mitten in ihrem Lande, gab ihnen Statthalter und Feldherren aus seinem eigenen Volke, und ließ sie schaarenweise mit Gewalt zur christlichen Taufe hintreiben. Dennoch aber konnte er ihren Glauben und ihre Liebe zu den alten heidnischen Göttern nicht bezwingen, die stärker waren als sein Schwert, und überhaupt nicht durch Gewalt, sondern nur durch Ueberzeugung und Erkenntniß einer andern herrlichern Lehre als treue Freunde erworben werden können. Kaum war auch der erzwungene Friede geschlossen und Karl zu neuen Siegen nach Italien geeilt, als die Sachsen, durch ihre alten Priester bedroht,

sich aufs neue empörten, das verhaßte Joch des ihnen aufgedrungenen Christenglaubens, den sie nur dem Namen nach kannten, abwarfen, die fremden fränkischen Feldherren erschlugen, unter Anführung Wittekinds, Herzogs zu Engern, in die Länder des Frankenkönigs einfielen und sie mit Feuer und Schwert verheerten. Da beschloß Karl eine blutige Rache zu nehmen und sie mit Gewalt zu dem Glauben zurückzuführen, von dessen heiliger Wahrheit seine ganze Seele erfüllt war. Er flog aus Italien herbei, schlug die Heere seiner Feinde, ließ, um ein furchtbares Beispiel seines Zorns zu geben, auf einer Stelle 4500 der gefangenen Sachsen enthaupten, und späterhin gegen 10,000 Einwohner aus ihren Wohnungen zusammentreiben und an andere Orte versetzen. Wäre er den mildern christlichen Weg gewandelt und hätte ihren Glauben und ihre Liebe sich zu eigen gemacht, dann würde ohne Menschenblut das Ziel sicherer und schöner errungen worden seyn. Doch Karl vertraute auf seine Macht, der noch nichts widerstanden hatte, und meinte, vor einem so furchtbaren Beweis derselben müßten die Ungehorsamen wohl erzittern und endlich sich beugen. Aber es bewirkte gerade das Gegentheil. Das ganze Volk der Sachsen erhob sich aus seinen entlegensten Sitzen und schwor den Feinden seiner Freiheit und seines Glaubens eine gemeinschaftliche und furchtbare Rache. Sie legten vor ihren Priestern einen Eid ab, der noch in einer alten Urkunde zu Goslar aufbewahrt und ein Zeuge ihres damaligen Hasses ist; er lautete also: „Heiliger, großer Wodan! hilf uns und unserm Hauptmann Wittekind, auch dem Unterfeldherrn, gegen den abscheulichen Karl, den Schlächter. Ich gebe dir auch einen Auerochsen und zwei Schafe und den Raub. Ich schlachte dir auch alle Gefangene auf deinem heiligen Harzberge!"

Wenn jener Harzberg, der alte hohe Brocken, uns die Geschichte jener Zeit erzählen könnte, wir würden uns gewiß vor den Greuelthaten entsetzen, die er erlebt hat. Aber er verschweigt sein

schauderhaftes Zeugniß, damit die Wanderer, die ihn jetzt fröhlich ersteigen und von ihm herab in die herrlichen Thäler schauen, sich nicht mit Grausen von seinen Felsblöcken abwenden mögen, die einst vom Blute der Menschenopfer rauchten.

Im Jahr 783 kam es hierauf bei Detmold zur Schlacht, in welcher Karl gezwungen ward, sich bis Paderborn zurückzuziehen. In einem zweiten Treffen an der Hase, im Osnabrückischen, blieb er zwar Sieger, dennoch aber stillte sich die Empörung nicht, obgleich in beiden Schlachten gegen 80,000 Sachsen gefallen waren.

Da sah es Karl endlich ein, daß er andere Waffen gebrauchen müsse als das Schwert, und ließ deßhalb die beiden furchtbarsten Anführer der Sachsen, Wittekind und Alboin, zu verschiedenenmalen freundschaftlich zu sich entbieten.

Wäre dieß früher geschehen, dann würden sie ohne Zögern und mit Vertrauen erschienen seyn; aber jetzt verabscheuten sie den grausamen Zerstörer ihrer Ruhe, und nur stolze, abschlägliche Antworten waren der Erfolg seiner Sendungen.

Endlich empfand auch Wittekinds unbeugsames Herz gar schmerzlich die Noth seines Volks, und begann an der Macht seiner Götter zu verzweifeln, die den Kampf für sie nicht mit Sieg krönen wollten, ob sie gleich mit Menschenopfer übersättigt worden waren. Eine geheime, unwiderstehliche Gewalt zog ihn fort, den furchtbaren Karl auch außer der Schlacht zu sehen, und ob er dessen Einladungen gleich öffentlich mit Verachtung zurückgewiesen, so beschloß er doch, nebst seinem Freunde Alboin, sich in Bettlerkleidung gehüllt unerkannt in Karls Nähe zu begeben. Sie verließen insgeheim das Heer der Sachsen, traten ihre Wanderung an, und erlangten gerade an einem Festtage die Stadt, in welcher Karl sein Hoflager hielt. Ein großes, erhabenes Gebäude, das sie für die Wohnung des Frankenkönigs hielten, zog ihre Blicke auf sich, und da sie die Pforten desselben weit geöffnet und viele Men-

schen hineingehen sahen, zögerten auch sie nicht und folgten. Aber sie traten nicht in das Haus des Königs, sondern in das Haus Gottes, in die Kirche, und erblickten hier den gewaltigen Karl, den sie sonst nur in der Kampfeswuth mit dem rauchenden Schwerte in der Hand gesehen, in tiefer Andacht und Demuth und in einfach schmuckloser Kleidung mit vielen fränkischen Edlen vor dem Altare knieend, wo eben das Abendmahl ausgetheilt wurde. Da ahneten sie bald, wo sie waren; doch hier stand kein blutiger Opferaltar, hier tönte nicht das Todesächzen unglücklicher Schlachtopfer, nicht das Beschwörungsgeschrei wüthender Priester; jede Leidenschaft schien daheim geblieben und der heilige Frieden unzerstörbar, der hier in seiner Wohnung alle umfing. — Wittekind und Alboin wurden tief erschüttert; ihre stark fühlenden Herzen ahneten, daß der unsichtbare Gott der Christen ihnen näher stehe als ihre Götzen, und als die Andächtigen alle auf ihre Knie sanken, zog auch sie der wahren Andacht stille Allgewalt in den Staub nieder.

Als der Gottesdienst beendigt war, verließen sie schweigend die Kirche und gesellten sich zu einer Anzahl von Bettlern, die an der Thür den König erwarteten, der ihnen Almosen zu spenden pflegte. Wittekind saß auf den Stufen und hielt sein Auge fest auf den aus der Kirche tretenden Karl geheftet, in dessen ernsten, schönen Zügen noch Andacht und Begeisterung ruhten, und streckte, um unerkannt zu bleiben, auch seine Hand nach einem Almosen aus. Aber Karls durchdringender Blick erkannte in dem kräftigen, ausdrucksvollen Antlitz gar bald den Helden, der ihm den Kampf oft so heiß gemacht hatte.

„Ich habe hier kein Almosen für dich, aber ich will dir ein köstlicheres gewähren, wenn du mir folgst!“ sprach Karl, und reichte ihm sanft die Hand, und führte ihn in sein Gemach. Nach einer langen, ernsten Unterredung lagen sich die frühern Glaubens-

feinde endlich in den Armen, und Wittekind, der dem grausamen Beherrscher der Franken nimmer weichen wollte, beugte sich jetzt in stiller Demuth vor dem christlichen Könige.

Wittekind und Alboin bekannten sich nun alsbald öffentlich zum christlichen Glauben, und wurden im Beiseyn Karls des Großen auf das feierlichste getauft. Dem Beispiel seiner Fürsten folgte willig das ganze Volk der Sachsen, und was in 32 Jahren dem Schwerte nicht möglich gewesen war, errang in kurzer Zeit der Glaube und die Liebe.

Eine schöne, weit ausführlichere Erzählung über diesen Gegenstand rathe ich euch, lieben Kinder, in dem ohnlängst erschienenen Wunderbuche nachzulesen, wo ihr sie unter dem Namen „Swanehild" finden werdet.

Die Sachsen aber haben, seitdem sie Christen wurden, jene Wahrheit nicht wieder vergessen; und deßhalb hängt auch bis auf den heutigen Tag so Fürst als Volk mit Glauben und Liebe an Gott, wie an einander selbst.

Der Apfelbaum.

Herr Apfelbaum, dich lieb' ich recht,
Du bist ein alter, getreuer Knecht;
Zu dir komm' ich manch Jahr schon her,
Und finde nie deine Taschen leer;
Drum sag' ich's frei: dich lieb' ich recht,
Du bist ein alter, getreuer Knecht.

Mehr trägst du als der stärkste Mann,
Die Schultern voll bis oben an,
Und jede Hand noch schwer bepackt,
So daß dir Arm und Rücken knackt,
Drum sag' ich's frei: dich lieb' ich recht,
Du bist ein alter, getreuer Knecht.

Steh ja hübsch grade, wird's auch schwer,
Und wanke nicht so hin und her,
Du wirst sonst wahrlich schief und schräg;
Wirf lieber von der Last was weg;
Man lobt dich doch als einen Mann,
Der mehr als andre tragen kann.

Du schüttelst leise mit dem Kopf?
Du fürchtest deinen Herrn, du Tropf?
Dienst du ihm nicht so lange schon
Und nimmst nicht einen Dreier Lohn?
Er schilt dich nicht, wenn von der Last
Du auch was abgeworfen hast.

Als Kind schon war er dir so gut,
Stahl manchen Strauß dir von dem Hut,
Und seine Buben rutschen noch
Dir in den Rock gar manches Loch;
Du aber nimmst's nicht so genau.
Du alte, treue Kinderfrau.

Jetzt kommt dein Herr; von Ast zu Ast
Nimmt er dir ab die schwere Last;
Er trägt sie heim nach Fach und Schrank
Und sagt dir nicht ein Wörtchen Dank. —
Du aber meinst: wer nützt und nährt,
Nicht erst in Worten Dank begehrt.

Der kluge Hund.

Es mochte ungefähr ein Jahr nach der Beendigung des dreißigjährigen Krieges verflossen seyn, als eines Tages vor dem Palaste des Feldmarschalls Grafen von Torstenson in Stockholm, welcher, nach seiner siegreichen Rückkehr aus Deutschland, von der schwedischen Königin Christine zum Statthalter ernannt worden war, eine Kutsche vorfuhr und ein Bedienter die böhmische Gräfin von S. anmeldete. — Der Graf Torstenson ließ sie zu sich hinauf entbieten, worauf denn die Gräfin in Begleitung eines gemeinen schwedischen Mannes, der einen kleinen Hund unter dem Arme trug, aus dem Wagen stieg und in den Palast ging. Die Dienerschaft des Statthalters versuchte zwar diesem Begleiter mit seinem Hunde den Eintritt zu verwehren, die Gräfin aber bestand darauf, daß er ihr folgen müsse, weil sie eben des Hundes wegen mit diesem Manne in Streit gerathen sey, und dieserhalb die Entscheidung des Statthalters selbst in Anspruch zu nehmen beabsichtige. — Von dem Grafen Torstenson zuvorkommend empfangen, entschuldigte sie sich zuvörderst wegen ihrer auffallenden Begleitung, und eröffnete ihm hierauf, daß sie seinen Beistand gegen diesen gemeinen Menschen sich erbitten müsse, der ihr einen Hund vorenthalten wolle, welchen man ihr während des Krieges auf ihren Gütern in Böhmen geraubt, und für den sie, da sie ihn zufällig hier wieder gefunden

und erkannt, bereits die Summe von sechs Carolinen als Ersatz geboten habe.

Der Statthalter befragte hierauf den Schweden, welcher als Hausknecht in dem Gasthofe diente, wo die Gräfin abgetreten war, au welche Weise er zu dem Hündchen gekommen sey, und weßhalb er es für jenes unverhältnißmäßig hohe Gebot nicht verkaufen wolle? — Der Schwede konnte über die Erlangung des Hundes nur sehr unbefriedigende Auskunft geben, erzählte, daß er ihn mehrere Meilen von Stockholm auf der durch einen Wald laufenden Landstraße von einem unbekannten Mädchen einst gekauft habe, gab als Grund seiner Weigerung die vielen und seltenen Kunststücke an, welche der Hund zu machen verstehe, und versicherte, daß, seit der Ruf des klugen Hundes sich verbreitet habe, der Zuspruch in dem Gasthofe seines Dienstherrn viel größer geworden sey, auch die Trinkgelder, welche er des Hundes wegen erhalten, bereits die ihm von der Gräfin angebotene Summe weit überstiegen hätten. Er schloß endlich mit der festen Erklärung, daß der Hund ihm jetzt einmal angehöre, und er ihn eben so wenig verkaufen wolle, als die Gräfin ihr früheres Eigenthumsrecht auf denselben zu beweisen im Stande sey.

„Ich will es euch bald an dem unvernünftigen Thiere selbst erkennen lassen, daß es mir zugehört!“ — sprach die Gräfin, und hatte auch kaum den Hund bei seinem wirklichen Namen, F i d e l e, gerufen, als derselbe, so fest ihn auch immer der Schwede zu halten versuchte, alle seine Kräfte anstrengte, um sich von ihm los zu machen, ja endlich selbst ihn in den Arm biß und, hierdurch frei geworden, bellend und winselnd an der Gräfin emporsprang und auf ihre Winke und Worte viele seiner erlernten Kunststücke auf der Stelle zum Besten gab. Die Gräfin nahm das Thier auf ihre Arme, liebkoste und herzte es, und beschwor den Statthalter auf die rührendste Weise, ihr durch sein Ansehen und durch seine Macht-

vollkommenheit wieder zu dem Hunde zu verhelfen. Der schwedische Hausknecht hingegen verlangte sein Eigenthum zurück, forderte den Schutz des Statthalters gegen die zudringlichen Anmaßungen der fremden Dame, und drohte endlich, sich unmittelbar an die Königin wenden zu wollen, wo er sein Recht gewiß erlangen werde, zumal die Königin selbst ein Weib sey, und also sich von Weiberthränen nicht rühren lasse.

Graf Torstenson ließ hierauf den Hausknecht nebst seinem Hunde der Wache übergeben, führte die betrübte Gräfin in sein Kabinet und eröffnete ihr hierselbst, daß er, insofern sie ihr Gesuch nicht vielleicht noch mit andern Gründen zu unterstützen wisse, sie zu seinem Bedauern werde damit abweisen müssen, weil der Hund jetzt unstreitig das Eigenthum des Hausknechtes sey, und sie ihn auch dann nicht wieder zurückfordern könne, wenn selbst er ihr während des Krieges und sogar von dem jetzigen Besitzer mit Gewalt genommen worden seyn sollte, weil der Soldat auf die in Feindes Land gemachte Beute ein wirkliches Eigenthumsrecht erlange. Als nun die Gräfin bei diesen Worten in Thränen ausbrach, gestand ihr der Statthalter unverhohlen: er könne unmöglich glauben, daß ihre Traurigkeit einzig aus der Liebe zu dem Hunde entstehe, inmaßen sie als eine junge, schöne Dame wohl andere Gegenstände finden werde, an welche sie ihr Herz hängen könne. Er sey daher vielmehr der Ueberzeugung, daß hier ein wichtiges Geheimniß obwalten und den Besitz des Thieres bedingen müsse, und er wünsche, daß sie ihn ihres vollen Vertrauens werth halten möge, damit er sie mit Rath und That unterstützen könne.

Die Gräfin gestand ihm, daß sein Scharfblick die wahre Ursache entdeckt habe, zögerte nun auch nicht länger, den Statthalter zum Vertrauten ihres tiefen Kummers zu machen, zumal er selbst mittelbar und im Laufe des Krieges die Veranlassung dazu gegeben, und erzählte ihm hierauf folgendes:

„Als die schwedische Armee unter dem Befehl des Feldmarschalls Torstenson, nach dessen kühnem Rückzuge aus Schleswig, über den österreichischen Heerführer, den Grafen Gallas, mehrere große Vortheile errungen hatte und hierauf in Böhmen eingedrungen war, um sich mit Ragoczky, dem Fürsten von Siebenbürgen, zu vereinigen, wurden die großen Besitzungen der Gräfin der Schauplatz des Krieges. Die kaiserliche Armee, welche sich den Schweden entgegenstellen wollte, quartierte sich in den Dörfern der Gräfin ein, und die Generale, die Grafen Hatzfeld und Götzen, legten sogar ihr Hauptquartier in das gräfliche Schloß.

„Die junge Gräfin selbst befand sich damals in einer sehr bedrängten Lage. Vor kaum einem Jahre war ihr der Gemahl gestorben, und hatte sie mit ihrem vierjährigen Sohne allein und ohne Schutz in dieser schweren Zeit verlassen. Zwar fehlte es an Männern nicht, die um die Hand der schönen Wittwe warben, und besonders hatten mehrere arme Vettern ihres verstorbenen Gemahls sich mit fast frecher Anmaßung deßhalb an sie gedrängt, zumal ihr kleiner Sohn der Erbe großer Majoratsgüter war, und es sich deßhalb wohl der Mühe verlohnte, eine ziemliche Reihe von Jahren sein Stiefvater zu werden. Allein die Gräfin hatte jede Bewerbung standhaft zurückgewiesen, war trotz ihrer Jugend fest und würdig auf ihrem Platze stehen geblieben, und hatte hierdurch manches Uebel des Krieges wie ein guter Geist zu erleichtern und von ihren Unterthanen abzuwenden gewußt, bis denn die Schlacht bei Jankowitz geschlagen, und von den siegreichen Schweden das Hauptquartier der österreichischen Generale, das Schloß der Gräfin, erstürmt wurde. — Während nun hierbei die zügellosen Sieger das kostbare Gebäude plünderten und in Brand steckten, während die Dienerschaft der Gräfin den grausamsten Mißhandlungen zu entfliehen suchte, verbarg sie selbst mit ihrem Kinde und dem kleinen Hunde sich in einem ganz entlegenen unterirdischen Gemache, und

verharrte hier unentdeckt so lange, bis endlich an die Stelle des gräßlichen Tobens über ihr eine bange Todtenstille eintrat. — Da wagte sie aus ihrem Versteck sich hervor, um Hülfe für sich und ihr vor Hunger weinendes Kind zu suchen, und sank, als sie um sich her nichts als rauchende Trümmer erblickte, trostlos an der Stätte nieder, wo sonst die Schloßkapelle gestanden hatte, von der nur noch ein Stück des Bogens, der sich über dem Altar wölbte, und die Reste des halb verbrannten großen Christuskreuzes, welches jetzt verkohlt am Boden lag, zu erkennen waren. Kaum aber hatte sie hier gebetet und das weinende Kind selbst weinend an die Brust gedrückt, als ein schwedischer Soldat hinter einem Pfeiler hervor auf sie zusprang, sein Gewehr anlegte, als wolle er es auf sie losdrücken, endlich aber wieder davon abließ, ihr näher trat und sie in einem rauhen Tone befragte: ob sie selbst die Gräfin sey? und da sie es erschrocken bejahte, ihr das Kind mit Gewalt aus den Armen riß. — Bitten, Beschwörungen, Versprechungen, nichts half; der Soldat blieb taub und rannte mit dem Kinde fort, die Mutter aber ihm nach, in ihrer Angst den kleinen Hund auf ihn anhetzend, der ihn auch wirklich tapfer anfiel, während sie selbst, zur Verzweiflung getrieben, den Räuber bei den Haaren zu fassen und festzuhalten versuchte. Der Soldat aber gerieth hierüber in Wuth, und indem er das schreiende Kind mit der einen Hand festhielt, schlug er mit dem Flintenkolben wüthend um sich her und versetzte der Gräfin hierdurch einen solchen Stoß auf die Brust, daß sie ohnmächtig zu Boden sank und hier bewußtlos liegen blieb, bis sie von ihren rückkehrenden Leuten endlich aufgefunden wurde. Zwischen Tod und Leben ringend brachte man sie auf die entfernt liegenden Besitzungen der nächsten Anverwandten ihres verstorbenen Gemahls, wo sie nach mehreren Tagen erst wieder zu sich selbst kam. Die Verwandten waren zwar möglichst bemüht, das geraubte Kind wieder aufzufinden oder doch irgend eine Nachricht von ihm

einzuziehen; leider ward aber nur das blutige Kleidchen desselben erlangt, welches man unweit des zerstörten Schlosses aufgefunden, woraus man mit Gewißheit schließen wollte, daß jener Soldat das Kind späterhin umgebracht haben müsse. Was ihn jedoch zu einer so schaudervollen That bewogen, blieb unerklärlich. Eine andere Spur von dem Kinde war nirgends aufzufinden, und auch der Hund blieb verschwunden.

„Die unglückliche Mutter versank in tiefe, an Geisteszerrüttung gränzende Schwermuth, und wurde von den Verwandten der Pflege eines Klosters übergeben. Die Güter ihres Gemahls aber nahmen die früher von ihr abgewiesenen Vettern desselben jetzt hohnlachend und mit aller Härte in Besitz; durch den nicht mehr zu bezweifelnden Tod des Knaben fielen ihnen die großen Majorate anheim, während der Gräfin selbst aber nur ein Wittwengehalt zukam. — Als durch die im Kloster erhaltene sorgsame Pflege die Unglückliche, nach dem Verlauf einiger Jahre, endlich doch wieder genas, und der Gedanke an ihr Kind sich ihr ruhiger vor die Seele stellte, begann sie immer mehr und mehr an dem wirklichen Tode desselben zu zweifeln, weil sie keinen menschlichen Grund erdenken konnte, weßhalb der schwedische Soldat ihr Kind geraubt haben sollte, um dann eine so unmenschliche That an ihm zu begehen, und sie beschloß daher, von unbesiegbarer Hoffnung erfüllt, fortan von Land zu Land zu reisen, und nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis sie entweder ihr Kind oder ihr eigenes Grab gefunden haben werde. — Das Bild des Räubers stand ihr noch lebendig vor der Seele; deßhalb wendete sie sich zuerst nach Schweden, entschlossen, ihn, wenn er noch lebe, ausfindig zu machen und ihm Rechenschaft über das Leben ihres Kindes abzufordern. Vor wenigen Tagen war sie in Stockholm angekommen und hatte, als eine glückliche Vorbedeutung, den kleinen Hund, der ihr zugleich mit dem Kinde verloren gegangen, in den Händen jenes Hausknechts wieder gefunden. Sie

schloß diese Erzählung endlich mit der Versicherung, daß der Hund ihr ganz gewiß den richtigen Weg zeigen werde und sie, um ihn wieder zu erlangen, zu jedem Opfer bereit sey."

Der Graf von Torstenson hörte ihr mit großer Theilnahme zu, und sagte, als die Gräfin geendigt hatte: „Ob Ihr Kind noch lebt, wage ich nicht zu behaupten, denn die Wege, auf denen der Tod die Menschen treffen kann, sind viel und mancherlei; allein auf die angebliche Weise ist es nicht umgekommen; der langjährige Krieg hatte meine Soldaten zwar hart und rauh gemacht, aber Kindermörder waren sie doch nicht!"

Er ließ hierauf den Hausknecht in ein Nebenzimmer bringen, kaufte ihm hier den Hund für einen hohen Preis ab, bat die böhmische Gräfin, denselben als ein Geschenk von ihm anzunehmen, und drang in sie, so lange sie in Schweden verbleiben werde, ihren Aufenthalt bei seiner Gemahlin zu wählen, damit er sich selbst ihrer Sache desto sicherer annehmen und sie mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen könnte.

Die böhmische Gräfin willigte dankbar in sein gastfreundliches Anerbieten, und während sie von des Feldmarschalls Gemahlin mit aller Güte und Theilnahme aufgenommen wurde, sparte er selbst keine Mühe, dem Räuber des Kindes auf die Spur zu kommen. Jenes Regiment aber, welches damals das österreichische Hauptquartier gestürmt und das Schloß der Gräfin in Brand gesteckt hatte, war bald nachher gänzlich aufgelöst worden und jetzt in seinem frühern Bestande nicht wieder auszumitteln; auch der Hausknecht wußte, trotz eines wiederholten scharfen Verhörs, nichts weiteres über die Erlangung des Hundes anzugeben, als was er bereits gesagt hatte.

Da nun auf diese Weise der Sache nicht näher auf die Spur zu kommen war, so ließ der Feldmarschall eine öffentliche Auffor-

derung an alle diejenigen, welche unter jenem Regimente gedient und bei der Schlacht von Jankowitz das feindliche Hauptquartier erstürmt hatten, ergehen, und zwar des Inhalts: daß sie sich ungesäumt bei ihm persönlich zu melden hätten, um wegen ihrer damals bewiesenen besondern Tapferkeit eine Belohnung von ihm zu empfangen. Mehrere, die theils noch unter dem schwedischen Heere dienten, theils nach dem Kriege ihren Abschied genommen hatten, und in die fernsten Provinzen heimgekehrt waren, kamen hierauf herbei. Der Feldmarschall ließ sie einzeln vor sich kommen; er saß auf einem Sopha neben der böhmischen Gräfin, die ihr Hündchen auf dem Schooße hielt, und befragte einen jeden genau über alles, was damals bei jener Schlacht und der Erstürmung des Schlosses vorgefallen sey? Während sie ihm nun Rede und Antwort geben mußten, faßte die Gräfin einen jeden scharf ins Auge, und ließ ihn näher herantreten, um ihm mit eigner Hand ein Goldstück zu reichen, indem sie vermeinte, daß der treue, kluge Hund, sobald sich der Räuber ihres Kindes nahe, nicht ruhig bleiben, sondern ihn, den er selbst bis hierher verfolgt zu haben schien, ihr sicher anzeigen werde, wenn auch dessen Gesichtszüge ihr selbst entfallen seyn sollten. Der Hund aber sah mit seinen klaren Augen alle, die sich der Gräfin näherten, freundlich an, blieb ruhig auf ihrem Schooße liegen, und die Gräfin selbst bemerkte auch in allen den fremden Gesichtern nichts, was ihr jene verhaßten Züge wieder deutlich ins Gedächtniß zurückgerufen hätte. Uebrigens erinnerte sich von den vielen, die hier erschienen, kein einziger irgend eines Kameraden, der bei jener Erstürmung mit einem Kinde beschäftigt gewesen sey, ja es ergab sich vielmehr, daß an dem Tage, an welchem nach der eigenen Aussage der Gräfin der Raub geschehen war, nicht allein dieses Regiment, sondern auch die ganze schwedische Armee bereits entfernt von dem Schlosse und auf dem Marsche gegen Wien sich befunden hatte.

Als nun dieser erste Versuch völlig mißlungen war und gar nichts dazu beigetragen hatte, auch nur ein entferntes Licht über das Leben oder den Tod des Kindes zu verbreiten, so erließ man auf dringendes Bitten der böhmischen Gräfin einen zweiten Aufruf, welcher derjenigen Person eine ansehnliche Belohnung versprach, die genau nachweisen könne, wo der in jenem Gasthofe zu Stockholm befindlich gewesene, wegen seiner großen Klugheit so allgemein bewunderte Hund, welchen der Statthalter endlich sogar selbst an sich gekauft, eigentlich herstamme, oder wie er nach Stockholm gekommen sey?

Der Aufruf, das Herkommen eines Hundes betreffend, war zu jedermanns Verwunderung im Lande erschollen, eine Woche nach der andern aber bereits in vergeblicher Erwartung verstrichen, bis endlich ein Mädchen von etwa 18 Jahren erschien, und vor dem Feldmarschall in Gegenwart der Gräfin folgendes Geständniß ablegte.

Ihre Mutter, erzählte sie, sey mit einem später nachfolgenden neuerrichteten Regimente als Marketenderin nach Deutschland in den Krieg gezogen, um dort, wie andere, auch manches zu erwerben und als eine reiche Frau zurückzukehren. Ihre Kinder, die den Vater nicht gekannt, habe sie während ihrer Abwesenheit bei Verwandten untergebracht, sey dann lange weggeblieben, endlich aber einst ganz unerwartet und zwar noch einige Jahre vor der Beendigung des Krieges wieder heimgekehrt. Unter den mancherlei schönen Sachen, die sie mitgebracht, und worunter sich auch einige schwere Beutel mit Gold befunden, sey ihnen allen jedoch ein kleiner Hund, der wegen seiner seltenen Klugheit sich allgemeine Bewunderung erworben habe, besonders lieb geworden. Nur die Mutter selbst, wie treu ihr auch der Hund angehangen, hätte ihn nicht leiden mögen, und auf öfteres Befragen ihrer Kinder endlich einmal erzählt, daß dieser Hund sie fort und fort an das

herzzerreißende Jammern eines Kindes erinnere, welches im Kriege seiner Mutter entrissen worden sey. Als nun sie, die Tochter, die Mutter mit Fragen bestürmt habe: wo denn das arme Kind geblieben wäre, hätte die Mutter ihr zu schweigen geboten und versichert, das Kind sey gestorben! — Gegen den Hund aber sey die Mutter immer unfreundlicher geworden und habe ihr, der Tochter, sogar endlich einmal befohlen, den Hund in den Wald zu führen und ihn dort aufzuhängen, damit er ihr aus den Augen käme. Sie aber habe den Hund zwar fortgebracht, ihn jedoch nicht getödtet, sondern sich mit dem lieben Thiere an die durch den Wald laufende Landstraße gesetzt und ihn dort den Reisenden lange vergeblich angeboten, bis denn ein Mann, der nach Stockholm gewandert sey, ihr den Hund für eine Kleinigkeit abgekauft hätte. Die Mutter habe beruhigt geschienen als sie ohne Hund zurückgekehrt sey, und niemals wäre zwischen ihnen beiden die Rede wieder auf den Hund gekommen. Nur als die Mutter vor ungefähr einem halben Jahre plötzlich von einem Schlagfluß befallen worden, habe sie schmerzlich ausgerufen: „Der Hund! — das Kind!“ — und sey dann verschieden.

Diese Erzählung machte den allerschmerzlichsten Eindruck auf die Gräfin. Sie hielt sich nun überzeugt, daß die alte Marketenderin den Hund nur deßhalb so bitter gehaßt haben könne, weil er sie fortwährend an den jammervollen, jetzt nicht länger zu bezweifelnden Tod des Kindes erinnert, bei welchem sie unstreitig gegenwärtig gewesen sey. Sie drückte ihr Gesicht laut weinend in die Kissen des Sopha's, während der kleine Hund, den man jetzt in das Zimmer ließ, das Mädchen auf der Stelle wieder erkannte, an ihr freudig emporsprang und auch von ihr wieder erkannt und mit Liebkosungen überhäuft wurde. Der Hund lief bald zu der Gräfin, bald zu dem Mädchen, als wolle er beide zu einander ziehen; das Mädchen aber, die den Zusammenhang dieser Scene nicht be-

greifen konnte, kniete vor der weinenden Gräfin nieder, streichelte ihr mitleidig die Wangen, beschwor sie in rührender Einfalt, nicht mehr zu weinen, und fügte endlich die dringende Bitte hinzu, ihr den Hund wieder zu schenken; denn die Mutter, die ihn gehaßt, sey ja nun todt.

Die Gräfin aber drückte den Hund fest an sich, reichte dem Mädchen einen Beutel mit Gold, und winkte ihr das Zimmer zu verlassen.

Die Geschichte der böhmischen Gräfin konnte nicht verschwiegen bleiben, sie machte großes Aufsehen, und gelangte selbst bis zu den Ohren der Königin Christine. Die Königin ließ die Gräfin zu sich entbieten, um ihr alle nur mögliche Theilnahme zu beweisen; allein die Gräfin war nun aller Welt abgestorben und wollte nur noch die rauhere Jahreszeit vorübergehen lassen, um alsdann in ihre Heimath zurückzukehren und hier in der Stille eines Klosters den Tod ihres Kindes zu beweinen.

Um diese Zeit erkrankte plötzlich der Graf Torstenson, und starb bald darauf in einem Alter von kaum 48 Jahren. Seine Gemahlin ließ den Leichnam desselben auf ihre entfernt liegenden Güter bringen, weil sie sich selbst hierher zurückzuziehen und nahe dem Grabe ihres Gemahls ihr Leben zu beschließen gedachte. Sie drang in die böhmische Gräfin, sie dorthin zu begleiten, und diese folgte ihr auch willig, da der gleichmäßige Kummer ihre Herzen nur noch inniger zu einander hinzog.

Die Leiche des Feldmarschalls wurde, als sie auf den Gütern angekommen war, dort mit aller Pracht und Feierlichkeit zur Erde bestattet. Eine große Anzahl alter gedienter Krieger, die nun schon das Heer verlassen hatten, versammelten sich hier aus den entferntesten Provinzen Schwedens, um ihren Heerführer, der, so oft er auch in den Schlachten des dreißigjährigen Krieges alle Gefahren

des Todes besiegt hatte, nun doch endlich vor dem Tode erblichen war, noch einmal zu sehen und ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Der Sarg war in der Gruft beigesetzt, und die beiden in tiefe Trauer gekleideten Wittwen hatten sich bereits auf das Schloß zurückgezogen, als plötzlich ein dumpfer Schrei aus dem Dorfe zu ihnen heraufscholl, und sie eilig auf den Balkon des Hauses zog. Sie erblickten in der Ferne einen großen Volkshaufen, der anfangs lärmend in einander wogte, dann aber mit dem allgemeinen Geschrei: „schlagt ihn todt! schlagt ihn todt!“ auf das Schloß zustürzte. Als er näher kam, sahen sie, daß man einen Hund verfolgte, und unter dem Geschrei: „ein toller Hund! ein toller Hund! schlagt ihn todt!“ mit Steinen und Knitteln ihn zu treffen suchte; der Hund aber wußte glücklich zu entkommen, und rannte aus allen Kräften dem Schlosse zu. Die böhmische Gräfin erkannte zu ihrem nicht geringen Schrecken in dem verfolgten Hunde bald genug den ihrigen; sie rief ihren Liebling angstvoll beim Namen, als wollte sie seine Flucht zu ihr beflügeln, und winkte zugleich mit ihrem Tuche, um das nacheilende Volk aufzuhalten. Der Hund hatte auch einen großen Vorsprung erlangt und alle seine Verfolger trotz ihrer Hast weit hinter sich zurückgelassen; nur einem Knaben von ungefähr 11 Jahren vermochte er kaum zu entgehen, denn dieser schoß mit der Schnelligkeit eines Pfeiles hinter ihm her, achtete nicht auf das wiederholte ängstliche Zurufen der beiden Damen, und hatte dem Hunde mit mehreren geschickten Steinwürfen schon tüchtig zugesetzt. Das arme verfolgte Thier erreichte endlich schreiend den Schloßhof, und die Gräfin eilte, die Thüre ihres Zimmers zu seiner Rettung zu öffnen. Kaum aber hatte sie das blutende, athemlose Hündchen hereingelassen und ihm schnell einen Teller mit Wasser, theils zur Erquickung, theils zur sichersten Probe, ob er auch wirklich nicht toll sey, vorgehalten, und der Hund begierig die heiße Zunge daraus gekühlt, als auch schon

der Knabe mit glühend rothem Gesichte vor ihr im Zimmer stand und mit funkelnden Augen und geballter Faust den Tod des Hundes begehrte, der seinen Vater so arg gebissen habe. — Die böhmische Gräfin, welche sich während ihres Aufenthalts in Schweden die Sprache dieses Landes völlig zu eigen gemacht, bemühte sich, den aufgebrachten Knaben zu beruhigen, und suchte den Hund, der sich ihm immer wieder zu nähern strebte, von ihm abzuwehren. Allein das Thier ließ sich nicht abhalten, sprang freundlich an dem Kleinen empor, und dieser, der anfangs den Kampf mit ihm auf's neue beginnen zu wollen schien, blieb, als die Gräfin den Hund beim Namen gerufen, plötzlich wie im Traume stehen, starrte das Thier immer freundlicher an, und wiederholte langsam: „Fidele, Fidele!“ — Endlich warf er sich auf die Knie, umschlang den Hund und rief: „Ja, du bist Fidele, mein lieber, alter Fidele! Wo ist dein großes Schloß, wo ist die freundliche Frau, die mit uns spielte?“

In demselben Augenblicke trat ein Bedienter ins Zimmer und meldete, daß der Mann, welchen der Hund gebissen, vorgelassen zu werden verlange. Die böhmische Gräfin befahl, ihn augenblicks hereinzuführen, während sie den Knaben in ein Seitengemach schob, und kaum war auch der Bauer ins Zimmer getreten, als sie in ihm die allenthalben vergeblich gesuchten, ihr so furchtbaren Gesichtszüge auf der Stelle wieder erkannte. Ehe er noch ein Wort hervorzubringen vermochte, hatte sie, ihrer nicht länger mächtig, ihren Schleier vom Haupte gerissen und trat, indem sie den erschrockenen Mann bei den Haaren ergriff, wie die Rachegöttin mit den Worten auf ihn zu: „Wo hab' ich dich also bei den Haaren gefaßt, wo diesen Hund auf dich angehetzt, du Kindesräuber? Erkennst du nicht auch mich wieder? Gestehe dein Verbrechen, der Hund hat dich verrathen! — Wo hast du mein Kind?“ —

Bleich und zitternd sank der Mann wie vom Blitze getroffen vor ihr nieder. Auch er erkannte sie und ihren Hund, der aufs

neue ihn anfallen wollte, und gestand, daß jener Knabe das geraubte Kind sey. —

Die ahnungsvolle Mutterliebe wußte leicht alle die alten, dunkeln Erinnerungen in der Seele des Knaben wieder aufzuwecken, so daß Mutter und Kind sich bald völlig wieder erkannten, und niemanden ein Zweifel mehr übrig blieb. Der Schwede aber berichtete über seine That folgendes.

„Als nach der Schlacht bei Jankowitz das österreichische Hauptquartier erstürmt und das gräfliche Schloß geplündert und verbrannt worden war, kam ich mit einigen Nachzüglern durch das noch rauchende Dorf, und verweilte mich in den Trümmern des Schlosses, weil ich hier auch für mich einiges noch zu erbeuten hoffte. Da aber alles bereits in Zerstörung lag, und ich den Ort in großer Unzufriedenheit verlassen wollte, begegnete ich einem stattlichen Reiter, der mich fragte: wo ich denn herkomme, und ob ich schon wacker viel Beute gemacht habe? Ich versicherte das Gegentheil, und fluchte auf das leere rauchende Nest, worauf mir der Reiter zu erkennen gab, daß ich eine große Summe Geldes verdienen könne, sobald ich einen Auftrag von ihm übernehmen und erfüllen wolle. Ich ließ mich willig finden, und er gab folgendes zu vernehmen.

„Jenes zerstörte Schloß," sprach er, „gehört einer Gräfin, die das schwedische Heer an die Oesterreicher hat verrathen wollen, und deßhalb das Hauptquartier der letztern in ihr Schloß gezogen hat. Es ist ihr jedoch nicht gelungen, denn euer Feldmarschall Torstenson hat, wie ihr wißt, die Oesterreicher überfallen und aufs Haupt geschlagen. Die verrätherische Gräfin aber ist bisher vergeblich gesucht worden, um sie bestrafen zu lassen; sie muß sich in der Nähe hier in einem Schlupfwinkel verborgen haben, denn sie ist sichern Nachrichten zufolge bis zum entscheidenden Augenblick noch gegenwärtig gewesen. Wollt ihr nun in den Trümmern des

Schlosses euch verborgen halten, dort aufpassen, bis sie mit ihrem Kinde zum Vorschein kommt, und ihr zusammt dem Kinde dann den Garaus machen, so bin ich beauftragt, euch die Summe von tausend Goldgulden auszuzahlen."

„Ich bedachte mich nicht lange und willigte ein, sollte die Gräfin ja doch eine Verrätherin seyn, und konnte ich doch eine große Summe Geldes durch eine That verdienen, die ich im Kriege für erlaubt hielt. Der Reiter versprach in der entfernten Waldschenke auf mich zu warten, wo ich ihm wenigstens das blutige Kleid des Kindes, als Zeugniß des ausgeführten Auftrages, überbringen müsse, und so ging ich, mich in der Brandstätte auf die Lauer zu stellen. Was hier vorgefallen, wißt Ihr selbst. Ich wollte Euch erschießen, aber Ihr waret so schön und andächtig; ich wollte das Kind erwürgen, aber das Herz in der Brust that mir weh! In meiner Unentschlossenheit entriß ich Euch endlich das Kind, und glaubte, weil Ihr nicht von mir ablassen wolltet, Euch mit dem Flintenkolben erschlagen zu haben, rannte mit dem Kinde fort und begegnete einer mir bekannten Marketenderin. Dieser übergab ich das Kind, zog ihm jedoch das Kleidchen aus, und tauchte es in das Blut eines auf der Walstatt liegenden Todten, eilte dann hiermit zur Waldschenke, erzählte, daß ich Euch selbst todt geschlagen, das Kind aber erstochen und dann in das Feuer geworfen hätte, und lieferte mein blutiges Kleidchen ab, worauf es der Reiter in seinen Mantel steckte, mir aber die tausend Goldgulden richtig auszahlte. Ich eilte nun die Marketenderin wieder aufzusuchen. Der Hund, der mich erst verfolgt hatte, war bei dem Kinde geblieben. Ich beschloß, von Gewissensangst überfallen, das unschuldige Kind zu retten, es mit in mein Vaterland zu nehmen, und es dort meiner Frau, mit der ich schon mehrere Jahre in einer kinderlosen Ehe gelebt hatte, als die beste Beute mitzubringen, und kam mit der Marketenderin dahin überein, daß sie mit der

ersten passenden Gelegenheit nach Schweden zurückkehren und meiner Frau das Kind und das Geld überbringen sollte, wofür ich ihr die Hälfte der erhaltenen Summe versprach, mir jedoch das tiefste Schweigen durch einen Schwur von ihr angeloben ließ. Den Hund schenkte ich ihr, denn er konnte mich nicht leiden, und wollte mich beißen, wo er mich sah. Die Marketenderin hat ihren Auftrag erfüllt und bis zu ihrem Tode geschwiegen. Ich und meine Frau haben den Knaben als unser eignes Kind erzogen, werth gehalten und viel Freude an ihm gehabt, und niemals würde ich verrathen worden seyn, wenn ich mich nicht aus treuer Liebe zu meinem ehemaligen Feldmarschall aus meiner fernen Heimath bei seinem Leichenbegängniß hier eingefunden hätte, wo mich der verwünschte Hund wieder auffand und aufs neue anfiel."

Die böhmische Gräfin erkannte aus allem, was ihr der Schwede erzählte, bald deutlich genug, daß der Auftrag zu ihrer und ihres Kindes Ermordung und die lügenhafte, schändliche Beschuldigung der Verrätherei nur von den rach- und habsüchtigen Verwandten ihres Gemahls ausgegangen seyn könne, und eilte mit ihrem wiedergefundenen Sohne nach Stockholm, um ihn dort der Königin Christine vorzustellen und ihren mächtigen Schutz in Anspruch zu nehmen. Die Königin war über den seltenen Ausgang dieser Begebenheit höchlich erfreut. Sie ließ über die ganze Sache eine vollständige gerichtliche Verhandlung aufnehmen, diese jedoch in ihrem Kabinette niederlegen, und sendete einen zuverlässigen Diener mit einem eigenen Handschreiben an die Verwandten des verstorbenen Gemahls der böhmischen Gräfin, worin sie ihnen eröffnete: daß, wenn sie die in Besitz genommenen großen Majoratsgüter dem während des Krieges geraubten, jetzt aber wiedergefundenen Sohne der Gräfin freiwillig zurückgeben wollten, dieß nicht sowohl von der Gräfin selbst, sondern auch von ihr, der Königin, da sie sich eine Freundin der Gräfin nenne, mit gebührendem Danke und

dem Vergessen alles desjenigen, was geschehen sey, angenommen werden sollte. Daß aber, insofern sie sich nicht fügen, und vielleicht gar gegen die Rechtmäßigkeit des Knaben Zweifel erheben wollten, sie, die Königin, im Namen der Gräfin den Proceß gegen sie bei dem österreichischen Hofe einleiten lassen werde, wozu es ihr an gültigen Ursachen nicht fehle, von denen sie ihnen vorläufig nur die erste Aussage des schwedischen Soldaten, welcher das Kind geraubt habe, in Abschrift mittheile.

Der Beauftragte der Königin brachte aus Böhmen bald günstige Nachricht zurück. Die Verwandten hatten sich, nachdem sie den Brief der Königin gelesen, unter billigen Bedingungen zu Abtretung der Güter willig erklärt, und so blieben die gerichtlichen Verhandlungen über diese merkwürdige Geschichte dann als ein Geheimniß im Kabinette der Königin Christine liegen.

Die Gräfin aber kehrte alsbald mit ihrem wiedergefundenen Sohne und in Begleitung seiner schwedischen treuherzigen Pflegeeltern, von denen sich der dankbare Knabe nicht trennen mochte, in ihre Heimath zurück, nahm von den großen Gütern wieder Besitz, wo sie mit Jubel empfangen wurden, und das kleine treue Hündchen wurde von ihnen lieb und werth gehalten bis in den Tod.

Der alte Kosak.

Ein Drama in zwei Aufzügen.

Personen.

Kunigunde Wahlheim, die Gattin eines Landpredigers.
Paul, } ihre Kinder.
Agnes, }
Bach, der Schulmeister.
Major Dumartain, Anführer eines Streifcorps.
General von Kottner.
Lieutenant von Struhl.
Ein alter Kosak.
Mehrere andere Kosaken.

Der Schauplatz ist in der Pfarrwohnung.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Kunigunde. Agnes. Bach.

Bach. Ja, meine Frau Pastorin, ich komme so eben vom Kirchthurm herab, habe schauderhafte Dinge mit angesehen, und mein zu Berge stehendes Haar — —

Kunigunde (rasch einfallend). Aber mein Mann? Haben Sie genau auf die Landstraße hinausgesehen, kommt er noch immer nicht zurück? —

Bach. Es könnte wohl seyn, daß der Herr Pastor eine jener flüchtigen Gestalten gewesen wäre, die sich auf dem Schauplatz dort bewegten; aber ich habe ihn nicht erkannt, den Pulverdampf und Staub von Rosseshufen zogen wie Wolken durch die Gefilde. Hören Sie nur, wie sich alles zutrug, also — —

Kunigunde (einfallend). Ach Gott! und es läßt sich niemand bewegen, meinem Manne entgegen zu gehen, ihn wieder zu uns zu führen oder doch uns Nachricht von ihm zu bringen.

Bach. Verehrte Frau Magisterin, das ist zu viel verlangt! — Unsicher und gefährlich sind alle Wege und Stege, hinter jedem Busche liegt ein Feind mit der Donnerbüchse. Sie kennen mich,

ich bin gewiß der Mann, von dem man zu sagen pflegt, er habe Haare auf den Zähnen und unterm linken Knopfloche einen Marmorblock. Sehen Sie, ich habe heut die Schule ausgesetzt, wie? — habe drei Stunden auf dem Kirchthurme gestanden, und während sie sich um mich her metzelten, die Einen siegten, die Andern flohen oder ins Gras bissen, rauchte ich dort oben ruhig meine Pfeife — wie? — Aber mich in das Getümmel hinaus wagen, mich muthwillig todtschießen lassen oder gar als Spion auffangen und am ersten besten Baume aufhängen — Nehmen Sie mirs nicht übel —

Kunigunde. Nein, nein! ich nehme es Ihnen nicht übel, aber Sie kennen auch meine Sorgen nicht! Acht Tage ist nun schon mein Gatte abwesend, und was sich in dieser Zeit zugetragen —

Bach. Ich wäre an seiner Stelle nicht gegangen.

Kunigunde. Nicht? — Als ihn der Marschall auffordern ließ, in's Hauptquartier zu kommen und das Amt des eben verstorbenen Feldpropstes einstweilen zu versehen, da zögerte er keinen Augenblick. Er reichte mir die Hand zum Abschiede und sagte: „Das Vaterland verlangt mich, ich werde folgen, und da mein Arm nicht das Schwert gegen die Feinde führen kann, so soll aus meinem Munde ein Schwert hervorgehen!"

Bach. Schön gesprochen, äußerst schön! und es wird dem Herrn Magister auch im Hauptquartier gewiß nichts abgehen; allein nach alle dem, was ich heute vom Thurme herab gesehen und unten gehört habe, möchte ich selbst wohl wünschen, daß der Herr Pastor bald zurückkäme, denn man weiß sich ohne ihn ja doch nicht recht zu helfen und zu rathen.

Kunigunde. Wie denn? was haben Sie denn gesehen?

Bach. Ja, Sie lassen mich ja nicht zu Worte kommen, und fahren mir ja mit ihrem bangen Lamento in mein Victoria! Ich bin also auf dem Kirchthurme Zeuge eines furchtbaren Treffens gewesen. Haben Sie nicht das Schießen gehört? — Piff! Paff!

Kunigunde. Wohl! jeden Schuß konnte ich zählen, aber der Ausgang, wie war der Ausgang? Ist es entschieden? —

Bach. Freilich entschieden! Keine Frage — der Feind mußte weichen, die Unsrigen gewannen den Platz, denn ich schrie ja immer vom Thurme herab: „Frisch, meine Herren! schonen Sie nichts, setzen Sie Kopf und Kragen dran!“ und da ging es denn auch gut. Das Regiment des General von Kottner wird nun heute an der alten Schanze bivouakiren; die Gemeinde ist bereits aufgefordert, Lebensmittel hinauszuschaffen, auch sind schon einige Wagen voll Blessirter im Dorfe. Morgen, heißt es, werden die Truppen ins Dorf selbst gelegt werden. —

Agnes. Um des Himmels willen, Mutter! doch nicht in unser Haus? — Du weißt ja —

Kunigunde (leise zu Agnes). Stille, stille! (Zu Bach.) Es ist nicht möglich daß wir jetzt Einquartierung annehmen können; mein Mann ist nicht zu Hause, und jetzt, wo er sich im Hauptquartier befindet, wird man doch auf mich so viel Rücksicht nehmen wollen, daß man mich wenigstens, bis er zurückkehrt, von den Lasten des Krieges entbindet.

Bach. Wird schwer halten, sehr schwer; wo soll der Commandeur logiren, wenn Sie das Pfarrhaus verschließen wollen?

Kunigunde. Aber, lieber Herr Bach, Sie werden doch begreifen, daß der Herr allenthalben wohnen kann, nur aber nicht bei uns; Sie werden sich meiner doch annehmen? Als ein Freund meines Mannes müssen Sie jetzt unser Beschützer seyn. Eilen Sie ins Dorf zum Schulzen, stellen Sie ihm meine jetzige Lage vor, ich bin ja allein mit meinen beiden Kindern, ganz verlassen; bewegen Sie ihn, daß er unser Haus nur dießmal nicht mit Einquartierung belegt! Ich will mich ja nicht ausschließen, will ein andermal doppelte Lasten tragen, nur jetzt nicht; es ist nicht möglich! — Wahrlich, dort kommen schon die Quartiermacher ins Dorf ge-

ritten — versäumen Sie keinen Augenblick, eilen Sie, ich beschwöre Sie!

Bach. Ei, ei! meine Frau Magisterin! Sie äußern ja eine fast heidnische Furcht vor unsern verehrten vaterländischen Helden, und sollten doch lieber —

Kunigunde. Nur jetzt keinen Vorwurf! Sie kennen mich, Sie wissen, mit welcher Begeisterung ich mein Vaterland liebe, aber jetzt bin ich selbst in zu großer Noth und Angst, und Sie werden nicht fragen, nicht tadeln, sondern nur sich unserer annehmen, wenn Sie wirklich unser Freund sind.

Bach. Freund? Allerdings! Ich werde versuchen, was möglich ist; aber die Herren Soldaten befehlen oft selbst und dann — —

Kunigunde. Nein, nein! es darf nicht seyn! eilen Sie nur zum Schulzen!

(Bach geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Kunigunde. Agnes.

Agnes. O Mutter, was sollten wir anfangen, wenn jetzt Einquartierung in unser Haus gelegt würde? — Alles, alles würde dann verrathen werden.

Kunigunde. Ja wohl, mein Kind! Aber es ist auch schlimm genug, daß wir uns vor dem Verrath fürchten müssen.

Agnes. Haben wir denn nicht aus guter Absicht gehandelt? Sollte der unglückliche, schwer verwundete Mann hülflos liegen bleiben und im Walde umkommen? —

Kunigunde. Das nicht! Wir sollen die Pflichten der Menschlichkeit allerdings gegen Feind und Freund ausüben; allein ich fürchte nur, wir sind zu weit gegangen, wir haben uns in den Krieg gemischt, denn wir halten ja einen Feind vor den Unsrigen verborgen.

Agnes. Aber liebes Mütterchen! möchtest du ihn unsern Freunden ausliefern, und ihn ihrer Rache preisgeben? — Hast du mir nicht oft gesagt, daß, wer den Krieg nicht mitführt, auch keinen Unterschied zwischen Freund und Feind kennen und immer nur den Menschen vor sich sehen soll?

Kunigunde. Das ist der schöne Sinn deines Vaters, dessen heiliger Beruf ihn hoch über den Krieg und Frieden dieser Erde stellt. Aber sein Vaterland und sein König gelten ihm nächst Gott dennoch am höchsten, und wer diese freventlich angreift, gegen den richtet er seine Stimme, wenn er ihn auch gleich als Christ nicht haßt.

Agnes. Ach! wenn der Vater nur hier wäre, der wüßte wohl zu rathen und zu helfen; der würde uns sagen, ob wir recht thun!

Kunigunde (etwas leiser). Was macht der Major? Wie geht es mit seinen Wunden? Der nahe Kanonendonner wird ihn gewiß auch beunruhigt haben! — Paul ist doch bei ihm? Ich habe ihn heute noch nicht gesprochen.

Agnes. Ich auch nicht.

Kunigunde Nicht? nun dann ist der Major gewiß wieder viel kränker geworden, da der Knabe ihn nicht verlassen will. Schleiche dich doch leise ins Zimmer und schicke mir den Paul, damit ich erfahre, wie er sich befindet und ob Hülfe nöthig ist.

Agnes. Ach, Mutter, der Paul ist gar nicht hier! —

Kunigunde. Nicht hier? — Er ist fortgegangen, ohne mir ein Wort zu sagen? — Das ist nicht möglich!

Agnes. Doch ist es geschehen, aber du schliefst ja schon.

Kunigunde. Ich schlief schon? — Du machst mich unruhig! Wann ist er denn fortgegangen? wohin denn? —

Agnes. Ach, liebe, liebe Mutter, der Major hat ihn in der Nacht mit einem Briefe fortgeschickt.

Kunigunde. Mein Kind? meinen Paul? in der Nacht als Boten fortgeschickt?

Agnes. Es mußte gewiß ein wichtiger Auftrag seyn, denn der Paul ließ sich nicht halten.

Kunigunde. Und du konntest mir's verschweigen, konntest deinen Bruder fortgehen sehen, ohne es deiner Mutter zu sagen? —

Agnes. Der Major und Paul haben mir's ja streng verboten und versicherten, daß Paul gewiß in wenigen Stunden wieder zurückkehren würde.

Kunigunde. Ist er denn aber nun zurückgekehrt? Weißt du, wo dein Bruder jetzt ist? Ob er nicht in das Treffen gerieth, und jetzt auch auf dem Walplatz liegt? —

Agnes. Ach Mutter, Mutter!

Kunigunde. Sieh, diesen Jammer habt ihr mir mit dem fremden Manne ins Haus gebracht. Es ist nicht genug, daß durch seine Aufnahme die schwere Last eines Geheimnisses auf uns liegt, dessen Folgen noch nicht abzusehen sind, sondern er verleitet euch auch zu neuen Geheimnissen, selbst gegen eure Mutter, und sendet, zum Dank für unsere Gastfreundschaft, meinen Sohn heimlich auf wahrscheinlich verbotenen Wegen bei Nacht hinaus, ohne die Gefahr zu beachten, in die er mein armes Kind stürzt.

Agnes. Mütterchen, sprich doch nicht so laut, der Major kann ja alles durch diese dünne Wand vernehmen.

Kunigunde. Mag er die Stimme einer bangen Mutter hören! Ich will ihm selbst sagen, was mir jetzt durch die Seele geht, und wenn ich auch das Gastrecht heilig halte, so soll er mir doch Rechenschaft über meinen Sohn geben müssen.

Agnes. Horch, Mutter! es klopft leise, das ist das Zeichen, daß er uns sprechen will. Ich muß ihm Antwort geben, damit er weiß, daß wir allein sind. (Sie klopft ebenfalls an die Mauer, es öffnet sich eine verborgene Thüre, aus welcher der Major ins Zimmer tritt.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Major Dumartain mit verbundenem Haupte.

Major. Sind Sie endlich allein, darf ich es wagen, Sie nur einige Minuten zu sprechen?

Kunigunde. Ich hoffe, daß wir jetzt sicher seyn werden. Wie geht es mit Ihren Wunden?

Major. Davon hernach! Jetzt bitt' ich Sie dringend, mir nur einige Fragen zu beantworten.

Kunigunde. Ich habe auch eine dringende Frage an Sie!

Major. Ich kann sie mir wohl denken! Sagen Sie geschwind, ist Paul wieder zurück?

Kunigunde. Und das fragen Sie mich erst jetzt, nachdem Sie mein Kind ohne Vorwissen der Mutter fortgesendet?

Major. Theure, edle Frau, ich trage die Schuld nur halb; denn die menschenfreundliche Gesinnung, die in Ihrem Herzen lebt, die Sie bewog mich in Ihrem Hause aufzunehmen und vom Tode zu erretten, erfüllt auch Ihre lieben Kinder; sie wetteifern in den Beweisen liebevoller Theilnahme gegen mich, und finden kein Opfer zu groß!

Kunigunde. Ich hoffe, daß wir nie Ursache haben werden, es zu bereuen!

Major. Ihr Paul ist mein Schutzgeist gewesen; er war es, der mich zuerst in dem dichten Gebüsch des Waldes fast leblos fand; er war mein Krankenwärter, er wußte mir durch seine treue Zuneigung die schwer gedrückte Seele zu erheben, so daß ich meinem Kummer Worte zu leihen und dem Knaben selbst meine Geheimnisse anzuvertrauen wagte.

Kunigunde. Sie haben da vielleicht dem Herzen eines Kindes mehr zugemuthet, als es zu tragen vermochte.

Major. Nein, nein! Ich hatte ihm auch von meiner Gattin erzählt, die aus treuer Liebe zu mir selbst alle Gefahren des Krieges mit mir theilte, die sich jetzt gewiß in der trostlosesten Lage befand; denn seit das letzte Gefecht für mich und mein Corps nachtheilig ausgefallen war, hatte sie keine Nachricht von mir erhalten, vielleicht war mein Pferd mit Blut bespritzt zu den Meinigen zurückgekehrt; mein armes, verlassenes, trostloses Weib beweinte schon meinen Tod und wußte nicht, daß die Hand lieber, freundlicher Menschen den Funken Leben noch in mir erhalten hatte, der aus den Wunden schon ausströmen wollte.

Kunigunde. Das ist leider das Schicksal des Krieges, doch desto größer wird die Freude des Wiedersehens seyn!

Major. Soll sie aber bis dahin keinen Trost haben? Soll ich hier länger in sicherer Hut bleiben dürfen, während sie Tag und Nacht um mich jammert? Sehen Sie, theure Frau, diesen Gedanken hatte ich Worte gegeben, hatte sie Ihrem lieben Paul anvertraut. Da that mir der beherzte Knabe den Vorschlag, ich solle ihm einen Brief an meine Frau geben, er wolle ihr denselben in wenigen Stunden einhändigen und mir Nachricht von ihr wieder zurückbringen.

Kunigunde. Und das konnten Sie ohne mein Vorwissen geschehen lassen?

Major. Es war schon spät am Abend, als wir den Plan

besprachen; der Weg nach dem Orte, wo meine Frau im Quartiere liegt, ist nur zwei Stunden von hier entfernt, Paul versicherte, ihn genau zu kennen, besonders einige verborgene Fußsteige, die durch den Wald führen, und da nun überdieß heller Mondschein war —

Kunigunde. So schickten Sie mein armes Kind wirklich auf den gefahrvollen Weg hinaus.

Major. Ja, ich that es, ich läugne nicht, ich konnte nicht widerstehen, und Sie werden mir gern vergeben, wenn Sie sich lebendig in meine Lage versetzen.

Agnes. Liebe Mutter, du hättest den Paul nur sehen sollen, wie begeistert er war. Du schliefst schon als er zu mir kam und mir sagte, was er thun wollte; er war durch nichts zurückzuhalten, und wer hätte ihn auch zurückhalten mögen? — Er kannte den Weg ja genau.

Major. Und wollte mit Anbruch des Tags schon wieder hier seyn.

Kunigunde. Ist er denn aber wieder zurückgekehrt? — Schon sind die Mittagsstunden vorüber, und jetzt erst erfahre ich, daß ich meinen Sohn vielleicht verloren habe. Er kannte die Gefahr nicht; aber Sie wußten wohl, was Sie ihm zumutheten, und auf ihrem eignen Antlitz lese ich jetzt die Besorgniß um ihn.

Major. Wohl bin ich besorgt, zumal ich fortwährend ein starkes Schießen vernommen. Wissen Sie etwas Näheres, wodurch es veranlaßt wurde?

Kunigunde. Allerdings wissen wir alles! Ein hitziges Gefecht hat in der nächsten Umgegend hier stattgefunden

Major. Und der Ausgang? Kennen Sie den Ausgang!?

Kunigunde. Gott hat den Unsrigen den Sieg verliehen. Der Feind ist zurückgeschlagen, und das Regiment des General von

Kottner, welches heut in der Nähe bivouakirt, soll morgen ins Dorf gelegt werden.

Major. Was sagen Sie? Das Regiment Kottner? Das wäre sehr übel! Dann bin ich verloren.

Kunigunde. Allerdings wächst die Gefahr, und wie ich alles dieß so allein und erfüllt von Sorge und Angst um mein Kind bestehen werde, weiß der Allmächtige!

Major. Edle Frau! schützen Sie mich nur noch kurze Zeit, ich werde es Ihnen reichlich belohnen. Meine Wunden sind zwar noch nicht geheilt, aber ich will doch wieder hinaus in den Kampf und Ihnen nicht länger beschwerlich fallen; mein Abschied ist näher als Sie glauben.

Agnes (zum Major). Fort! fort in Ihren Versteck! Verbergen Sie sich schnell! Dort kommt ein Trupp Reiter das Dorf herauf, unter ihnen mehrere bärtige Kosaken.

Major. Ich lege mein Schicksal in Ihre Hand. (Er geht durch die verborgene Thüre ab.)

Agnes. Ach! sieh doch, Mutter! da muß jemand mit gebundenen Händen zwischen den Pferden der Kosaken herlaufen.

Kunigunde. O mein Gott! das ist ja Paul! mein armer Paul, gebunden in den Händen der Kosaken! Barmherziger Gott!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Schullehrer Bach.

Bach. Das fehlte noch; daß die wilden Horden in unser Dorf einziehen und sich am Blut der Kinder sättigen! Verehrte Frau! seyn Sie auf alles gefaßt, aber es ist einmal nicht anders,

die Kosaken haben Ihren Paul aufgegriffen, und haben ihn gebunden wie ein Opferthier!

Kunigunde. O Gott! meine Besorgnisse sind gerechtfertigt! Das sind die Folgen leichtsinniger Gutmüthigkeit!

Bach. Ich verstehe Sie nicht ganz, aber es kann schrecklich werden, ich sehe im Geist den Kindermord von Bethlehem sich wiederholen.

Kunigunde. Treiben Sie doch meine Angst nicht noch höher, und lassen Sie mich lieber hinaus zu meinem Paul!

Bach. Nicht von der Stelle! Sie fallen sonst auch unter den Säbeln der Unmenschen, denn es wird schrecklich hergehen, sag' ich, mit gebundenen Kindern fängt es an, mit geschlachteten wird es aufhören.

Agnes. Um Gottes willen! schonen Sie doch die Mutter!

Bach. Stille, mein Kind, stille! sie mußte vorbereitet werden.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Lieutenant v. Struhl. Paul. Der alte Kosak und noch **andere Kosaken.**

(Kunigunde, Agnes und Paul eilen auf einander zu.)

Kunigunde. Mein Paul, mein Paul!

Agnes. Mein Bruder!

Paul. Mutter, bestätige doch diesen Leuten, daß ich dein Sohn bin, sie wollen mir's nicht glauben, und mache mich von ihnen los!

Kunigunde (zum Lieutenant v. Struhl). Zweifeln Sie noch, daß sich Mutter und Kind hier in den Armen halten? Was hat

Ihnen denn mein Sohn gethan, daß Sie ihn, wie einen Verbrecher gebunden, zwischen den Pferden herlaufen lassen? Sehen Sie, wie ihm die Stirn glüht, wie ihm die Augen roth sind! Gehen unsere Vaterlandsvertheidiger also mit den Kindern ihrer Mitbürger um?

v. Struhl. Wohl vertheidigen wir das Vaterland; wer aber die Hand dazu bietet, es zu verrathen, den müssen wir auch als Feind behandeln, und wenn es selbst ein Kind unseres Landes wäre.

Kunigunde. Dieser treuherzige Knabe sollte das Vaterland verrathen wollen? Geht Ihre Verblendung wirklich so weit?

v. Struhl. Dergleichen Fragen kann ich nur einer Mutter verzeihen. Es wird sich finden, wer hier die Schuldigen sind. Für jetzt muß ich bitten, aus einander zu treten, sich aller weitern Aeußerungen zu enthalten, und nur das beantworten, was ich fragen werde. Sie sind die Frau Pastorin Wahlheim?

Kunigunde. Die bin ich, und Mutter dieser beiden Kinder.

v. Struhl (zu Bach). Und wer sind Sie?

Bach. Ich bin der Schullehrer dieses Ortes, Kilian Bach, zugleich auch der Lehrer dieser beiden Kinder, für deren gute Gesinnungen ich mich verbürgen kann.

v. Struhl. Sie hatten Ihrem Sohne die Bestellung eines Briefes übertragen?

Kunigunde. Nein, das hab' ich nicht, ich bin vielmehr sehr in Sorgen gewesen, daß er abwesend war; ich wußte nichts davon.

v. Struhl. So hat er hinter dem Rücken seiner Mutter sehr böse Geheimnisse, die enthüllt werden müssen. Die Kosaken haben den Knaben heute Nacht aufgefangen und einen Brief bei ihm gefunden, der nur zu deutlich beweist, daß er einem sehr ge-

fährlichen Feinde als Spion dient, der hier in der Nähe verborgen seyn muß.

Bach. Verehrter Herr Officier! in unserm Dorfe gibt es weder Spione, noch versteckte Feinde; wir sind alle so treue Unterthanen, als nur irgend ein Officier; und hätte die arme Frau Pastorin ihr Söhnchen als Boten gebrauchen wollen, so würde sie ihn nicht an die verhaßten Feinde, sondern ins Hauptquartier abgeschickt haben, allwo der Herr Pastor bereits seit acht Tagen die Stelle eines Feldpropstes versieht, und das ist kein Spaß. — Wie? —

v. Struhl. Ich halte mich an den Brief, sein Inhalt zeugt gegen den Knaben, er ist von der Hand einer Frau geschrieben, die sich Jeannette Dumartain nennt, und unstreitig die Gattin des berüchtigten Parteigängers gleiches Namens ist, der uns schon so vielen Schaden zugefügt hat und der den offenen, ritterlichen Krieg zu einer Räuberei herabwürdigt. In der letzten Affaire ist er unsern Husaren auf eine unbegreifliche Weise entkommen, ob er gleich schwer verwundet war. Wir hielten ihn bisher für todt, weil wir durch Ueberläufer erfuhren, daß er bis jetzt zu seinem Corps noch nicht zurückgekehrt sey; der Brief aber beweist, daß er lebt; seine Gattin dankt ihm darin für die Nachricht von seinem Leben und meldet ihm, daß bei Anbruch des Tages, seinen Wünschen gemäß, die feindlichen Truppen den Ort seines Aufenthalts überfallen und ihn befreien würden. Die Nachricht kam noch zur rechten Zeit in unsere Hände, so daß wir den Feind nach Gebühr empfangen konnten. Eine so glückliche Wendung verdanken wir nur den Kosaken, die den Brief auffingen. Der Bube hingegen muß wissen, wo sich der Anführer des Streifcorps aufhält, sonst hätte er die Briefe nicht besorgen können, und ich fordere Sie daher mit allem Ernste hier sämmtlich auf, mir zu sagen, wo der Major Dumartain versteckt ist? (Alle schweigen.)

v. Struhl (nach einer Pause). Es stehen mir sehr scharfe Mittel zu Gebote, und ich werde gezwungen davon Gebrauch machen, insofern Sie mir nicht gutwillig das Geheimniß entdecken wollen.

Bach. Höre, Paul! wenn du wirklich solche Briefe bestellt hast, so gib der Wahrheit die Ehre und gestehe alles! (Alle schweigen. Er fährt fort.) Paul, mache uns nicht unglücklich! Siehst du nicht die Knuten der Kosaken? —

Paul (drängt sich an die Mutter). Ach! sie haben mich schon damit geschlagen.

Kunigunde (zu dem Lieutenant). Sie werden doch mein Kind nicht wollen mißhandeln lassen?

v. Struhl. Wenn er nicht freiwillig bekennt, werd' ich ihn strafen lassen, bis er gesteht, was ich wissen muß.

Kunigunde. Ich bin eine arme, verlassene Frau, meinen Gatten hat der Marschall ins Hauptquartier berufen lassen, meinem Sohne hat ein Fremder einen Brief aufgedrungen, das Kind wußte nicht, was es that, es kennt nicht, was Verbrechen heißt, und soll nun den grausamen Gesetzen des Krieges unterliegen! Unsere vaterländischen Truppen habe ich oft herbeigesehnt, um unter ihrem Schutze sicher zu seyn; zwingen Sie mich nicht, daß ich Gott auf meine Knieen bitten muß, mich und meine Kinder aus ihren Händen zu befreien!

v. Struhl. Madame! obgleich Ihr Knabe das Handwerk eines Spiones getrieben, so will ich dennoch mit möglichster Rücksicht auf die Mutter verfahren. Ich lasse Sie mit ihm allein — gebrauchen Sie Ihr mütterliches Ansehen, ihn zum Geständniß zu bewegen, und ersparen Sie mir so harte Zwangsmittel. Bedenken Sie aber, daß ich Ihnen nur kurze Zeit gewähren kann, denn ich habe strenge Ordre, die Sache schnell ins Klare zu bringen; jener Major Dumartain hat meinen General persönlich auf das

empörendste beleidigt; er hat sein schönes Gut ausgeplündert und selbst seine Familie gemißhandelt. Gleiches daher mit Gleichem. Kommen Sie also bald zu einem Entschluß, Madame, damit ich den meinigen darnach fassen kann. Lassen wir die Mutter jetzt mit ihrem Sohne allein. Der alte Kosak bleibt im Zimmer. (Er sagt den Kosaken einige russische Worte, worauf Bach und Agnes von ihnen abgeführt werden. Er selbst verläßt ebenfalls das Zimmer.)

Sechster Auftritt.

Kunigunde. Paul. Der alte Kosak.

Paul. Mutter! ach, meine Mutter! sey nur nicht böse auf mich!

Kunigunde. Unglückliches Kind! was hast du gethan? Aber wir sind nicht ohne Zeugen.

Paul. Der alte Kosak versteht unsere Sprache wohl nicht.

Kunigunde (zum Kosaken). Alter! habt Ihr meinen Sohn gefangen?

Der alte Kosak (schüttelt mit dem Kopfe). Nicks versteh!

Kunigunde. Habt Ihr ihn auch unbarmherzig geschlagen?

Der alte Kosak (schüttelt wieder mit dem Kopfe). Nicks versteh!

Kunigunde. Er versteht uns nicht, wir können ungestört zusammensprechen.

Paul. Goldnes Mütterchen! weißt du denn alles schon?

Kunigunde. Alles aus dem Munde des Majors selbst. Wie hast du hinter dem Rücken deiner Mutter so etwas vornehmen können?

Paul. Ach! ich dachte ja, es wäre ein gutes Werk. Der Major war so unglücklich, und bat so dringend, mir schien die Mühe so klein, du schliefst schon — — und hättest du nur die schöne, unglückliche Frau gesehen, wie ihr die Augen leuchteten, als sie den Brief las; sie hat mich an ihre Brust gedrückt und mit Thränen benetzt, und mir an dich so innige Grüße mitgegeben. Ach! das läßt sich wohl fühlen, aber nicht mit Worten beschreiben. Und dann gab sie mir wieder einen Brief, und ich wäre gewiß lange vor Tagesanbruch noch hier damit eingetroffen, aber ein Commando Kosaken griff mich auf, sie fanden den Brief bei mir, ich kannte ja nicht den Inhalt. Man schleppte mich zum General, man fragte mich aus, und schlug mich auch, doch ich sagte nichts weiter, als daß ich dein Sohn wäre; aber über den Brief erschraken sie, und alle Truppen brachen schnell auf und gingen dem Feind entgegen, und da fiel das heutige blutige Gefecht vor; ich habe es mit angesehen, denn die Kosaken hielten mich gebunden zwischen ihren Pferden.

Kunigunde. Mein armes, unglückliches Kind! Aber was soll nun weiter geschehen? Wollen wir noch länger läugnen, daß wir den gefährlichen Mann verborgen halten? Soll ich dich den Mißhandlungen unserer Freunde preisgeben, um einen Mann gegen die Unsrigen zu schützen, der uns ganz fremd ist?

Paul. Ja, das sollst du! denn er ist uns nicht mehr fremd. Wir haben dem Major einmal das Leben gerettet, und dürfen ihn auch jetzt nicht verrathen; mögen sie mich schlagen, ich werde es schon aushalten, aber ich werde schweigen.

Kunigunde. Dann spreche ich, wenn es so weit kommt!

Paul. Das wirst du nicht, Mutter! Der Vater sagt: das Gastrecht sey heilig! Und hättest du nur die schöne, weinende Frau gesehen, und dann wieder gehört, wie der General auf den

Major erzürnt war und schwor, er müsse ihn lebendig oder todt in seine Hände bekommen!

Kunigunde. Wir wollen den General um Gnade bitten.

Paul. Er gibt keine Gnade, er ist zu aufgebracht; dem Major aber hab' ich versprochen zu schweigen, und der Vater sagt: ein ehrlicher Mann müsse sein Wort halten; und ich will lieber als ein ehrlicher Junge sterben als zusehen, wie sie den unglücklichen Mann fortschleppen, den ich verrathen hätte!

Kunigunde. Liebes, theures Kind, dein Vater würde dir hier wohl andere Pflichten zeigen.

Paul. Ja, wenn der Vater hier wäre, dann fänden wir gewiß Rath; der weiß, was Recht ist, gegen sich und andere; du aber, Mütterchen! hast mich viel zu lieb, und denkst niemals an andere.

Kunigunde. Mir kommt ein Gedanke in die Seele. Ich will zu dem Officier eilen, will ihn bitten, daß er den Vater herbeiholen läßt und nicht eher etwas thut, bis wir den Vater gesprochen haben.

Paul. Ach, wenn das möglich wäre! Wenn du uns den Vater, unsern lieben, theuren Vater herbeischaffen könntest!

Kunigunde. Ich will den Versuch wagen! (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Paul. Der alte Kosak.

Paul (mit gefalteten Händen). Gott und Herr! gib mir Kraft, daß ich ein redlicher Junge bleibe. Ich will ja gern nichts Böses thun, aber zeige du mir, was hier das Rechte ist!

(Der alte Kosak, der bisher scheinbar untheilnehmend im Hintergrunde gesessen hat, nähert sich leise dem Knaben und klopft ihm auf die Schulter.)

Der alte Kosak (in gebrochener Aussprache). Junge! Du nitt Canaille; du bist gutes Junge.

Paul (erstaunt). Sprichst du denn deutsch? Du verstandest ja nichts!

Der alte Kosak. Wenn ick sprechen zu Mutter: „nicks versteh!" so heißt nur: „ick nicks will verstehn;" aber siehst du, mein Bursch; altes Kosak versteht doch bischen.

Paul. Dann sind wir alle verrathen!

Der alte Kosak. Ja! altes Kosak ist pfiffig, weiß nu alles, alles! Aber dein Mutter sehr gutes Frau; du, mein Bursch, auch braves Junge; aber Major? — Major? — Bestie, und hier verstecken! — Schweige, schweige, schweige! Major hier, hier verstecken, hier! ich weiß!

Paul. Das kannst du nicht behaupten!

Der alte Kosak (setzt sich und zieht den Knaben an sich). Bursch, du kannst schweigen wohl, aber lügen nitt. Wer will lügen, ist schlechtes Mensch, ist Canaille! Ick hab verstehn alles, was du mit dein Mutter sprochen. Wenn ick will suchen hier, ick werde finden Major, sicher, sicher!

Paul. Ach Gott! was sollen wir nun anfangen! Du bist ein böser, abscheulicher Mann! Aber du sollst schon sehen, wie es dir gehen wird, wenn du mich verräthst!

Der alte Kosak. Ha! ha! Junge! Du willst wohl machen zu fürchten? — Komm her, komm her, altes Kosak ist nicht böses Mann, ist gut. Siehst du, ick auch Weib und Kinder, sehr schönes fröhliches Kinde, mir sehr angenehm, sehr viel lieb! Mein Vaterland, ach wie herrlich! Großes weites Auen, so frisch und grün; tiefes Donstrom, so schnell und kühl! — Aber mein

Kaiser ruft, und altes Kosak springen auf von Weib und Kinder, und nimmt Pike und Sabel und jagt mit Pferd aus Vaterland furt, immer furt und macht Feind caput. — Kosak gibt Blut und Leben für sein Kaiser, Vaterland ist weit, weit! Aber Kosak kann nitt vergessen, und wenn sieht gutes Mutter und Kinder, so denkt geschwinde an sein zu Hause!

Paul. Alter Vater, sey auch gut gegen mich!

Der alte Kosak. War ick schon schlimm nach dir? Wer hat dich schlagen? — altes Kosak?

Paul. Nein, die andern schlugen mich!

Der alt. Kosake Siehst du? — Aber wenn du nicht wirst gestehen, wo ist Major, du wirst kriegen noch viel mehr Schlägen; und wenn Officier befiehlt, muß altes Kosak auch mit Knute hauen, und du wirst müssen gestehen oder seyn todt, und altes Kosak wird thun sehr leid!

Paul. Gott und Vater steh mir bei! — Meine armen Eltern!

Der alte Kosak. Still, mein Junge, still! (Für sich.) Sehr schlimm! — Officier noch viel jung und hitzig, wird seyn sehr scharf. Junge ist trotzig, aber treu wie Gold! Sehr schlimm! — (Laut zu Paul nach kurzem Besinnen.) Hör mal, Bursch! Hier hast du Hand und Kuß auf Schweigen wie Grab! Aber siehst du, oben ist Gott! lüge nitt! — Wo hast du Major gefunden?

Paul. Blutend und leblos im Walde!

Der alte Kosak. Das recht gut! Ist doch wieder schon gesund und frisch etwas?

Paul. Noch nicht ganz!

Der alte Kosak. Kannst du sprechen bald mit Major? — Nu? — — Nu? (Paul nickt nach einer Pause mit dem Kopfe.) Ist Major gut verstecken? sehr heimlich? (Paul eben wieder so.) Kannst du von hier bald finden Major? (Paul eben wieder so.)

Also marsch, geschwinden zu Major, sage ihm von altes Kosak: ein braves Mann verstecken nitt, lieber gefangen und todt, als gutes armes Leute schaffen groß Noth und Angst. Bleib bei Major versteckt ganz still, ganz still, hörst du? Ick werde schaffen Hülfe mit Gott! — Ick weiß großes, schlimmes, aber auch sehr gutes Mann. Und wenn ick werde bringen Hülfe, wo soll dir finden?

Paul (zeigt nach der verborgenen Thüre). Klopfe hier dreimal! Aber alter Herzensvater, darf ich dir auch vertrauen?

Der alte Kosak (drohend). Junge, Junge! — Mein großes Kaiser führen nitt Krieg mit dir und mit Mutter; und wenn ick euch gesehn, ick muß denken an mein Weib und meine Kinder! Also nu marsch zu Major! Ick werde schlafen und nicks sehen! Und mit Gott! (Er küßt den Paul, öffnet ein Fenster, legt sich dann im Hintergrunde auf ein Sopha und schließt die Augen. Paul klopft an die verborgene Thür, sie öffnet sich, Paul springt hinein, die Thür verschließt sich. Der Kosak bleibt unbeweglich liegen. Nach einer Pause treten rasch ein:)

Achter Auftritt.

Der Lieutenant v. Struhl und **Kunigunde.**

Kunigunde. Haben Sie doch Erbarmen mit dem kindlichen Herzen.

v. Struhl. Keinen Augenblick länger, denn wenn sich der Knabe der Mutter nicht anvertrauen will, was soll uns der Vater hier? Soll der Sohn von seinen Eltern erst gebeten werden, die Wahrheit zu sagen? Ich will dem verstockten Buben das Bekenntniß schon abzuzwingen wissen. (Er sieht sich im Zimmer um.) Aber wo ist er?

Kunigunde. Ich habe ihn hier verlassen.

v. Struhl. Der alte Kosak schläft, der Knabe ist fort! (Er rüttelt den Kosaken). Alter, was schläfst du? wo hast du den Knaben?

Der alte Kosak (schlaftrunken). Junge? — Junge? sitzt dort!

Kunigunde. Mein Gott, wo ist mein Sohn?

v. Struhl. Du hast den Knaben entwischen lassen!

Der alte Kosak. Furt? — Auf Gott, Junge ist furt, aus Fenster hier! ich bischen schlafen. (Er tritt ans Fenster und zeigt hinaus.) Da läuft! da läuft! seht, da läuft Canaille! Wart, wart, ich will bald haschen, und dann Knute etwas. (Er läuft ab.)

v. Struhl. Auf! alles hinter dem Buben her! Ich sehe, ich habe zu lange geschont. (Ab.)

Kunigunde. O Gott! mein unglückliches Kind!

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Der Lieutenant v. Struhl. Kunigunde.

v. Struhl (am Fenster). Wahrlich! die Nacht ist schon eingebrochen, und noch kehren die Kosaken nicht zurück!

Kunigunde. Herr Lieutenant, ich bitte Sie um Gottes willen, lassen Sie mich zu meiner Tochter, und rauben Sie mir nicht beide Kinder, mein armer Paul wird grausam verfolgt wie ein gehetztes Wild, meine Tochter wird eingesperrt und von der Mutter entfernt gehalten, und ich selbst soll dieses Zimmer nicht verlassen, wie eine Gefangene.

v. Struhl. Sie haben sich alles dieß selbst zuzuschreiben; ich habe Sie bisher mit Schonung und Achtung behandelt, aber ich sehe, ich werde hintergangen, und kann fortan keine Rücksicht weiter nehmen; ich muß Sie alle getrennt von einander bewachen lassen, und sobald mir die Kosaken erst Ihren Buben zurückgebracht haben werden, dann soll ein scharfes Verhör beginnen, was mich gewiß zum Zwecke führen wird; denn daß Sie den Major Du-

martain verborgen halten oder wenigstens seinen Aufenthalt kennen, ist bei mir keinem Zweifel mehr unterworfen. Damit Sie aber wissen, wen Sie gegen Ihr Vaterland beschützen, so will ich Sie in kurzen Umrissen den Mann kennen lehren. Der Major Dumartain ist ein Abenteurer und der Anführer eines Streifcorps. Kühn und verwegen auf der einen Seite, höchst eigennützig auf der andern, benutzt er den Krieg nur zu seinem Vortheil und erlaubt seinem Streifcorps alle Zügellosigkeiten. Unser General v. Kottner hat den Befehl erhalten, ihm auf dem Fuße zu folgen, ihn aus hiesiger Gegend zu vertreiben und wo möglich sein Corps zu vernichten. Es gelang dem General, ihm große Vortheile abzugewinnen. Um sich dafür zu rächen, sucht er unsere Truppen durch fortwährende kleine Angriffe zu beschäftigen, begibt sich während dem aber selbst mit einem kleinen Commando von seinem Corps hinweg, zieht auf Umwegen nach den schönen Gütern unseres Generals, fällt dort wie mit einer Räuberbande ein, und plündert und brennt im Schlosse. Er setzt der Familie des Generals nach, die sich durch die Flucht retten will, und als er sie in der Nacht in einem Walde eingeholt, läßt er sie aus dem Wagen werfen, nimmt ihnen Equipage und alle ihre Habseligkeiten, und gibt die Generalin mit ihren Kindern auf offener Straße der rauhesten Witterung fast in bloßen Nachtkleidern preis.

Kunigunde. Ach, zu so etwas verleitete doch nur der Krieg!

v. Struhl. Den ächten Soldaten, den wahren Helden nicht. Aber horch, ich höre Pferdegetrappel, gewiß bringen die Kosaken endlich den Entlaufenen zurück!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der alte Kosak. Gleich darauf **der General v. Kottner.**

v. Struhl. Nun, Kosak, hast du's wieder gut gemacht, und den Entlaufenen wieder gefangen?

Der alte Kosak. Junge nitt! aber ick bringe besser mit, viel besser als Junge! Paß auf, hier kommt schon.

v. Struhl. Ha! der General selbst!

General. Guten Abend! ich komme Ihnen wohl sehr unerwartet?

v. Struhl. Aber höchst erwünscht, mein General! Denn ich muß melden, daß ich den Aufenthalt des Majors Dumartain noch nicht mit Gewißheit ermittelt habe.

General. Ich weiß bereits alles, und hoffe ihn selbst zu finden. (Zu Kunigunden.) Sind Sie Frau Pastorin Wahlheim?

Kunigunde. Ja, so heiß' ich!

General. Ich habe Ihren Gatten jetzt im Hauptquartiere kennen gelernt, mehrere seiner trefflichen Vorträge angehört, und wie ich mich durch sie erbaut, getröstet, erhoben gefühlt habe, wünschte ich mir eine Gelegenheit, ihm dafür danken zu können. Vielleicht vermag ich hier seiner Familie zu beweisen, wie ich den Vater ehre.

Kunigunde. O Herr General — —

General. Jetzt kein Wort, Madame! ich muß erst andere Geschäfte abthun. — Nun, alter Kosak, du hast mich beschworen, dir hierher zu folgen, weil du unsern Feind nur selbst in meine Hände liefern willst; den Preis, den ich auf ihn gesetzt habe, sollst du erhalten; jetzt aber sind wir hier und nun erfülle dein Versprechen.

Der alte Kosak. Ick will, ick will! aber Officier und Mutter furt aus Stube, ick mit General ganz allein.

General. Nun dann erfüllen Sie seinen Wunsch, und lassen Sie mich ohne Zeugen.

(v. Struhl und Kunigunde ab.)

Dritter Auftritt.

Der General und der alte Kosak.

General. Alter, was hast du mit mir allein? Warum vertraust du dich deinem Officier nicht an?

Der alte Kosak. Siehst du, mein General, Officier ist gut, brav, aber viel jung, hitzig, kann nur nach Ordre pariren; hält armes Junge von gutes Mutter für Spion, läßt vielleicht todtschlagen oder hängen; will auch verdienen Preis uf Major; drum besser zu dir, mein General, du bist strenges Mann, aber auch viel gut, ich haben gesehen viel Großmuthen; du wirst geben Preis auf den Major mir; drum zu dir, mein General!

General. Ich werde mein Versprechen halten, wenn du dein Wort erfüllst.

Der alte Kosak. Gut, gut! Aber, mein General, altes Kosak mag nitt Geld.

General. Nun was willst du denn?

Der alte Kosak. Du sollst Mutter hier und armes Kinder nicks thun leide, alles sehr gut, nitt Spion, haben Major funden im Wald, halb todten, ist Barmherzigkeit wie Samariter,

wissen nitt, daß böses garstiges Mann ein Bestie. Ick nitt will Geld, General, du sollst nicks thun leide hier Familie; altes Kosak bittet: das ist liebstes Preis.

General. Alter redlicher Kosak, du trägst in deiner rauhen Brust ein tiefes, menschliches Gefühl; wir verstehen uns, und wenn es nur irgend möglich ist, will ich dir deine Bitte erfüllen!

Der alte Kosak. Gut, gib etwas Hand drauf! Aber was wirst machen mit Major? todtschießen oder spießen bischen?

General. Ich glaube kaum; doch das wird sich finden, wenn ich ihn gesprochen habe.

Der alte Kosak. Gut, gut! nu paß auf, hier versteck bischen! (Er führt den General in einen dunkeln Theil des Zimmers, wo er unbemerkt stehen kann; hierauf klopft er dreimal an die Wand, die verborgene Thür öffnet sich.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Paul. Bald darauf Major Dumartain.

Paul (leise eintretend). Bist du da, Alter? und allein?

Der alte Kosak. Freilich, freilich! komm, komm!

Paul. Bringst du endlich Hülfe in der Noth?

Der alte Kosak. Ja, ja! Komm nur, mein Bursch, komm!

Paul (in die Thür zurücksprechend). Der Kosak ist allein.

Major Dumartain (eintretend, den Degen in der Hand). Ihr sucht den Major Dumartain: hier ist er; er trägt aber noch

den Degen in der Hand, und es kommt auf ihn an, wie er sich ergeben will.

Der alte Kosak. So? altes Kosak hat auch gutes Säbel, und auch Knute etwas. Weißt du schon?

Major. Der Knabe, den menschliche Theilnahme an mich gefesselt hat und der, ohne daß er es wußte, was er that, alles für mich gewagt hätte, hat mir deinen Gruß hinterbracht, Alter! Du hast Recht, ich darf auf diese brave Familie nicht länger Noth und Elend häufen, darf sie nicht in mein Schicksal verwickeln und will mich freiwillig ergeben, jedoch nur unter einer Bedingung.

Der alte Kosak. So? nu was?

Major. Daß ich dem General selbst meinen Degen geben darf; ich will nur sein Gefangener seyn, und ihm so den Preis auf meinen Kopf großmüthig ersparen; mag er dann mit mir machen, was er will.

Paul. Wo aber ist dann die Hülfe, die du für uns und den Major gebracht hast?

Der alte Kosak. Warte bischen! (Er geht und führt den General herbei.) Siehst du, hier habe ick geholt großes Mann, viel Macht, aber gutes Mann auch, wird schon helfen.

General. Sie sind Major Dumartain?

Major. Der bin ich! und darf ich fragen, wen ich vor mir sehe?

General. Sie haben gewünscht, mir Ihren Degen zu überreichen; ich bin der General v. Kottner.

Major (zurücktretend). Herr General, ich habe nie gefürchtet, so vor Ihnen stehen zu müssen.

General. Ich glaub' es Ihnen; das ist das Schicksal des Krieges.

Major. Ich habe viel gegen Sie verschuldet; Sie haben einen Preis auf meine Person gesetzt; ich gebe ihn mit diesem Degen in Ihre eigene Hand zurück, und werde mein Schicksal gefaßt erwarten. Aber für dieß Haus, das mich so gastlich aufgenommen, so treu gepflegt hatte, bitte ich dringend um Schonung; diese edle Familie trägt keine Schuld, sie wußte nicht, wem sie das Leben erhielt.

General. Ihrer letzten Bitte kam der alte Kosak schon zuvor; meine Zusage in dieser Beziehung gehört daher nur ihm allein, nicht Ihnen! — Sie, Herr Major, theilen übrigens das Schicksal Ihres ganzen Corps. In der heutigen Affaire, die Sie lediglich durch Ihren Briefwechsel veranlaßten, sind die meisten niedergehauen oder gefangen, und nur wenige sind versprengt worden. Ihr Freicorps existirt nicht mehr.

Major. Ein hartes Schicksal! Aber jetzt noch eine Frage, Herr General, denn ich will mit einem Blick mein ganzes Unglück überschauen: können Sie mir Nachricht von meiner Gattin geben?

General. Sie war bei der Affaire zugegen, und ist auch mit gefangen worden.

Major. Gott! mein theures, armes, unglückliches Weib! O Herr General, ich beschwöre Sie, nur noch einmal lassen Sie mich mit ihr sprechen!

General. Das wird sich finden! Kosak, rufe den Officier!

(Der Kosak thut es und der Lieutenant v. Struhl tritt ein.)

General. Sie sehen, daß der Major Dumartain sich freiwillig hier gefangen gegeben hat; ich übergebe Ihnen denselben hiermit, und befehle, ihn nebst seiner heut in Gefangenschaft gerathenen Gemahlin mit einem Commando sofort auf mein Stammgut zu transportiren. Von dem verbrannten Schlosse dort soll ein

Flügel erhalten worden seyn; den soll der Major bewohnen, bis über seine Freilassung höhern Orts entschieden worden ist. Sie werden ihm das Ehrenwort abnehmen, daß er jenen Aufenthalt ohne meine Zustimmung nicht verläßt. Sorgen Sie für alle Bequemlichkeiten auf der Reise und für ärztliche Pflege; ich will, er soll dort wohl aufgehoben seyn.

Der alte Kosak. Ha, bravo! mein General, bravo!

Major. Herr General, Sie verstehen sich sehr empfindlich zu rächen!

General. Wissen Sie nicht, die Rache ist süß?

(Er winkt mit der Hand: Lieutenant v. Struhl führt den Major ab.)

Der alte Kosak (ruft zur Thüre hinaus). Mutterca! Mutterca!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Kunigunde. Agnes.

Kunigunde. Mein Paul! mein armer Paul!

Agnes. O Gott! haben sie dich wieder gefangen?

Paul. Ach, wenn ihr alles erst erfahren werdet —

General. Ich überlasse es Ihrem Sohne, Ihnen in ruhigern Augenblicken zu erzählen, was hier vorgefallen ist. Mich ruft das Handwerk des Krieges zu den Meinigen in den Bivouak zurück. Morgen gehen wir weiter, denn unsere Absicht ist erfüllt. Aber Ihren trefflichen Gatten grüßen Sie herzlich von mir und sagen Sie ihm: in seinem Hause hätte ich heut das ausgeübt, was er mich neulich so schön gelehrt. Gott schütze Sie mit Ihren Kindern! Leben Sie wohl! (Geht ab.)

Der alte Kosak. Furt mit mein General! Mutter, noch ein Hand! Junge, noch ein Kuß! Vergeßt nitt altes Kosak! —

Paul. Alter Vater, wie soll ich dir danken!

Der alte Kosak. Laß! laß! (Er unterdrückt seine Rührung.) Hurra! für mein Kaiser Blut und Leben! Hurra! Feinde caput! (Er eilt fort.)

(Kunigunde hält ihre Kinder umschlungen.)

Der Landmann.

Beatus ille, qui procul negotiis,
Ut prisca gens mortalium
Paterna rura bubus exercet suis!
HORAT.

Die Sonne naht, der Morgen streut
Ihr Rosen auf die Bahn.
Sie kommt und führt das junge Heut
Den Horizont hinan,
Und ruft: „Seyd rüstig und seyd wach!
Ich künd' euch einen neuen Tag
Und Gottes Segen an!“

Der Landmann hört den Himmelsruf;
Er rafft sich auf geschwind,
Und denkt: „Ich weiß, daß Gott uns schuf,
Auf daß wir thätig sind!“
Doch eh er an die Arbeit geht,
Stärkt er sich innig im Gebet,
Und mit ihm Weib und Kind!

Dann packt die Hausfrau ihm sogleich
Das Mahl ins Körbchen ein.
Froh bringen ihm das Handwerkszeug
Die Kinder groß und klein,
Und Phylax springt ihn an und bellt,
Als spräch' er: „Komm hinaus aufs Feld,
Dort sollst du fleißig seyn!"

Er tritt hinaus mit frohem Sinn;
Da reicht die Gattin mild
Den Säugling ihm noch einmal hin,
Da ruft der Knabe wild:
„O bitte Vater! höre doch!
Nimm meinen besten Apfel noch,
Daß er den Durst dir stillt!"

Und draußen grüßt ihn nah und fern
Die schöne Gotteswelt;
Es neigt sich ihm, wie seinem Herrn, -
Das reiche Aehrenfeld;
Es singt der Vogel ihm sein Lied,
Es wölbt ihm, wenn der Mittag glüht,
Der Baum sein schattig Zelt.

Und auf die Walstatt tritt der Held,
Ringt auch für Weib und Herd;
Die segensschwere Ernte fällt
Vor seinem Sichelschwert.
Doch nirgends stöhnt ein Weh! und Ach!
Kein Herzblut strömt der Waffe nach,
Die ihm den Sieg gewährt.

Und wenn geendet ist der Kampf,
Nicht die Trompete schallt;
Nur Nebel ziehn, nicht Pulverdampf; —
Die Abendglocke hallt; —
Zwar Lorbeer hat er nicht gepflückt,
Doch mit dem Aehrenkranz geschmückt,
Er nach der Heimath wallt.

O selig, wer die eigne Flur
Mit eigner Hand bebaut!
Wer seiner Mutter, der Natur,
Sich liebend anvertraut!
Und dankbar für das stille Glück,
Mit heiterm, kindlich frommem Blick
Empor zum Vater schaut.

Die Ehrenpforte.

Ein Schauspiel in zwei Aufzügen.

Personen.

Inspektor Schleimbach.

Rinaldo, Sidonia,	seine Kinder.

Magister Held, Pfarrer des Orts.

Karl, Clara, Sophie,	seine Kinder.

Rauch, der Jäger.

Der Kammerdiener des Grafen.

Erster Aufzug.

Freier Platz in einem Walde, an einem vorüberfließenden Fluß.

Erster Auftritt.

Rinaldo. Sidonia.

(Sie tragen Blumen und Kränze. Sidonia pflückt Blumen.)

Rinaldo (unwillig).

Du sollst dich aber nicht mehr bücken! —
Hörst du nicht, was dein Bruder spricht? —
Sie mögen sich selbst die Blumen pflücken,
Denn wir sind ihre Diener nicht!

Sidonia.

Das wohl! — allein, was ist zu machen?
Wir brauchen der Blumen gar zu viel.

Rinaldo.

Meinetwegen, laß dich denn verlachen,
Gib Claren deine besten Sachen,
Und putze sie zum eitlen Spiel.

Sidonia.

Nein! auf das Putzen kann sie warten,
Ich lasse sie gewiß in Ruh!

Rinaldo.

Sind denn die Kinder auf der Pfarre
Vornehmer noch, als ich und du? —
Wir sind des Herrn Inspektors Kinder,
Der erste Platz, uns käm' er zu.

Sidonia.

Und dann die schön gereimte Rede,
Auf die ich mich schon längst gefreut.

Rinaldo.

Was hilft dir nun dein seidnes Kleid? —
Was nützt mir meine neue Weste? —
Die rothe Mütze ist allein
Das schönste Stück am ganzen Feste;
Nun putzen wir uns auf das beste,
Und gehn am Ende hinterdrein!

Sidonia.

O Bruder, sage nur nichts weiter,
Ich habe schon so viel geweint.

Rinaldo.

Wahrhaftig, ich bin auch nicht heiter! —
Du aber fügst dich, wie es scheint.

Sidonia.

Was soll ich thun? — der Vater meint,
Hier gelte nur des Pfarrers Wille,
Er sey des Grafen alter Freund.

Rinaldo.

Was geht uns seine Freundschaft an?
Auch Mutter zankte in der Stille

Und sprach, er sey ein garst'ger Mann,
Sein Fett nur schwämm' beständig oben,
Er sey ein alter, eitler Thor,
Nur seine Kinder soll man loben,
Drum schöb' er sie uns allen vor! — —
Denk nur, wenn heut der Abend naht,
Dann kommen aus dem ganzen Orte
Wir alle in dem größten Staat
Zusammen bei der Ehrenpforte.
Kanonen, die so schrecklich knallen,
Daß fast die Bäume niederfallen — —

Sidonia (sich die Ohren zuhaltend).

Ich falle mit! — O weh! — O weh!

Rinaldo.

Ich helf' dir wieder in die Höh.
Ein wenig nur erbebt die Erde,
Auch stehn die Böller ziemlich fern.
Erblickt man nun vier muth'ge Pferde,
Sie bringen uns den gnäd'gen Herrn,
Dann geht sogleich das Schießen los,
In Ordnung stellt sich Klein und Groß,
Und streut, so wie der Wagen naht,
Ihm Zweig' und Blumen auf den Pfad.
Jetzt hält er an der Ehrenpforte: —
Da tritt ein Mädchen an den Schlag
Und sagt ihm schön gereimte Worte. —
Der Graf sucht in der Tasche nach —
Und wie sie einen Kranz von Rosen
Ihm reicht mit einem Compliment,
Gibt er ihr sicher zum Präsent
Die schönste aller goldnen Dosen.

Sidonia.

Von Gold.

Rinaldo.

Von Gold!

Sidonia.

Und ist wohl gar
Manch süßes Naschwerk drin verborgen?

Rinaldo.

Ei dafür wird der Graf schon sorgen.
Bonbons, und nicht etwa ein Paar,
Nein, Händevoll!

Sidonia.

O das ist schön!

Rinaldo.

Laß dir die Lust darauf vergehn,
Du kriegst sie nicht!

Sidonia.

Warum denn nicht?

Rinaldo.

Wir beide soll'n ja hinten stehn,
Wenn Pastors Jungfer Clara spricht.

Sidonia.

Das ist entsetzlich.

Rinaldo.

Ja, abscheulich.

Sidonia.

Ich war der Clara sonst so gut.

Rinaldo.

Sie stellt sich nur zum Schein so heilig,
Indeß sie dir alles zum Possen thut.
Auch Musje Karl ist herbeschieden;

Was läßt man ihn nicht in der Stadt?
Nur jetzt regier' ich erst in Frieden,
Seit er das Dorf verlassen hat.
Jetzt erst pariren mir die Jungen,
Sonst bot mir jeder Bube Trutz,
Und hatt' ich einen auch bezwungen,
So nahm ihn Karl doch gleich in Schutz.
Weißt du? er war der General,
Sie hatten ihn dazu erwählt,
Und für eine Lüge ward einmal
Ein Dutzend Hiebe mir aufgezählt. —
Kommt er, so treten dann aufs neu
Die ganzen Jungen zu ihm über.

Sidonia.

Dann ist's mit deiner Macht vorbei,
Denn alle haben ihn viel lieber.

Rinaldo.

Sie soll'n ihn aber nicht lieber haben,
Ich bleibe lieber ganz zu Haus.
Ich mag nichts wissen von dem Feste,
Der Karl bringt doch das Vivat aus.
Wenn er sich an den Wagen drängt,
Und Vivat ruft, und Jungfer Clare
Die schöne, goldne Dos' empfängt,
Und auch der Graf ihn wohl beschenkt,
Dann soll ich hinten stehn? bewahre! —
Ich geh' nicht mit, ich werde krank!

Sidonia.

Ich auch!

Rinaldo.

Laß uns den Kranz zerreißen!

Sidonia.

Da nimm ihn, und die Blumen auch!

Rinaldo.

Ich werde sie ins Wasser schmeißen.

Sidonia.

Thu das!

Rinaldo (wirft sie hinab).

Hinunter!

Sidonia (wirft auch).

Fort mit euch!

Rinaldo.

Sie soll'n nicht fremde Federn tragen.

Sidonia.

Pflückt ihr euch selber solches Zeug.

Rinaldo.

Und — heda, Schwester! laß dir sagen,
Mir fällt jetzt was Gescheidtes bei!
Was stehn wir hier? Komm mit, wir machen
Die Ehrenpforte schnell entzwei;
Dann können wir ins Fäustchen lachen,
Dann ist der ganze Spaß vorbei.

Sidonia.

Wo denkst du hin? — Hat Vater eben
Dem Richter es nicht angesagt,
Daß, wer sich an die Pforte wagt,
Dem ließ er Ruthenhiebe geben?
Paßt nicht der alte Jäger auf?

Rinaldo.

Ei was! er soll uns nicht erwischen!
Wie eine Katze klett'r ich zwischen
Den Latten an dem Ding hinauf,

Und reiße dann den ganzen Lappen
Mit sammt dem bunt gemalten Wappen
Und mit der ganzen Inschrift ab.

Sidonia.

Der Jäger aber —

Rinaldo.

Laß ihn kommen!
Der alte Kerl holt uns nicht ein.
's ist Frühstückszeit, da mag er gerne
Beim Schnäpschen in der Stube seyn,
Und sehn wir ihn auch in der Ferne,
So geht es über Stock und Stein.
Wer weiß denn, wer es hat verübt? —
Kein Mensch fällt sicher auf uns beide;
Denk nur, was das für Lärmen gibt!
Komm, so versalzen wir die Freude!

Sidonia.

Warum hat man uns kränken müssen,
Was soll'n wir beide hinten stehn!

Rinaldo.

Die Ehrenpforte sey zerrissen! —
Komm, laß uns rasch zu Werke gehn! (Sie laufen ab.)

Zweiter Auftritt.

Clara. Sophie.

(Sie tragen auch Blumen. Clara hat einen beinahe fertigen Rosenkranz am Arm hängen.)

Clara.

An diesem Plätzchen laß uns weilen,
Den Kranz vollenden, er wird schön!
Sieh dort den Fluß vorübereilen,
Als hätt' er heut noch weit zu gehn!

(Sie wirft eine Blume hinunter.)

Da, nimm dieß Blümchen auf die Reise,
Und wenn es wo das Ufer faßt,
Sprich zu den andern Blumen leise:
Ich schickte einen kleinen Gast! —

Sophie.

Laß doch, die Blumen sollst du sparen,
Ich gönne sie dem Wasser nicht,
Das mag sie doch nicht aufbewahren.
Es reißt sie fort auf kalten Wogen,
Weiß nichts von Farbenpracht und Duft,
Und sind sie ein Weilchen drauf hingezogen,
So wird es ihre feuchte Gruft.
Mich dauern die Blümchen an dem Strande,
Sie winken dem Bächlein still zu stehn;
Es netzt ihre Füßchen am grünen Rande,
Und lacht sie aus im Vorübergehn.
Sie sähen ihr Bild so gern in dem Spiegel,
Doch der Bach trägt es fort, als hätt' er Flügel.

Clara.

O, mag er still vorüberfliehen,
Er hat gar weiten Weg zu gehn,
Gar viele Blümchen zu erziehen,
Und darf bei keinem stille stehn,
Darf keins mit zarter Lieb' umfassen,
Das er genährt mit treuem Sinn,
Muß alle stehn und blühen lassen.
Drum, da! nimm doch dieß Blümchen hin!
(Sie wirft noch ein Blümchen hinunter.)

Sophie.

Laß doch das Spiel! Wir wollen lieber
Die Blumen winden zu Kranz und Strauß,
Der schöne Morgen geht sonst vorüber,
Und viel zu thun gibt's noch zu Haus.
Du hast noch viel an dir zu schmücken,
Bist heut des Festes Königin.

Clara.

Glaubst du, daß ich drob fröhlich bin?
Ich sah es an Sidoniens Blicken,
Es war nicht recht nach ihrem Sinn.

Sophie.

Sie will, es soll ihr niemand gleichen,
Die Erste ist sie gar zu gern,
Und heute soll sie dir nun weichen,
Du sollst dem guten, gnäd'gen Herrn
Den schönen Kranz voll Rosen reichen.

Clara.

Und ihm die lieben Worte sagen,
Was stumme Blicke geben kund,

Was alle tief im Herzen tragen,
Das soll er hören aus meinem Mund.

Sophie.

Für dich gehört auch nur die Rede;
Wer kann sie sprechen so wie du?

Clara.

Sophiechen, halten wird sie jede,
Und gib mirs immer ehrlich zu,
Daß unsere Sidonia
Viel dreister ist und freier spricht.

Sophie.

Allein den tiefen Sinn der Worte
So innig fühlen wird sie nicht.
Fern von dem lieben theuren Orte,
Wo ihn die Mutter einst gebar,
Hat nun der Graf so viele Jahr.
Arm in der Fremde zugebracht.
Am Hofe glänzend aufgezogen,
Mit Ehr' und Gütern reich bedacht,
Schien ihm das Glück so ganz gewogen.
Da nahte sich des Feindes Macht,
Verjagt von seiner Väter Throne
Den Fürsten in ein fremdes Land,
Und wer ihm anhängt, wird zum Lohne
Für seine Treue mit verbannt.
So hat der Graf zwölf lange Jahr
Mit Noth und Armuth und Gefahr
Sich um des Lebens Preis gestritten!
Er, der so gut und edel war,
Hat unverdient so viel gelitten.

Clara.

Jetzt kommt er uns zurück! Der Feind
Sank endlich vor den Tapfern nieder,
Und seines Volkes erster Freund,
Der Fürst, kehrt zu den Seinen wieder.
So kehrt auch uns der Graf zurück,
Er will nicht mehr das flücht'ge Glück
Im Glanz der großen Welt aufsuchen,
Nein, hier am Busen der Natur,
Im Schatten unsrer alten Buchen,
Still glücklich seyn, das will er nur.
Und wenn er naht, der Langentbehrte,
Von Gram und Kummer so Beschwerte,
Wenn sich herbeidrängt Jung und Alt,
Und Thränen aus den Augen brechen,
Dann soll ich armes Mädchen sprechen?
Ahnst du des Augenblicks Gewalt?

Sophie.

Ich würde, statt zu sprechen, weinen.

Clara.

Wohl hast du recht, viel lieber möchte
Ich weinend um den Hals ihm fallen,
Als ob dem Vater von uns allen
Ich seiner Kinder Liebe brächte.

Sophie.

Das geht doch nicht. — Sieh, unser Kranz
Ist fertig! Welche schönen Rosen!
Doch kannst du auch die Rede ganz?

Clara.

Du hast wohl recht! Statt unserm Kosen

Sollt' ich die letzte Strophe lernen,
Recht fertig wird sie noch nicht gehn.

Sophie.

Ich will mich augenblicks entfernen,
Und von dem hohen Hügel sehn,
Ob ich den Karl nicht mag erspähn.
Wenn er bei Zeiten aus der Stadt
Sich auf den Weg begeben hat,
So kann er jetzt schon bei uns seyn.
Bleib du hier ungestört allein,
Und wiederhole Wort für Wort.

Clara.

Gut, Schwesterchen, so geh denn fort!
Doch kommt der Karl, so führ' ihn gleich
Zu mir, ich warte hier auf euch.

(Sophie ab.)

Dritter Auftritt.

Clara allein.

(Sie steht einen Augenblick nachdenkend, dann setzt sie, um die Hände frei zu haben, den Rosenkranz aufs Haupt und declamirt.)

Clara.

Willkommen, Herr! der heut uns allen
Zu Glück und Freude wiederkehrt!
Willkommen in der Heimath Hallen,
An deinem väterlichen Herd!
Willkommen, Vater! Deine Kinder

Sie drängen freudig sich um dich,
Es liebt dich keines, keines minder,
Doch sprechen alle nur durch mich.
Was aller Herzen mag bewegen,
Wovon sie tief ergriffen sind,
Das soll ich an das deine legen,
Als sey ich dir das liebste Kind.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Rinaldo läuft scheu über die Bühne. Bald darauf Sidonia.

Rinaldo.

Verdammter Kerl, mich kriegst du nicht!

(Läuft ab.)

Clara.

Rinaldo! — Ja, er will nicht hören!
Er schießt vorüber wie ein Pfeil.
Was mocht' ihn denn so ganz verstören? —
Sieh da! dort kommt in gleicher Eil'
Sidonia herbeigerannt.
Was trägt sie denn in ihrer Hand?

Sidonia (athemlos).

Ach, Clärchen! ach, er holt mich ein!
Er folgt mir wüthend auf dem Tritte.
Verrathe mich nicht! bitte, bitte!
Und wirf dieß in den Fluß hinein!

(Sie gibt ihr ein zusammengerolltes, halb zerrissenes Blatt.)

Clara.

Was hast du? — Bleib! — erhole dich!

Sidonia.

Nein, sonst erkennt der Jäger mich!

(Läuft fort.)

Clara.

Was laufen sie? — Was ist geschehn?
Und dieses Blatt soll in den Fluß?
Das fass' ich nicht! — Wohlan! ich muß,
Eh' ich's vernicht', es doch besehn.

(Sie betrachtet es.)

Wie? wär' es möglich? seh ich recht?
Halt ich das wirklich in der Hand
Was an der Ehrenpforte stand?
Nein, nein! Sidonia ist nicht schlecht!
Was unsrer Liebe angehört,
Das hat sie nimmermehr zerstört!

Fünfter Auftritt.

Clara. Rauch schleicht leise heran.

Rauch

(indem er Clara von hinten faßt).

Gottloses Mädchen, so hab' ich dich!

Clara (aufschreiend).

Ha!

Rauch.

Wart, du sollst die Motten kriegen!

Clara.

Was will Er denn? was hält Er mich?

Rauch.

Schweig! oder willst du hier noch lügen?
Ich hab' es gut gesehn, du hast
Die Ehrenpforte abgerissen.
Solch einem ungebet'nen Gast,
Dem muß mans zuzutrinken wissen.

Clara.

Nein, lieber Rauch, mich sah Er nicht!

Rauch.

Ich hab' ein gut und scharf Gesicht.
Und denkt Sie denn, ich sey verblüfft?
Wie kam Sie hier zu dieser Schrift?

Clara.

O Gott! die Inschrift!

Rauch.

Welche Schande!
Des Pfarrers Tochter wagt sich keck,
Und stiehlt wie eine Diebesbande
Dem gnäd'gen Herrn die Ehre weg.

Clara.

Ach, lieber Rauch!

Rauch.

Bin nicht Ihr Lieber!
Hab's sonst mit Ihr wohl gut gemeint,
Doch alle Freundschaft ist vorüber,
Sie plündert schlimmer als der Feind!
Zum Herrn Inspektor mit dem Diebe!

Clara.

Ich bitt' Ihn, laß Er mich nach Haus!

Rauch.

Fort, auf das Schloß! Es wird nichts draus!
Erst kriegt Sie die versprochnen Hiebe!

Clara.

Kann denn kein Flehn das Herz Ihm rühren?

Rauch.

Für solch ein Kind hab ich kein Herz!

Clara.

Ich kann nicht gehn!

Rauch.

Ich will Sie führen!
Marsch! hier versteh' ich keinen Scherz!
(Er will sie mit Gewalt fortziehen.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Sophie. Karl.

Karl.

Halt, alter Rauch, was willst du machen?

Clara.

Ach, Bruder! Bruder! rette mich!

Rauch.

Ja, Karlchen, hier gibts schöne Sachen!

Sophie (zu Clara).

Was hast du denn? ich bitte dich!

Rauch.

Ihr sollts erfahren! Jetzo fort!

Karl.

Du bleibst! ich will die Ursach wissen.

Rauch.

Den ganzen Zierrath hat sie dort
Der Ehrenpforte abgerissen.

Karl.

Wie? Clara! —

Clara.

Nein, das that ich nicht!

Karl (zu Rauch).

Hörst du? — Sie ist es nicht gewesen!

Rauch.

Sie lügt uns beiden ins Gesicht.
Ich sah sie an den Kränzen raufen,
Und als ich eilig näher schlich,
Dem Hasen gleich, zu Walde laufen,
Allein das Häschen haschte ich.
Seht nur, sie hält ja in der Hand,
Was auf der Ehrenpforte stand.

Sophie.

Wie bist du denn dazu gekommen?

Karl.

Sag mir die Wahrheit, Schwester, sprich!

Clara.

Ich hab' es nicht herabgenommen!
Trau mir, mein Bruder! hab' ich dich
Schon je belogen, je getäuscht?

Karl.

Das hast du nicht, jetzt aber heischt
Der Augenblick, du mußt es sagen,
Wie sich die Sache zugetragen.

Sophie.

Sprich, Schwesterchen!

Rauch.

Sie ist der Dieb!

Karl.

Rechtfert'ge dich!

Clara.

Habt ihr mich lieb,
So laßt mich schweigen. Glaubet mir,
Ein tief Geheimniß waltet hier.
Doch trauet meinem bloßen Worte,
Ich bin unschuldig, schwör' ich euch,
Ich war nicht bei der Ehrenpforte.

Karl (zu Rauch).

Jetzt, Alter, laß das Mädchen gleich!
Sie ist unschuldig!

Sophie (zu Rauch).

Hört Ihr wohl? —

Rauch.

O ja! Ihr meint wohl gar, ich soll
Dem Mädchen traun?

Karl.

Das sollst du auch,
Bist ja mein alter, treuer Freund!

Rauch.

Ich hab' es gut mit euch gemeint!

Karl.

Du meinst es noch so, guter Rauch!
Wie oft bin ich mit dir gegangen,
Wenn du mich in den Wald geführt,
Hab' mich an deinen Arm gehangen,

Wenn du dem Wilde nachgespürt.
Du hattest damals mich so lieb.

Rauch.

Ich hab' es noch.

Karl.

Wohlan, so gib
Das arme Mädchen wieder los.
Die Clara kann gewiß nicht lügen.

Sophie.

Ein Mißverständniß ist es bloß.

Rauch.

Schweigt nur! ich laß mich nicht betrügen!
Was meine eignen Augen sehn,
Das weiß ich sicher, ist geschehn.
Und alles andre wollt' ich gern
Ihr übersehn, wollt' es verschweigen;
Doch solche Bosheit zu bezeigen
Und unserm lieben gnäd'gen Herrn —

Clara.

O Vater Rauch! ich war es nicht! —

Rauch (läßt sich nicht unterbrechen).

Frech das Willkommen zu zerstören —

Sophie.

Vernehmt doch, was die Schwester spricht.

Rauch.

Ei, ich bin taub, und will nichts hören!
Fort zum Inspektor! mag der ihr
Die Ruthe tüchtig geben lassen!

Karl.

Wie? Ruthe? —

Rauch.

Hiebe! Jetzt mit mir!
Sonst muß ich mit Gewalt sie fassen.

Karl.

Ich sag' dir, laß das Mädchen los!
Es wird nicht gut!

Sophie (zu Clara).

Lauf doch davon!

Rauch.

Hör', Bürschchen, mach' Er sich nicht groß!

Karl (trotzig).

Du läßt sie gehn!

Rauch.

Laß Er das Drohn!
Für Kinderspaß bin ich zu alt.

(Zu Clara.)

Marsch, Mädchen!

Clara.

Nehmt euch meiner an!

Karl.

Wohlan, so brauchen wir Gewalt!
Sophie, hier gilt es Tod und Leben!

(Er will dem Jäger die Flinte wegnehmen.)

Sophie (nimmt Rauch den Hut weg).

Wart' nur, du garst'ger, böser Mann!

Rauch

(läßt Claren los und die Flinte von der Schulter fahren, indem er Sophien nachlaufen will).

Willst du mir gleich den Hut hergeben!

Karl (die Flinte in Triumph emporhaltend).
Der Sieg ist unser, die Schlacht vorbei!
Ich hab' ihn glücklich desarmirt!

Sophie
(von Rauch verfolgt, immer im Kreise herumlaufend).
So lauf doch, Clara, du bist frei!

Rauch (auf Karl eindringend).
Gottloser Bube! mein Gewehr!

Karl.
Bleib uns vom Halse! komm nicht her,
Ich schieße!

Clara.
Bruder! o halt ein!

Karl.
Lauf du nur fort!

Clara.
Ich kann nicht! nein!
Denn mein Bewußtseyn ist ja rein.

Rauch (stehen bleibend).
's ist gut! behaltet meine Sachen!
Ich will mich hier nicht mit euch jagen!
Ich gehe heim mit bloßem Haupt,
Und wenn mich dann die Leute fragen:
„Was ist dir, Alter?" will ich sagen:
Die Kinder haben mich beraubt,
Die, weil ich keine Kinder habe,
Ich auf den Armen oft getragen;
Ich zweifle, daß mir's jemand glaubt!

Karl (einlenkend).
Rauch!

Sophie.

Vater Rauch!

Rauch.

Und fragt man recht
Mich auf den Grund, so sag' ich dann:
Weil ich als alter, treuer Knecht
Für meinen guten Herrn gewacht,
So haben sie mich alten Mann
Zum argen Kinderspott gemacht.

(Sophie reicht ihm den Hut, Karl die Flinte.)

Sophie.

Da! nehmt ihn nur zurück den Hut!

Karl.

Hier ist die alte Flinte wieder!

Rauch.

Ich mag sie nicht!

Sophie.

Seyd wieder gut!

Clara.

Müßt ihr es denn, so führt mich fort.

Karl (den Jäger bittend).

Laß Claren gehn!

Sophie.

Gewiß ihr thut
Ihr Unrecht.

Rauch.

Seht, die Clara dort
Scheint fast die Beste unter euch.
Allein es ist hier nicht der Ort,
Die ganze Sache zu ergründen;

Auch bin ich hier der Richter nicht.
Der Herr Inspektor muß es wissen,
Daß man die Inschrift abgerissen.
Und wenn sie vor ihm offner spricht
Und er sie schuldlos wird befinden,
So ist mir's recht. Doch soll ich euch
Den argen Raubgesindelstreich,
Den ihr an mir begingt, verzeihn,
So fordr' ich, daß ihr beide gleich
Sie selber auf das Schloß führt ein.

Karl.

Was forderst du? —

Rauch.

Wollt ihr es nicht?
So bleibt, behaltet meine Sachen!

Sophie.

Ach, Schwester!

Clara.

Komm, ich habe Muth!

Karl.

Wir soll'n dich führen vor Gericht?

Clara.

Gott wird die Unschuld ja bewachen.

Karl.

Wohlan, wir gehn, wird es auch schwer!

Rauch.

Nun, so gebt Hut und Flinte her!
(Er nimmt die Sachen wieder; die Kinder gehen Arm in Arm traurig ab.)

Rauch (allein).

Keimt Unkraut auch auf gutem Grund,
Ein kluges Wort drückt's doch bald nieder.
Auch Strafen sind manchmal gesund,
Sie reinigen den Boden wieder! (Ab.)

Zweiter Aufzug.

Ein Zimmer im gräflichen Schlosse.

Erster Auftritt.

Der Inspektor Schleimbach. Der Kammerdiener.

Inspektor.

Was sagten Sie, Herr Kammerdiener? —

Kammerdiener.

Ich fragte: sind Sie lang schon hier?

Inspektor.

Man übergab die Güter mir,
Als sie der König eingezogen.
Zwölf Jahre sind nun hingeflogen,
Seit ich sie streng administrirt.
Jetzt, da das Glück den gnäd'gen Herrn
Uns wieder in die Arme führt,
So dien' ich ihm auch ferner gern,
Und wollte deßhalb Sie bewegen,
Ein gut Wort für mich einzulegen.

Kammerdiener.

Der Graf liebt solches Fürwort nimmer.

Inspektor.

Nicht! Nun, ich bin sein treuer Knecht! —
Und will auf seine Gnade hoffen. —
Doch, werthester Herr Kammerdiener,
Wir sind hier nun im letzten Zimmer,
Ich bitte, sagen Sie mir offen,
Ist Ihnen hier auch alles recht?

Kammerdiener.

O ja! mein Herr ist es gar schlecht
Gewohnt, wir haben viel gelitten,
Mit Gram und Armuth uns gestritten,
Und statt der Hütte, die zwölf Jahr
Die Wohnung meines Grafen war,
Dünkt dieses Schloß uns ein Palast.

Inspektor.

Wenn's nur den ganzen Hofstaat faßt.

Kammerdiener.

Hofstaat? — Der Graf hat niemand weiter,
Als mich; ich nur war sein Begleiter;
Er hat mich jetzt vorausgesandt,
Um jeden Aufwand vor der Hand
Hier zu verbitten.

Inspektor.

Was Sie sagen! —
Sechs Schüsseln doch? —

Kammerdiener.

Nur ein Gericht.

Inspektor.

Das wär' wahrhaftig zu beklagen.

Kammerdiener.

Er weicht von seiner Sitte nicht,

Denn Armuth hat ihn erst gelehrt,
Daß nur ein mäßiger Genuß
Zum wahren Lebensglück gehört,
Drum haßt er jeden Ueberfluß.

Inspektor.

So! so! — Der gnädige Herr Graf
Hat sonst wohl nie dieß Schloß bewohnt?

Kammerdiener.

Eh' ihn das harte Schicksal traf,
Hätt's kaum der Mühe sich verlohnt.
Er war bei Hofe angestellt;
Von Jugend auf fast dort erzogen,
Und kannte keine andre Welt.
Doch seit das Glück ihn so betrogen,
Meint er, hier sey sein Haus bestellt.

Inspektor.

Recht schön! — Sind der Herr Graf vermählt?

Kammerdiener.

Er ist jetzt Wittwer. Kurz vorher,
Eh' er in's Ausland mußt' entfliehen,
Starb ihm die Gattin.

Inspektor.

O, es blühen
Viel schöne Fräuleins rings umher.

Kammerdiener.

Nein, er vermählt wohl nie sich mehr.
Nur seine Kinder will er gern
Von dem Gewühl der Menschen fern
Hier in der Einsamkeit erziehen.

Inspektor.

So haben Sie Familie? — Ei!
Wie viel denn junge Herrschaft?

Kammerdiener.

Zwei.
Nur eine Tochter, und einen Sohn.

Inspektor.

Charmant! charmant! Da finden schon
Die hochverehrten jungen Gnaden
An meinen Kindern Spielkameraden.

Kammerdiener.

Gut! Doch das merken Sie geschwind,
Die Titel müssen Sie vermeiden;
Die Gnade paßt nicht für ein Kind. —
Der Graf will, daß sie erst bescheiden
Verdienen, was sie künftig sind.

Inspektor.

Wie's Sr. Excellenz gefällt.

Kammerdiener.

Ist nicht ein Geistlicher im Ort?

Inspektor.

O ja, der Herr Magister Held
Ist gar ein guter Prediger.

Kammerdiener.

Held? Ja! — O sagen Sie geschwind,
Hat er auch Kinder?

Inspektor.

Ja, es sind
Zwei Mädchen und ein Knabe da.

Kammerdiener.

Zwei Mädchen und ein Knabe?

Inspektor.

Ja!

Kammerdiener.

Und ihre Namen? Wie heißen sie?

Inspektor.

Ich glaube Clara, Karl, Sophie.

Kammerdiener.

Ei! Clara, Karl! welch schöne Namen!
Sind denn die Kinder groß und gut? —

Inspektor.

I ja! Ein bischen leichter Muth!
Ich kenne manchen dummen Streich!
Nun freilich meinen Kindern kamen
Sie im Benehmen niemals gleich.
Man hat doch schon etwas mehr Welt,
Man kann mehr thun, man ist nicht arm;
Allein der Herr Magister Held,
Das Gott erbarm!

Kammerdiener.

Ist denn die Pfarre so gering?

Inspektor.

Je nun, sie nährt wohl ihren Mann;
Allein der Hochmuth ist ein Ding,
Das nie die Rechnung machen kann.

Kammerdiener.

Wie so?

Inspektor.

Er wendet ohne Ziel
Auf seine Kinder gar zu viel.
Man weiß ja wohl, daß er nichts hat,
Doch unterhält er in der Stadt

Auf dem Gymnasium den Sohn.
Muß denn der Bursche just studieren?
Wer arm ist, geh' auf Tagelohn!
Die Mädchen singen und klavieren,
Und sprechen fremde Sprachen schon;
Und wenn sie endlich Abends spinnen,
Sitzt er dabei, der alte Thor,
Und liest der Mutter und den Töchtern
Aus seinen Büchern etwas vor.

Kammerdiener.

Ist das nicht schön? —

Inspektor.

Hilft ihm zu nichts,
Denn an der äußern Politur,
Am feinen Weltton da gebricht's;
Es bleibt die liebe Einfalt nur,
Wie's auf dem Lande wächst und rankt.

Kammerdiener.

Dem Himmel sey dafür gedankt!
Allein Sie sagten: Held sey stolz?

Inspektor.

Am leichtsten brennt das dürre Holz.
Doch sag' ich's nicht gern jedem laut;
Da haben wir nun zum Exempel
Gar einen schönen Ehrentempel,
Woran Inschrift und Wappen prangen,
Dem gnäd'gen Grafen aufgebaut;
Dort woll'n wir alle, schön geschmückt,
Wie sich's für Unterthanen schickt,
Den Herrn auf's festlichste empfangen.
Des Dorfes schönstes Mädchen soll

In Versen ihm das Herz erweichen,
Und einen Kranz von Rosen reichen.
Da dacht' ich denn mit Recht doch wohl,
Das müßte meine Tochter seyn.
Nicht wahr, Herr Kammerdiener? — Nein!
Bewahre! der Herr Pastor wußte
Es so zu wenden und zu drehn,
Daß ich am Ende schweigen mußte,
Und seiner Clar' es zugestehn.

Kammerdiener.

Wer weiß, was seine Absicht war.

Inspektor.

Nichts! Hochmuth ist es offenbar.
Allein man muß sich drein ergeben;
Er ist des Grafen alter Freund,
Drum mag ich nicht mit ihm als Feind
In stetem Zank und Zwietracht leben.
Ich nehm' es deßhalb nicht so scharf,
Und wenn als Freund ich rathen darf,
So schonen Sie ja auch den Mann,
Der uns gar viel verderben kann.

Kammerdiener.

Ich danke für den guten Rath.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Rinaldo. Sidonia.

Inspektor (zu den Kindern).

Wo seyd ihr denn so lang geblieben?

(Zum Kammerdiener.)

Sie sehen meine Kinder da,
Rinaldo und Sidonia.

(Zu den Kindern.)

Mach deinen Knix! hübsch tief gebückt!

(Die Kinder verbeugen sich sehr tief und wollen dann dem Kammerdiener die Hände küssen.)

Kammerdiener (will es nicht zulassen).

Nicht doch!

Inspektor (die Kinder zurückhaltend).

Sie mögen's nicht belieben.

Sidonia.

Wir haben Blumen eingepflückt.

Rinaldo.

Wir sind den ganzen Wald durchlaufen,
Und haben einen großen Haufen
Der schönsten Blumen hingetragen.
Allein — —

(Er stockt.)

Inspektor.

Was denn, mein lieber Sohn?

Rinaldo.

Ich wollt', Sie wüßten's lange schon,
Ich traue mich es kaum zu sagen.

Inspektor.

Ich staune! sprich! ich will es wissen!

Sidonia.

Schweig, Bruder!

Inspektor.

Rede nur, mein Kind!

Rinaldo.

Ach! Wappen, Kränz' und Inschrift sind
Vom Ehrenbogen abgerissen.

Inspektor.

Was? — Hab' ich nicht dem alten Rauch
Die strengste Obhut anbefohlen?

Rinaldo.

Er rannte nach dem Walde auch,
Als dächt' er jemand einzuholen.
Wir kommen diesen Augenblick
Von jener Stelle erst zurück.

Kammerdiener.

Das ist doch schmerzlich! in der That!

Inspektor.

Abscheulich! Es ist Hochverrath!
Und fordert meine ganze Rache.

Kammerdiener.

Die hilft nichts. Aber in der Sache
Liegt solch ein feindlich bittrer Sinn.
Der Graf eilt zu der Heimath wieder,
Der er sein ganzes Glück vertraut,
Doch alter Haß reißt heimlich nieder,
Was scheinbar Liebe aufgebaut.

Inspektor.

Ich hoff', er wird's auf mich nicht schieben!
Ich halt' ein schreckliches Gericht!

Kammerdiener.

Hier, dacht' er, sollten sie ihn lieben,
Doch wohnt auch hier die Liebe nicht!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Jäger Rauch.

Inspektor.

Ei, Rauch! das hätt' ich nicht gedacht!
Er hat die Pforte gut bewacht!
Gar Schönes hat sich zugetragen!

Rauch.

Nun, nun! was kann ich denn dafür?

Kammerdiener (bitter).

Nicht wahr, es hat nicht viel zu sagen?
Es war unnöth'ge Spielerei!
Die Sache ist Ihm einerlei? —

Rauch (hitzig).

Wer ist Er denn? was spricht Er hier?
Kann Er mich solche Sachen fragen,
Riß er wohl selbst das Ding entzwei.

Inspektor (stößt Rauch an).

Es sind ja der Herr Kammerdiener.

Rauch.

Ei was, es sind ein Naseweis!

Im Dienst des Grafen bin ich Greis
Geworden, dien' ihm dreißig Jahr;
Als er noch solch ein Knäbchen war,
Hab' ich ihn oft herumgetragen;
Jetzt freilich kenn' ich ihn nicht mehr.

Kammerdiener.

Er denkt noch Eurer, alter Rauch,
Und kommt mit Liebe zu Euch her.

Rauch.

Gut, wenn er's thut! Doch muß mich auch
Nicht sein Bedienter also fragen.

Inspektor (zu Rauch).

So schweig Er! Sey Er doch bescheiden!

Rauch.

Ei, so etwas darf man nicht leiden!
Doch, Herr Inspektor, kurz und gut,
Ich bringe einen Arrestanten.

Inspektor.

Wie? der das Wappen niederriß?

Kammerdiener.

Doch einen Fremden ganz gewiß.

Rauch.

Nein, leider einen sehr Bekannten.
(Rinaldo und Sidonia haben sich ängstlich und verstohlen zugewinkt.)

Rinaldo (sehr verlegen zu Rauch).

Wen hat Er denn?

Inspektor.

Rinaldchen, schweig!

Wer ist es?

Rauch.

Das geht nicht sogleich,

Ich bleibe im Zusammenhang.
Heut wacht' ich bei der Ehrenpforte,
Da ward die Zeit mir schrecklich lang.
Ich dachte, wer wird denn zum Torte
Sich an das schöne Bauwerk wagen!
Wärst du ein Zierrath, alter Rauch,
So möchten sie meinetwegen auch
Dich oben an den Bogen schlagen.

Inspektor.

Da kam — —

Rauch.

Noch nicht! Er wird schon kommen.
Da dacht' ich so: was wird daraus?
Du sitzst hier, ohne dich zu regen,
Und sollst zum heut'gen Abendschmaus
Doch einen Braten noch erlegen.
Da ging ich denn, Herr Kammerdiener,
Und schoß zwei Hasen und sechs Hühner.

Kammerdiener.

Und dann? —

Wer kann so langsam seyn!

Rauch.

Geduld gehört zum Zipperlein!
Da trat ich endlich aus dem Wald,
Doch wie versteinert blieb ich stehen,
Denn die Verwüstung mußt' ich bald
Mit meinen eignen Augen sehen.
Ein Mädchen aber im weißen Kleide
Flog wie ein Vogel in die Heide.

Inspektor.

Habt Ihr sie denn erkannt?

Rauch.

Noch nicht.

Allein ich hab' ein gut Gesicht.
Ich fiel auf Ihre Tochter da!

(Auf Sidonia zeigend).

Inspektor.

Wie? auf mein Kind? — Sidonia!

Sidonia (flehend).

Ach, lieber Vater! — Nein! — ach nein!

Rauch.

Was schreit Sie denn, und ringt die Hände? —
Wenn ihr nicht wollt geruhig seyn,
So komm' ich nimmermehr zu Ende.

Kammerdiener.

So endet bald.

Rauch.

So alt ich bin,
Rannt' ich ihr nach durch Dick und Dünn,
Als wie mein Dachshund einer Katze.
Ich komme zu dem Buchenplatze,
Und denk', ich bin vom Schlag getroffen. —
Da steht die Jungfer frei und offen,
Und hält in ihrer Hand das Blatt,
Das sie herabgerissen hat,
Und freut sich drob und liest und liest
Wie schön die Schrift gewesen ist.

Inspektor (hastig).

Wer war's? —

Rauch.

Noch haben wir sie nicht. —
Ich schleiche mich auf Jägerweise

An sie heran, ganz dicht, ganz dicht,
Und packe endlich nicht zu leise.

Inspektor (ungeduldig).

Mach Er, daß ich es nun erfahre!

Kammerdiener.

Wer war es denn?

Rauch.

Magisters Clare!

(Die Kinder sehen sich erschrocken an).

Kammerdiener.

Des Pfarrers Clara?

Inspektor.

Schöne Streiche!
Das macht die liebliche und weiche
Erziehung.

Kammerdiener.

Nein, es kann nicht seyn!
Du übereiltest dich wohl, Alter!

Rauch.

Ich bin ein redlicher Verwalter
Von meinem Dienst, drum schweig Er fein!
Und steck' Er nur die Nase hinaus,
Der Arrestant steht hier im Haus.

Inspektor.

Nun das wird schönes Aufsehn geben.
Ha! ha! der Pfarrer wird sich freun.
Das liebe Clärchen war sein Leben.
Verübte sie es denn allein? —

Rauch.

Das weiß ich nicht. Karl und Sophie
Sie kamen auch herbeigeraunt,

Und gaben sich erst viele Mühe
Und machten — — wollten — allerhand —

Inspektor.

Was machten sie? — Sie haben sich
Doch nicht etwa an Euch vergangen?

Rauch.

Nein, sie — — weinten fürchterlich,
Und gaben sich dann doch gefangen.

Inspektor.

Ruft die Verbrecherin herein!

(Rauch geht ab.)

(Zu Rinaldo und Sidonia, die sich fortschleichen wollen.)

Bleibt, ihr sollt gegenwärtig seyn!

Kammerdiener (für sich)

Verbrecherin? — Du armer Vater! —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Rauch. Karl. Sophie. Clara, die abgerissene Inschrift in der Hand.

Kammerdiener (für sich).

Da sind die Kinder! — O mein Gott!

Inspektor.

Ei! meine Kinderchen! willkommen!
Das ist ein herrlicher Besuch.
Wir haben viel von euch vernommen.

Karl.

O, wir verdienen keinen Spott,
Wir sind freiwillig hergekommen.

Inspektor.

Schweig Er! Wir — wissen schon genug,
Wie kamt ihr denn zu jener Schrift? —

Karl.

Sprich, Clara! denn ich weiß es nicht.

Rauch.

Nein, Karlchen ist es nicht gewesen.

Inspektor.

Ich kann auf ihrem Angesicht
Die Schuld noch ohne Brille lesen;
Ihr habt des gnäd'gen Grafen Ehre
Mit euren Händen frech verletzt.
Wißt ihr, was ich darauf gesetzt?
Ihr sollt mir eine derbe Lehre
Erhalten.

Karl.

Clara, rede jetzt!

Clara.

Ich war nicht bei der Ehrenpforte,
Ich habe nichts daran zerstört.

Karl.

Nun haben Sie es doch gehört!
Und Clara hat noch nie gelogen.

Inspektor.

Denkt ihr, mich werden solche Worte
Aus meiner Fassung bringen? — Nein!
Da habt ihr euch gar sehr betrogen.
Der alte Rauch hat sie getroffen.

Clara.

Nicht bei der Pforte.

Inspektor.

Mag das seyn!

Doch mit der Inschrift.

Sophie (zu Clara).

Sprich doch offen.

Karl.

Sag es, wie kam's in deine Hand? —

Clara.

Ach Gott! ich darf es ja nicht sagen,
Wie sich das Ganze zugetragen.

Kammerdiener.

Vielleicht, daß sie das Blatt nur fand.

Karl (zu Clara).

Fandst du das Blatt? — So sag's geschwind.

Clara.

Ich fand es nicht!

Inspektor.

Da hört ihr's ja!

Sophie (zu Clara, bittend).

Sprich! sonst hast du mich nie geliebt!

Clara.

Wohl lieb' ich dich! Allein es gibt
Geheimnisse, die heilig sind!

Inspektor.

Hartnäckig Ding!

(Sidonia will Clara still die Hand reichen, er stößt sie zurück.)

Was willst du da!

Laß das verstockte Mädchen stehn.

Clara (leise).

Beruh'ge dich, Sidonia.

Inspektor.

Was ich verheißen, soll geschehn.
Rinaldo, rufe mir den Richter
Mit einer tücht'gen Ruthe her.

Karl.

Nein, Herr Inspektor! nimmermehr!
Ich lasse nicht die Schwester schlagen.

Inspektor (zu Karln).

Er will zu raisonniren wagen?
(Zu Rinaldo, der traurig stehen geblieben.)
Ich sage, rufe mir den Richter!
Was stehst du, schneidst du auch Gesichter? —

Rinaldo.

Ich gehe nicht!

Inspektor.

Gottloser Knabe,
Gleich thu, was ich befohlen habe!

Rinaldo.

Nein!

Clara.

Herr Inspektor, ich weiß, Sie sind
Ja solch ein guter, lieber Vater,
Verschonen Sie mich armes Kind!

Inspektor.

Hier gilt kein Ansehn der Person!
Hier muß ich streng den Scepter führen!
(Zu Rinaldo.)
Du sollst mir künftig wohl pariren. —
(Zum Jäger.)
Rauch, hol' Er mir den Richter her,
Und auch die Schlüssel zu der Klause.

Rauch (zögernd).

Der Richter ist wohl nicht zu Hause.

(Zu Clara.)

Gesteh Sie's doch! wir bitten dann!

(Clara schüttelt traurig das Haupt.)

Sophie.

Ach, Herr Inspektor! nein, ich kann
Nicht länger schweigen; nehmen Sie
Mich als die Schuldige!

Clara.

Sophie!

Karl.

Ich kam mit dir ja erst dazu!

Sophie.

Ach, schweige doch, was weißt denn du!
Mir, Herr Inspektor, Ihre Rache,
Ich nur allein weiß um die Sache.

Inspektor.

Aha! nun wird's ein wenig Licht!

Clara.

Nein, nein! sie lügt, sie war es nicht,
Sie will auf sich die Strafe nehmen.

Kammerdiener.

Du braves Kind!

Karl (zu Sophien).

Du sollst dich schämen;
Nicht lügen, sonst verdienst du Strafe.

Inspektor.

Die soll euch werden, hageldicht.

(Zum Jäger Rauch.)

Nun, wird Er sich noch nicht bequemen
Zu thun, was ich ihm anbefohlen?

Rauch.

So muß ich schon den Richter holen.

(Rauch will gehen, Rinaldo tritt ihm in den Weg.)

Rinaldo (ihn aufhaltend).

Er bleibt, und holt den Richter nicht!

Karl.

Nun Gott sey Dank! da kommt der Vater.

Inspektor.

Der fehlt uns noch!

Kammerdiener (für sich).

Da kommt er. Ach!
Du armer Mann! welch Wiedersehn!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Magister Held. Letzterer kommt eilig hereingegangen, ohne den Kammerdiener zu bemerken, der sich still im Hintergrunde an einen Tisch gesetzt hat und den Kopf in die Hand stützt.

Clara.

O Vater, nimm dich unsrer an.

Held.

Ich gehe dem Gerüchte nach;
Man sagt, ein Frevel sey geschehn.
Was wir dem Grafen aufgerichtet,
Das hätte böser Sinn vernichtet,

Und Clara hätte es gethan.
Ist's wahr?

Clara.

Nein, Vater! nein!

Inspektor.

O ja!
Mit jener Inschrift, sehn Sie da,
Die sie vorher erst abgerissen,
Hat sie der Jäger attrapirt;
Sie wird das selbst gestehen müssen;
Worauf er sie denn arretirt,
Und alle drei zu mir geführt.

Held.

Warst du es, Clara?

Clara.

Frage nicht!
Ich war es nicht, doch muß ich schweigen.

Held.

Warum das?

Inspektor.

Es ist lächerlich!
(Auf Clara zeigend.)
Die möchte sich gern heilig zeigen.
(Auf Sophien deutend.)
Und jene nimmt die Schuld auf sich.

Held.

Warst du's, Sophie?

Clara.

Liebst du mich,
So rede wahr!

Karl.

Sie sind unschuldig!

Inspektor.

Ich aber werde ungeduldig.

(Zu Held.)

Das ist die Frucht, der eitle Dunst
Von Ihrer schönen Erziehungskunst.

Held (zum Inspektor).

O, schonen Sie! (Zu den Kindern.) Ich steh' betroffen,
Hab' ich denn ein verlornes Kind? —
Laßt sehn, ob eure Herzen offen
Dem Vater und dem Freunde sind.

(Zu Rinaldo und Sidonia.)

Auch ihr seyd beide meine Schüler,
Kommt denn und tretet auch mir nah!
Wer hat die That von euch begangen? — —
Wenn's auch kein sterblich Auge sah,
So kann ich doch von euch verlangen,
Daß ihr bekennet, was geschah!

(Alle schweigen.)

Ihr schweiget alle? — niemand gibt
Mir Antwort? Muß umsonst ich fragen?
Das macht mich freilich sehr betrübt. —
Ich dacht', ihr hättet mich geliebt,
Das Herz hätt' euch einst hoch geschlagen,
In jener Stunde, denkt nur nach,
Wo wir so fromm versammelt waren,
Ich mit euch von dem Unsichtbaren,
Von dem Allgegenwärt'gen sprach.
Auch hier ist er zugegen! — Ja,
Er sah, wer jene That beging;

Ihr steht hier vor dem Richter da,
Vor dem verborgen ist kein Ding!
Wißt ihr euch schuldlos? — gut, so schweiget,
Ich will euch ohne Wort vertraun;
Doch wer den Fehler hat begangen
Und Reue durch Geständniß zeiget,
Auf den will ich noch fester baun.
Drum wer der That sich ist bewußt,
Er mag zu Gott im Stillen beten,
Mir aber komm' er an die Brust,
Ich will verzeihn, und ihn vertreten!
(Er öffnet die Arme. Rinaldo und Sidonia stürzen sich an seine Brust.)

Rauch.

Hier wird die Reue eine Lust!

Kammerdiener (ist aufgestanden).

O du Mann Gottes!

Held.

Seyd ihr schuldig?

Rinaldo und Sidonia.

Wir thaten es.

Inspektor.

Wie? meine Kinder?

Sidonia.

Ja, ja! wir beide sind die Sünder!

Rinaldo.

Wir thaten es aus Haß und Neid.

Sidonia.

Ich hatte ja das beste Kleid,
Ich wollte an des Grafen Wagen
Die schön gereimte Rede sagen,
Und gönnte sie der Clara nicht.

Rinaldo.

Weil Karl das Vivat rufen sollte,
Und ich nur gehen hinterdrein,
So war ich böse, denn ich wollte
Durchaus beim Fest der Erste seyn,
Und deßhalb zankt' ich sehr und grollte,
Und riß die Ehrenpforte ein.

Sidonia.

Du nicht allein, wir rissen beide.

Rauch.

Seht ihr, sie war's im weißen Kleide.

Rinaldo.

Und als die Inschrift abgerissen,
Da hörten wir den Jäger schießen.

Sidonia.

Und liefen fort.

Rauch.

Er holt' euch ein!

Sidonia.

Wir wären sicher ihm entkommen,
Hätt' ich nur nicht das dumme Blatt
Im ersten Schrecken mitgenommen.

Karl.

Wie kommt's denn, daß es Clara hat?

Sidonia.

Ich traf sie auf dem Buchenplatze
Und bat sie, mich nicht zu verrathen,
Das Blatt zu werfen in den Fluß.

Inspektor.

O, daß ich das erleben muß!

Held.

Ist es so, Clara?

Clara.

Sie hat recht!

Sidonia.

Wie steh' ich vor euch, ach! so schlecht!
Sie hat mich nicht verrathen, sie
Hätt' auch für mich wohl mehr gelitten.
O meine Clara! o Sophie!
Ich will euch auf den Knien bitten,
Schenkt mir nur wieder eure Liebe!

Karl.

Nicht bitten — alles sey vergessen!

Clara (zu Sidonia).

Ich liebe dich.

Sophie.

Jetzt bist du rein!

Rinaldo (zu seinem Vater).

Sie werden uns doch auch verzeihn?
Will's nicht mehr thun, in meinem Leben.

Inspektor (aufgebracht).

Vergeben? ich? — Ihr Rangen, nein!
Ich hab' einmal dem Ehrendiebe
Verheißen unbarmherz'ge Hiebe,
Und will, zur Ehre meines Grafen,
Ein strenger, harter Richter seyn.

Held.

Nein, Vater! nein, du sollst nicht strafen!
Den Augenblick stör' uns kein Schmerz!
Nimm deine Kinder an dein Herz;

Fast hättest du sie jetzt verloren,
Doch sie sind dir aufs neu geboren!

(Der Inspektor bleibt finster stehen.)

Karl, Clara, Sophie (ihn bittend).

O lassen Sie sich doch erweichen!

Rauch.

Papachen, geben Sie Pardon,
Die Kinder stehn ja wie die Leichen!

Clara.

Ach ja, er wird, er lächelt schon!

Inspektor (zu den Kindern des Pfarrers).

Euch laßt mich erst die Hände reichen!
Ich fühl's, es gibt kaum eures Gleichen!
Doch hab' ich für euch keinen Lohn!

Held.

Vergebt! spricht die Religion.
Auch Gott vergibt dem reu'gen Sünder!
Hier, Vater, hast du deine Kinder!

(Er führt ihm Rinaldo und Sidonia zu.)

Inspektor (zu seinen Kindern).

O Kinder! daß ihr das gethan!
Was wird der gnäd'ge Graf nun sagen?
Was fang' ich armer Mann nun an?
Das ganze Fest ist ja zerschlagen.

Held.

Das überlassen Sie nur mir.
Er findet andre Dinge hier,
Die ihn viel köstlicher empfangen,
Als wäre dort am Ehrenthor
Die schönste Inschrift aufgehangen.

Clara (zu Held).

Dir brechen Thränen ja hervor.

Held.

Laßt sie, und kommt an meine Brust!
Ich bin es freudig mir bewußt;
Ich lieb' euch keines mehr und minder;
Allein vernehmt: du Karl und Clara,
Ihr beide seyd nicht meine Kinder! —

Clara.

Nicht deine Tochter!

Karl.

Nicht dein Sohn?

Held.

Es naht sich euer Vater schon!
Der Graf ist es.

Karl und Clara.

Der Graf?

Inspektor.

Der Graf?

Karl.

Wir mögen dich nur Vater nennen!

Clara.

Ich will nur deine Tochter seyn!

Held.

Er wird das schöne Band nicht trennen.
Denn — ja mit Recht nenn' ich euch mein!
Als eure Mutter ihm gestorben
Und ihn der Haß des Schicksals traf,
Da hat er euch mir anvertraut.
Das Amt, das damals ich erworben,
Ich gab es auf und habe hier

Ein klein'res Gottesfeld bebaut.
Hier schuf ich ihm sein Paradies,
Daß, wenn das Schicksal einst sich wende,
Was mir die Hoffnung stets verhieß,
Und der gerechte Gott am Ende
Den Freund uns wiederkehren ließ,
Er euch in seiner Heimath fände.
Mein schönes Werk ist mir gelungen,
Ich halte freudig euch umschlungen,
Die Blüthen stehn in voller Pracht;
Den Weizen drückt kein Unkraut nieder!
Hier hast du deine Kinder wieder,
Mein Freund! treu hab' ich sie bewacht!

Kammerdiener (tritt näher und breitet die Arme aus).
Mein treuer Held!

Held (sich rasch umsehend).
Wer ruft? — Der Graf!
(Er eilt dem Wiedererkannten in die Arme.)

Inspektor.
Der Graf?

Rauch.
Der Herr?

Karl und **Clara.**
Der Vater?

Graf
(öffnet die Arme als wolle er alle umfassen).
Ja!
Euch allen ist der Vater da!
(Alle drängen sich um ihn.)

Der Christ und der Muhamedaner.

Eine Erzählung.

Gewiß seyd ihr, meine lieben kleinen Leser, in der alten Geschichte wohl bewandert, und kennt die Königin Dido, welche einst das mächtige Carthago gründete, das selbst den stolzen Römern die Weltherrschaft streitig machte. Schaut doch aber einmal auf unsere Landkarte hin, und zeigt mir an der fruchtbaren Küste Afrika's den Namen jener berühmten Stadt. — Ihr sucht ihn wohl vergebens. Die alte rauhe Vertilgerin, die Zeit, hat ihn längst ausgelöscht, und ihre Handlanger, die Menschen, haben emsig mit Feuer und Schwert dabei geholfen.

Das große, herrliche Carthago, von 700,000 Menschen bewohnt, mit seinen dreifachen Wällen und Thürmen, seinen ungeheuren Kasernen für das carthagische Miethsheer, mit seinen Ställen für 300 Elephanten und 4000 Pferde, und dem großen Hafen, in welchem einst Hamilkar sich auf mehreren tausend Schiffen mit seinem Heere nach Sicilien einschiffte, sind alle spurlos verschwunden. Nur die Trümmer einer alten Wasserleitung, die elenden Reste jener Herrlichkeit, zeigen noch den Ort, wo einst das mächtige Carthago blühte.

Auf diesem durch die alte Geschichte geweihten Boden, an der fruchtbaren Küste, unter dem milden Himmelsstriche, wo der alte Atlas noch den Wolkenhimmel auf seinem Scheitel trägt, bauten sich späterhin die Seeräuber an, die aus ihren Städten Algier, Tunis und Tripolis alle Welttheile beängstigten. Von hier aus zogen sie auf Raub, hier verkauften sie auf öffentlichem Markte gleich Lastthieren die armen bezwungenen oder geraubten Menschen, und quälten sie, wenn sie ein ungeheures Lösegeld zu zahlen nicht im Stande waren, mit den härtesten Sklavenarbeiten und beispielloser Grausamkeit zu Tode.

Ihr schaudert zusammen, meine Kinder, begreift nicht, wie der Mensch so tief sinken und also gegen sein eigenes Geschlecht wüthen könne, und seyd empört, daß diese grausame Verfolgung fast nur ausschließlich die Christen treffe.

Aber die Geschichte, die große Lehrerin des Menschengeschlechts, wird euch zeigen, wie hier eigentlich nur die Nemesis, die Vergeltung waltet, und wie die Christen selbst mit rauher Hand sich diese Geißel einst geflochten haben.

Das thätige, kunstfleißige Volk der Mauren oder Araber, welches Spanien in ein blühendes Land verwandelt hatte, wurde von den christlichen Königen dort mit unerhörter Grausamkeit vertrieben und gänzlich ausgerottet, denn die Christen hielten es für ein verdienstliches Werk, die armen Ungläubigen bis auf den Tod zu verfolgen. Sie flohen zu ihren in Afrika wohnenden Glaubensgenossen, und siedelten sich an dieser von Arabern schon bewohnten Küste an, wo Handel und Künste durch sie aufs neue aufblühten. Allein der fortwährende Seekrieg mit ihren Verfolgern, den Spaniern, und die christlichen Seeräubereien der Johanniter-Ritter, welche von Rhodus und dann von Malta aus, unter dem Vorwande: es sey ihr Beruf gegen die Ungläubigen zu fechten, den blühenden maurischen Handel zerstörten, bewog endlich die

maurischen Fürsten Selim und Soliman, auch ihre Unterthanen zu förmlichen Seeräuberzügen gegen die Christen aufzurufen. Horuc und Ariadeno, zwei Brüder, mit dem Zunamen Barberusse, zeichneten sich besonders als Korsaren aus, gründeten zu Algier, welche Stadt im Jahre 944 von einem vornehmen Araber, Namens Zeiri, erbaut worden war, im Jahre 1518 den ersten Korsaren-Freistaat, und gaben ihrer Seeräuberei, wie jene christlichen Ritter auf Malta, durch religiösen Fanatismus auch einen heiligen Anstrich. Ihrem lockenden Beispiele folgte bald Tunis, Tripolis und Marocco, und so entstanden, durch die Christen selbst veranlaßt, jene furchtbaren Raubhöhlen, in welche diese als Beute geschleppt wurden.

Jahrhunderte lang sind auf diese Weise die größten Grausamkeiten hier verübt worden, und wenn man auch von Zeit zu Zeit einen Versuch wagte, jene Seeräuber zu vertilgen, so war doch der Erfolg kein günstiger, denn es fehlte unter den christlichen Fürsten ein allgemeines, kräftiges Bündniß zu diesem für die Menschheit heiliger Kriege; ja mehrere zogen es sogar vor, den Seeräubern einen jährlichen Tribut zu zahlen, und ihnen auf diese Weise friedliche Gesinnungen abzukaufen. Nur erst vor wenigen Jahren ist es dem Könige von Frankreich Karl X. gelungen, jene Räuberhöhlen wirklich zu zerstören, das schöne Küstenland zu erobern und mit friedlichen, arbeitsamen Menschen zu bevölkern, und was auch späterhin das Schicksal dieses Königs gewesen ist, die Geschichte wird hier immer dankbar seinen Namen nennen.

Zwei Brüder, Wolfgang und Raimund, beide in Deutschland geboren und erzogen, schifften sich einst nach Malta ein. Der Vater hatte früh schon den jüngsten in die Ordensliste der Maltheserritter eintragen lassen, und des Jünglings schwärmerischer Sinn

zog ihn unwiderstehlich selbst nach dieser Insel, um dort dem Orden als wirklicher Ritter zu dienen. Wolfgang liebte den Bruder zu innig, als daß er sich von ihm hätte trennen mögen. Er verkaufte seine Besitzungen, nahm sein bedeutendes Vermögen zusammen, begleitete seinen Raimund nach Malta und kaufte dort schöne Ländereien an. Hier wurde er ein glücklicher Gatte und Vater, und erschuf, während der Bruder im Dienste des Ordens oft gegen die Korsaren zur See focht, mit frommem häuslichen Sinne sich ein kleines Paradies. Aus den gefahrvollen Kämpfen zurückkehrend, fand Raimund hier immer Ruhe und Erholung, und wenn er nun von den überstandenen Gefahren erzählte, sich der erkämpften Siege erfreute, und nicht unterließ, seinen Haß gegen die Ungläubigen laut auszusprechen, und einen ewigen Krieg gegen sie zu geloben, dann suchte ihn oft der sanftere Wolfgang zu überzeugen, daß man wohl auch andere Waffen gegen sie gebrauchen müsse, als das bloße Schwert.

So hatten sie viele Jahre schon auf Malta gelebt, als der Orden einen Hauptschlag gegen die Korsaren, die ihm kürzlich mehrere Schiffe genommen, auszuführen beschloß. Auch Raimund ging mit in diesen Kampf; er kehrte aber nicht wieder zurück. Die christlichen Ritter erfochten zwar große Vortheile, verloren jedoch auch manches, wozu denn besonders das Schiff gehörte, auf welchem Raimund gefochten. Augenzeugen, welche den Händen der enternden Seeräuber auf einem kleinen Boote glücklich entkommen waren, behaupteten, daß jenes Schiff erst nach dem Verluste aller darauf fechtenden Ritter genommen worden sey, und daß auch Raimund gefallen wäre.

Heiß und innig beweinte Wolfgang den geliebten Bruder. Dieser aber war nicht todt; es wartete ein härteres Schicksal auf ihn. Die Seeräuber bemerkten kaum das noch zögernde Leben in dem schwer verwundeten Ritter, als sie es sorgfältig zu erhalten

und ihn zu heilen suchten, um ihn auf dem Sklavenmarkte zu Algier mit frechem Hohne zum Verkauf auszustellen. Seine hohe, kräftige Gestalt zog viele Käufer an, man freute sich, einen der furchtbaren Ritter als Sklaven quälen zu können; aber der Korsar forderte einen zu hohen Preis, und Raimund mußte manche schrecklich lange Stunde auf seinen Verkauf warten. Endlich erschien ein junger, vornehmer Türke, mit Namen Cid Muley, besah und prüfte den Gliederbau des Unglücklichen, wie man ein Zugthier vor dem Kauf zu untersuchen pflegt, und bezahlte endlich die geforderte große Summe.

„Du sollst mir tüchtig arbeiten müssen, Christensklave," sprach er, „auf daß ich nicht umsonst für dich eine solche Summe ausgegeben!"

Er hielt sein schreckliches Versprechen. Raimund ward der Willkür unbarmherziger Aufseher übergeben, und von diesen auf das grausamste zu den schwersten Arbeiten getrieben. Wer kann seine Lage beschreiben, wer vermag zu schildern, was bei dieser unwürdigen Behandlung in seinem kräftigen, edlen Gemüthe vorging? — Mehrere seiner Mitsklaven wurden durch ein bedeutendes Lösegeld wieder in Freiheit gesetzt; nur er hatte keine Hoffnung dazu, denn nach des Ordens strengen Gesetzen durfte keines Ritters Freiheit jemals durch Lösegeld wieder erkauft werden. — Zwar hatte er fest beschlossen, mit Ergebung in den Willen der Vorsehung sein schweres Schicksal zu tragen, und den Uebermuth und die Grausamkeit seiner Feinde mit Verachtung zu vergelten; allein Muth und Kräfte erlagen doch endlich. Bei einer Gelegenheit, wo der stolze Cid Muley, den seine Sklaven nur selten zu Gesicht bekamen, einstmals bei ihrer Arbeit gegenwärtig war, warf er sich in Verzweiflung vor ihm nieder, und bat ihn um den Tod.

„Den Tod nicht!" entgegnete Muley; „dafür hab' ich dich zu theuer bezahlt! Aber ich weiß, man kann sich auf dich

verlassen; selbst meine Aufseher loben dich unter den Sklaven. In voriger Nacht hat sich einer meiner Gärtner selbst entleibt; ich kam hieher, um seine Stelle durch einen andern von euch zu ersetzen, und meine Wahl ist auf dich gefallen!"

Raimund mußte gehorchen und sich glücklich preisen, daß er nicht mehr in dem elenden, stallartigen Behältnisse der übrigen Sklaven seine Nächte zubringen, nicht mehr unter den Peitschenhieben unmenschlicher Aufseher seine schweren Arbeiten verrichten durfte, denn diejenigen Sklaven, welche die Gärten des Gebieters bestellten, standen unter seiner unmittelbaren Aufsicht, und wurden besser gehalten als die übrigen.

Muley, ein eifriger Muhamedaner und kluger Mann, nahm hier oft Gelegenheit, sich mit diesen Sklaven in ein Gespräch einzulassen. Es lag ihm daran, sie durch alle Künste der Ueberredung, wie auch durch Drohungen und Versprechungen zum Uebertritt zur muhamedanischen Religion zu bewegen. Bei einigen, zu schwach und zu sinnlich, um in frommer Ergebung das Joch der Sklaverei zur Ehre ihrer Religion zu tragen, war es ihm gelungen. Mit sündlicher Verläugnung ihres heiligen Glaubens hatten sie sich eine elende Freiheit erkauft, und waren, weil sie als Renegaten jeder Christenpflicht überhoben zu seyn glaubten, dem Beispiel ihrer neuen Glaubensgenossen folgend, durch manches unerlaubte Mittel zu großen Reichthümern gelangt. Bei Raimund hingegen blieb jeder Versuch vergeblich.

„Ich bin ein christlicher Ritter!" antwortete er, „und das werd' ich auch als Sklave noch bleiben, bis in den Tod! Ihr habt mir das Kreuz von der Brust genommen, aber aus dem Herzen könnt ihr mir es nimmer reißen. — Nicht die Kraft deiner Beredsamkeit, nicht das Gewicht eurer Glaubenslehre, nein! — einzig nur eure Grausamkeit, nur die blutige Geißel eurer Sklavenvögte

brachte jene schwachen, in Leiden ungeübten Christen zur äußerlichen Verläugnung ihres Glaubens. Aber an dem Felsen im Meere des Lebens, an dem wahren Christen, scheitern alle eure furchtbaren Versuche. Und zweifelst du vielleicht noch an der Wahrheit meiner Worte? Wohlan, ich stelle mich dir zur Probe!"

Muley wendete sich erzürnt, jedoch auch beschämt von ihm ab, denn er verkannte das Heldenmüthige seiner Denkart nicht, und gestand sich wohl, daß er kaum selbst diese Prüfung bestehen möchte. Dabei gewann er nach und nach eine hohe Achtung für Raimund, der treu und gewissenhaft seine Pflicht erfüllte, obgleich er sowohl des Gebieters Strenge, wie auch seine Freundlichkeit mit Verachtung vergalt, und auch im Sklavenkittel der stolze, unbiegsame Ritter blieb.

So verstrichen mehrere traurige Jahre, in denen Raimund sein Schicksal als Mann und Christ ertrug. Aber unter den übrigen Sklaven schlichen die Gespenster der Rache und des Verraths umher und reizten sie zur Empörung. Einer ihrer Aufseher, ein harter, gewissenloser Mensch, war ein Renegat. Wie er sich leichtsinnig vom Christenthume losgesagt, so war ihm auch kein anderes Verhältniß mehr heilig. Er fand unter den Sklaven mehrere seines Volks aus ihm bekannten reichen Familien, gab ihren geheimen Versprechungen Gehör, und ließ sich mit acht derselben in eine Verschwörung ein, welche den Tod des Cid Muley, den Raub seiner großen Kostbarkeiten und ihre Flucht auf einem bereit stehenden Fahrzeuge zur Absicht hatte.

Raimund befand sich eines Abends in einem entlegenen Theil des Gartens, und begoß hier seine schönen Blumen, die stillen Vertrauten seines Grams. Nicht fern von ihm stand hinter einer dichten Feigenhecke, von üppig gewachsenen Maulbeer- und Orangenbäumen umgeben, ein schönes Gartenhaus, der einsame Lieblingsaufenthalt seines Herrn. Er dachte eben voll Sehnsucht an seine

Heimath zurück, an den geliebten Bruder und dessen freundliche Kinder, die jetzt wohl schöner noch aufblühen möchten, als diese Blumen; da vernahm er von dem Gartenhause her ein lautes Getöse und ängstliches Wimmern. Rasch durchbrach er die dichte Hecke und eilte dem Orte zu. Im Gartenhause lag Muley überwältigt am Boden; die Verschwornen hielten ihn fest, während der Renegat ihm auf der Brust kniete und ihn mit einer Schnur zu erdrosseln bemüht war.

„Halt ein! Verräther!" rief Raimund und schmetterte mit seinem schweren Grabscheit den Renegaten zu Boden. Furchtbar, mit flammensprühenden Blicken stand der christliche Ritter da, und mit den Worten: „fort, ihr Verwegenen! durch Mord und Verrath darf kein Christ seine Freiheit erkaufen!" trieb er die erschrockenen, noch unbewaffneten Empörer zur Thüre hinaus.

Muley hatte sich indeß wieder erholt; man hatte ihn im Schlummer überfallen. Er sah Raimunds heldenmüthige That, hörte den blutenden, hart getroffenen Renegaten im Todeskampf neben sich röcheln, und überschaute leicht das Ganze. Zitternd richtete er sich vom Boden auf und sank mit den Worten: „o du großmüthiger Retter meines Lebens!" an seines Sklaven Brust. Dieser wies aber jeden Dank, jede Belohnung stolz und kalt von sich ab. — „Ich würde im offnen Kampfe dich gern erlegt haben!" sprach er ernst, „allein gegen Verrath und Meuchelmord schützt der christliche Ritter selbst den Feind!"

Muley war von Raimunds edlen, großherzigen Gesinnungen tief ergriffen; er führte ihn in seinen Palast, und während er den Aufrührern eine furchtbare Rache schwor, drang er mit rührender Innigkeit in seinen Retter, daß er bei ihm bleiben, alles mit ihm theilen und ein Muhamedaner werden möchte. Er zeigte ihm alle seine unermeßlichen Reichthümer, seine schönen Besitzungen, er schilderte ihm mit glühenden Farben das reizende Leben, welches er

ihm bereiten wolle. Aber Raimund entgegnete ernst und mild: „Du würdest mich gewiß nicht mehr achten, und mir nicht mehr trauen, wenn ich deine Wünsche erfüllte! Sieh, über jenen Renegaten, den ich als deinen Mörder erschlug, glaubtest du schon gesiegt zu haben; allein du hast beinahe durch den Verlust deines Lebens erfahren, daß dem, welcher das Heiligste verläugnen konnte, auch alles andere nichts mehr gilt!" — Als aber Muley beschämt und traurig vor ihm stand, weil er jeden ihm gebotenen Dank zurückwies; als er ihn beschwor, nun selbst zu fordern, und bei dem Namen des Propheten jede Forderung zu erfüllen versprach: da bat Raimund endlich um Gnade und Freiheit für jene unglücklichen Verschwornen, deren Martertod schon beschlossen war.

Der Türke zögerte finster; aber er hatte bei dem Namen des Propheten geschworen; er wollte an Großmuth seinem Sklaven nicht nachstehen, und antwortete: „Wohlan! so nimm das Leben jener Elenden von mir als ein Geschenk, und schalte damit nach Gefallen. Du selbst aber darfst nicht mehr mein Sklave bleiben; was du zu stolz bist, von mir zu fordern, will ich dir nun freiwillig schenken, — deine Freiheit! Nimm dir von meinen Schätzen so viel dir gelüstet, ziehe heim in dein Vaterland und gedenke an den dankbaren Cid Muley!"

Raimund empfing freudig das Geschenk seiner Freiheit; aber alle übrigen ihm dargebotenen Schätze verschmähend, nahm er nur sein Sklavenkleid als Andenken jener traurigen Jahre mit, und schiffte sich in Begleitung der acht Freigelassenen, denen sein Heldensinn ein Verbrechen erspart und die Freiheit errungen hatte, nach Malta ein.

Wolfgang lebte indeß ruhig und glücklich im Kreise seiner zahlreichen Familie. Das Andenken an den geliebten Bruder verließ ihn nie; in tiefer Wehmuth erzählte er oft den Seinigen von der festen brüderlichen Freundschaft, von der nie gestörten Einigkeit ihres

thätigen Lebens, und gab sich der seligsten Rührung hin, wenn seine beiden Söhne sich bei der Erzählung des Vaters still die Hände reichten, als gelobten sie sich einen gleichen Bruderbund.

Wer beschreibt das Fest des Wiedersehens, als der todt geglaubte Raimund in diesen Kreis lebend eintrat? — als die alt gewordenen Brüder sich mit ihrer jung gebliebenen Liebe wieder in den Armen lagen, die zu Jünglingen und Jungfrauen aufgeblühten Kinder den Wiederauferstandenen jauchzend umfingen, und das Entzücken endlich keine Worte mehr hatte, sondern nur Thränen!

Raimund mußte seine Schicksale erzählen. Als er geendet, reichte ihm der Bruder die Hand und sprach: „Selig sind, die an dem Herrn festhalten! Die Tugend eines Christen ist doch siegreicher, als sein Schwert!" und die Mutter und die Kinder falteten still die Hände und sprachen: Amen!

Des Ritters Rückkehr machte großes Aufsehen; jene acht unglücklichen, durch seinen Edelmuth in Freiheit gesetzten Christensklaven unterließen nicht, den ganzen Vorgang zu berichten und ihren Retter zu preisen. Der Orden selbst gewann eine hohe Achtung vor ihm und ertheilte ihm bald die höchsten Ehrenstellen.

So begann denn nun wieder das alte glückliche Leben der beiden Brüder, so zog die Zeit unter froher Thätigkeit, Liebe und Frömmigkeit unbemerkt dahin, so wurden die Brüder ein paar heitere, kräftige Greise, und wiegten Wolfgangs freundliche Enkel auf ihren Knien.

Die Ritter setzten indeß den scheinbar verdienstlichen Kampf gegen die Ungläubigen fort. Raimunds hohes Ordensamt hielt ihn jedoch unmittelbar davon zurück und auf Malta fest. Man begann wieder neue Rüstungen, denn die Saracenen hatten den Christen großen Verlust zugefügt, und diese glühten, eine recht empfindliche Rache an dem Feinde zu nehmen. Es gelang auch, die Ritter

kehrten siegreich zurück und führten zwei feindliche Schiffe mit vielen gefangenen Saracenen in den Hafen von Malta ein.

Um seinen Triumph vollständig zu feiern, ließ der Großmeister unter dem Zujauchzen des Volks die gefesselten Gefangenen durch die Straßen bis in den Vorhof seines Palastes führen. Hier waren alle Ritter versammelt, über das Schicksal der Unglücklichen zu entscheiden. Raimund, jetzt Comthur des Ordens, stand an der Seite des Großmeisters, und ließ gedankenvoll seine Augen auf den Gefangenen ruhen, denn ihm trat der Augenblick vor die Seele, in welchem er in gleicher Lage einst auf dem Markt zu Algier gestanden hatte. Da begegneten seine Blicke plötzlich bekannten Zügen, — und er täuschte sich nicht, — Cid Muley war unter den Gefangenen. Der stolze, kühne Mann stand von der Last seines Schicksals niedergebeugt und wagte nicht vom Boden aufzuschauen. Raimund zog den Großmeister hastig auf die Seite und ließ nach einer kurzen Verständigung seinen Bruder herbeirufen, welcher, nachdem auch er von allem unterrichtet war, den gefangenen Cid Muley um einen hohen Preis vom Orden als Sklaven erhandelte.

„Kaufe mich nicht!" sprach dieser, „du wirst an mir weder einen arbeitsamen, noch gehorsamen Sklaven finden, denn ich bin zu vornehm, um beides kennen gelernt zu haben!"

„Du wirst es aber lernen!" entgegnete Wolfgang; „wir Christen haben vielleicht noch kräftigere Mittel in Händen, unsere Sklaven zu bezwingen, als ihr!"

Sie langten in Wolfgangs Landsitz an. Man brachte den Türken in ein bequemes Gemach, nahm ihm hier seine Fesseln ab und war bemüht, ihn mit Speise zu erquicken und seine schlecht besorgten Wunden, die er im Seegefecht erhalten, zu verbinden. Wolfgangs kleine Enkel brachten ihm Früchte und Blumen, sahen ihn mit den frommen, himmelblauen Augen oft so mitleidig an,

und hätten ihn so gern gefragt, was ihm fehle, wenn der Mann nur nicht so finster vor sich hingeblickt hätte.

Nachdem mehrere Tage verflossen, trat Wolfgang eines Morgens zu ihm in das Zimmer. „Du hast dich nun wieder erholt," sprach er, „deine Wunden sind geheilt; so folge mir denn, wir wollen an die Arbeit gehen!"

Düster schweigend gehorchte Muley. Der Gebieter führte ihn in seine reizenden Anlagen, wo sie bereits eine Menge Arbeiter beschäftigt fanden. Doch hier war kein in Ketten geschmiedeter Sklave, hier schwang kein unmenschlicher Vogt die Peitsche; Frohsinn und Fleiß waren die Aufseher, und statt der Seufzer und Jammertöne, an welche Muley's Ohr gewöhnt war, hörte man nur Scherz und fröhliche Lieder.

„Willst du mir wohl jene Weinranken aufbinden, und die reifen Trauben abnehmen helfen?" sagte Wolfgang liebreich zu Muley. Dieser trat rasch hinzu, als könne er so freundlich erbetene Hülfe nicht abschlagen und arbeitete emsig mit.

Als die glühend heißen Stunden des Mittags kamen, führte ihn Wolfgang auf sein kühles Zimmer zurück, sendete ihm erquickende Speisen und erlaubte ihm einige Stunden zu ruhen. Dann holte er ihn wieder zur Arbeit ab, wußte ihn auf's neue zu beschäftigen und in williger Thätigkeit zu erhalten, bis der Abend kam.

„Du hast mir heute treulich in meiner Arbeit beigestanden, so magst du denn auch meine Erholungen mit mir theilen!" sprach Wolfgang und führte den Muhamedaner in eine große, schattige Laube, von wo aus sie die freie Aussicht auf das Meer hatten. Hier setzten sie sich auf eine weiche Ruhebank, und während sie das große Schauspiel der ins Meer untergehenden Sonne genossen, befragte Wolfgang seinen Gefangenen, was ihn,

einen so vornehmen Mann, denn zu Schiffe getrieben habe und der Grund seiner Gefangennehmung gewesen sey?

Dieser zögerte nicht, mit finsterem Unmuth und dem Aufflammen eines nicht zu verbergenden Zornes ihm zu erzählen, wie er sich eingeschifft, um mehreren ihm entflohenen Christensklaven nachzusetzen, und wie er, als er sie fast erreicht, den feindlichen Rittern in die Hände gefallen sey. Er brach hierbei in die bittersten Klagen über die Treulosigkeit der Christen und über sein hartes Schicksal aus.

„Armer Mann!" sprach Wolfgang, „du hattest wohl niemand, der dir mit Liebe und Treue anhing? Kein Herz wartet in Sehnsucht daheim auf dich, denn deinen Sklaven ist der Verlust ihres Tyrannen ein lang ersehntes Fest!"

Muley schwieg finster.

„Sieh!" fuhr Wolfgang fort, „hier lebt alles in Freiheit, alles in froher, selbstgewählter Thätigkeit, alles in treuer Liebe!"

Sie wurden unterbrochen; des Greises Töchter und Schwiegertöchter kamen mit ihren Kindern herbei. Sie wußten, daß der Großvater an diesem Lieblingsplätzchen gern den Sonnenuntergang abwarte, und eilten ihn nun hier aufzusuchen. Welch ein frohes Gewühl lieblicher Gestalten umgab bald den Großvater. Die jungen, schönen Frauen reichten ihm ihre Säuglinge hin, die auch schon ihre Aermchen lächelnd ihm entgegenstreckten, während die andern Kinder jubelnd von allen Seiten an ihm heraufkletterten und jedes auf dem Schooße oder an dem Busen des liebreichen Alten ruhen wollte. Der heitere, kräftige Greis mit silberweißem Bart und Haar glich hier einem von Engeln umgebenen Heiligen.

Cid Muley konnte seine Blicke nicht abwenden von diesem Himmelsbilde häuslicher Liebe und Glückseligkeit. Ein nie geahntes Gefühl durchzog seine Brust, und halb träumend folgte er der Familie in das Wohnhaus, wo die jungen Männer von der Arbeit

eben zurückkehrten, und die alte freundliche Großmutter das Nachtmahl bereitete. Er stand tief ergriffen, als der Greis im andächtigen Kreise der Seinigen endlich das Abendgebet verrichtete, und er legte sich mit einer nie gefühlten Ruhe der Seele schlafen.

So verstrich ein Tag dem andern gleich. Sie waren alle mit Arbeit und häuslicher Freude erfüllt. Wolfgang vermied geflissentlich den Schein, den Muhamedaner bekehren zu wollen; denn erleben sollte er erst mit ihnen die christliche Religion, das Heil erst empfinden lernen, das in der Befolgung ihrer Lehren beruht, und so in der Sehnsucht nach ihr erst reifen zur Aufnahme in den christlichen Bund.

Der alte fromme Comthur Raimund hatte seinem Bruder diesen Weg vorgeschrieben, und kam oft, nach dem Gelingen zu fragen. Doch ließ er sich niemals vor Muley sehen, denn dieser sollte ihn jetzt noch nicht wieder erkennen.

Muley's finstrer Gram verschwand nach und nach, und die Sehnsucht nach seiner Heimath machte endlich der Liebe zu Wolfgangs Familie Platz. Er konnte nicht mehr ohne die Kinder seyn, die so innig an ihm hingen; er freute sich, wenn der Morgen kam, mit den Eltern an die Arbeit zu gehen, das Mahl in froher Unterhaltung mit ihnen zu theilen, und am Abend Wolfgangs ernsten Gesprächen über Menschenwerth und Bestimmung, über Tugend und Religion zuzuhören. Langsam, aber endlich doch, fielen ihm die Schuppen von den Augen, und die Strahlen der christlichen Lehre fingen an sein Herz zu erwärmen und zu erfreuen.

Einst belauschte ihn Wolfgang, wie er in einer Laube unter den Kindern saß, und ihm das älteste Mädchen ein einfaches Crucifix von Ebenholz zeigte, welches sie an ihrem Geburtstage heut von der Großmutter zum Geschenk erhalten hatte.

„Aber du armer Mann,“ sprach das Kind, „du kennst den Heiland wohl noch nicht, der hier an's Kreuz geschlagen ist? Ich

will dir von ihm erzählen!" und hiermit begann das Kind seine einfach rührende Geschichte, in welche die übrigen Geschwister manchen schönen, gehaltvollen Spruch mit einflochten, den Christus gesagt hatte, und den sie auswendig konnten.

Muley hörte sehr bewegt zu. Er ließ sich willig erzählen, was er schon wußte, denn aus dem Munde der Kinder klang es ihm viel rührender und zog viel tröstlicher in sein Herz.

„Und nun sieh dir den lieben gekreuzigten Heiland nur recht innig an!" fuhr das Kind fort; „wie selbst der Tod sein freundlich Antlitz nicht hat verstellen können, und küsse das liebe Bild einmal recht herzlich, denn seit du uns so lieb hast, denk' ich immer, du seyst auch wohl schon ein Christ, denn Jesus sagt ja: „Daran soll man erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt!"

„Und vor allen liebte er auch die Kinder!" fiel ein Knabe ein, „und sagte sogar einmal zu seinen Jüngern: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich!"

„Ja!" rief Muley, durch diese kindliche Einfalt auf das tiefste erschüttert, „ja, in eurem reinen Herzen wohnt der Friede Gottes! — O du großer, heiliger Mann, laß ihn auch in meine Brust einziehen!" und hiermit ergriff er das Crucifix, welches ihm das Kind noch hinhielt, und drückte weinend sein Gesicht darauf.

Da trat Wolfgang auf ihn zu und sprach, als habe er von ihrer Unterredung nichts vernommen: „Du bist nun ein Jahr bei mir. Ich habe dir zeigen wollen, wie wir nach den Vorschriften unserer Religion unsere Feinde behandeln. Du hast das Leben und Wirken einer christlichen Familie gesehen; jetzt bist du frei, du kannst in deine Heimath zurückkehren, wenn es dir gefällt!"

Muley schwieg betroffen und starrte auf das Crucifix in seiner Hand. Aber die Kinder hingen sich an ihn und riefen: „Nein,

du sollst uns nicht wieder verlassen! Du sollst bei uns bleiben, denn dort hat dich niemand so lieb als wir."

Da stürzte er weinend in die Arme des Greises und rief: „Ja, behaltet mich hier! stoßt mich nicht wieder hinaus in die leere lieblose Welt! Ich will ein Christ werden, wie du es bist!"

Und vor ihnen stand der alte Comthur Raimund. „Muley!" rief er, die Arme ausbreitend, — da erkannte er ihn wieder, und sie hielten sich lange, lange sprachlos umfaßt, und nur die Herzen schlugen laut an einander.

„Du bist mein Schutzgeist!" sprach Muley; „du hast mir einst das Leben, jetzt aber die Seele gerettet."

Der fromme Comthur schüttelte aber sanft das Haupt und antwortete: „Nicht ich! Der Herr nur ist mächtig in den Schwachen und Christus allein ist die Wahrheit und das Leben."

Der Käfer.

Knabe.

Sieh, Vater, doch dem Käfer zu,
Und laß dir hier ihn zeigen.
Er gönnt sich weder Rast noch Ruh,
Den Halm hinauf zu steigen.
Das Hälmchen aber beugt sich nieder
Und auf die Erde fällt er wieder.

Aufs neue geht er rüstig dran
Und will durchaus nicht weichen,
Und strengt die kleinen Kräfte an,
Die Spitze zu erreichen.
O komm und laß uns stehen bleiben,
Zu sehn, wie lang er's so wird treiben! —

Der Vater.

Der Käfer kann ein Beispiel dir,
Mein Kind, fürs Leben spenden.
Sieh, wie sich's müht, das kleine Thier,
Die Arbeit zu vollenden.
Will auch das Werk nicht gleich gelingen,
Durch Dauer muß man es erzwingen.

Knabe.

Schon sechsmal fiel er in das Gras,
Und läßt sich noch nicht Friede.
Jetzt sitzt er still, als dächt' er was.
Gewiß, nun ist er müde!
Doch nein! — schnell breitet er die Flügel,
Fort ist er über Thal und Hügel!

Der Vater.

Er ist des Menschen treues Bild,
Wie er sein Tagwerk treibet;
Der, wie ihm auch der Busen schwillt,
Doch nur auf Erden bleibet,
Und seines Geistes Kraft und Stärke
Oft setzt an menschlich schwache Werke.

Am dünnen Halm strebt er empor,
Beugt auch der Halm sich nieder,
Und wenn er alles gleich verlor,
Doch hofft aufs neu er wieder,
Bis endlich auch der Geist die Flügel
Schwingt über Zeit und Schlummerhügel.

Die Reise auf das Riesengebirge.

Fortsetzung des Mährchens: „Rübezahl und seine Schwestern."

Erste Abtheilung.

„Auguste!" rief der Oberamtmann Hirt, nachdem er eben einen Brief gesiegelt hatte, „Auguste! wie war doch die Adresse an den Doktor Mißpickel? ich habe sie in den Tod hinein vergessen!"

„Ja so geht mir's auch!" antwortete die Oberamtmännin nachsinnend; „doch ist mir's fast, als wäre von Hunden dabei die Rede gewesen. — Spitz — Mops"

„Ei warum nicht lieber gar vom Pudel!" fiel er halb verdrießlich ein.

„Siehst du wohl?" erwiederte sie lächelnd, „daß du mir auch im Widersprechen Recht geben mußt? Dein Pudel bringt mich auf die richtige Spur, denn eben in der Pudelbaude[1] sollten die Briefe abgegeben werden."

[1] Bauden heißen die einzeln umher liegenden Wohnungen auf dem Riesengebirge. Sie werden nach den Namen ihrer Besitzer genannt, z. B. Hampelbaude, Pudelbaude u. s. w.; letztere liegt zwischen dem Elbfall und der Schneekoppe.

Der Oberamtmann nickte und schrieb denn also:

An den Herrn Doktor Mißpickel,
berühmtesten Arzt
in Schlesien.

Abzugeben in der Pudelbaude auf
dem Riesengebirge.

Ihr werdet hoffentlich das Mährchen „Rübezahl und seine Schwestern" zu Anfang dieses Buches noch nicht vergessen haben, meine lieben kleinen Leser, und euch erinnern, wie der Oberamtmann Hirt und der Doktor Mißpickel beim Abschied im Bade einander das Wort gaben, sich im nächsten Sommer in Schlesien wiederfinden und gemeinschaftlich das Riesengebirge bereisen zu wollen. Des Oberamtmanns Familie erinnerte den Vater bei jeder Gelegenheit daran, denn sie hoffte ihn begleiten zu dürfen, und da die schönen Tage des zeitig eintretenden Frühjahrs ihn selbst dringend mahnten, seinen Plan für den Sommer zu entwerfen, so ward denn obiger Brief an den Doktor Mißpickel abgesendet.

Wenige Wochen nachher ging zwar ein Antwortschreiben, jedoch nicht vom Doktor selbst, sondern vom Besitzer der Pudelbaude ein, welches also lautete:

Mein lieber Herr Oberamtmann!

Durch einen expressen Boten wurde mir vom Hirschberger Postamt vor drei Tagen ein Brief zugesendet, den ich an den Herrn Doktor Mißpickel besorgen, und wofür ich 16 gute Groschen Botenlohn auslegen sollte. In gänzlicher Ermangelung aber der Bekanntschaft dieses Doktors, wie auch der 16 Groschen, nahm ich den Brief nicht an, sondern schickte den Boten wieder damit zurück, wo er hergekommen war.

„Der grobe Mann!" murrte der Oberamtmann dazwischen,

„meinen Brief nicht einmal anzunehmen!" — Dann las er weiter:

Als ich jedoch bald darauf aus der Hütte trat, um etwas Holz zu hauen, war mir's fast so, als steckte mir einer von hinten eine tüchtige Ohrfeige. — Zwar hab' ich dergleichen bittere Früchte lange nicht genossen, jedoch feuerte mir Ohr und Backen gerade so, wie es mir sonst in meinen Knabenjahren zu geschehen pflegte, wenn mir der Herr Schulmeister seine fünf Finger darauf gelegt hatte, woraus ich denn auf eine dergleichen schloß.

„Recht so!" rief Willibald, „das böse Gewissen hat ihn geschlagen!"

Den rückkehrenden Boten aber, fuhr der Vater fort, überfiel ein großes Unwetter, dergestalt, daß er umkehren und ganz durchnäßt abermals bei mir einkehren mußte. Er hatte sich jedoch kaum an den warmen Ofen gesetzt, als ein stattlicher Herr mit einer etwas rothen Nase und einer Brille darauf gleichfalls eintrat, dem der Regen eben nicht viel angehabt zu haben schien; und dieser war der Herr Doktor Mißpickel, und so kam denn der Brief auch in seine Hände, wofür er auch das Botengeld reichlich erlegte.

„Der arme Brief," meinte die Mutter, „hat gar eine üble Reise gehabt. Das Unwetter und unser Freund kamen zur guten Stunde!"

Es ist mir aber aufgefallen, lautete der Brief weiter, daß ein gelehrter Doktor nicht selber schreiben mochte, sondern daß er mich aufforderte, dasjenige, was er mir sagen würde, zu Papier zu bringen, welches ich denn auf beiliegendem Zettel auch gethan. Unter dem Vorgeben jedoch, als wolle er seinen Namen unterschreiben, nahm er hierauf ein Splittchen Kien vom Ofen, und kritzelte, so wie die Kinder pflegen, auf dem Papier herum, woraus ich denn ersehen, daß der Mann bisweilen kindisch seyn mag. Ein weiteres

weiß ich nicht zu berichten, bitte aber, dergleichen Briefe nicht mehr in meiner Pudelbaude abgeben zu lassen, weßhalb ich verharre

Dero

dienstwilliger

Christoph Schatz.

Der beiliegende, vom Doktor diktirte Zettel lautete also:

„Dero Brief habe ich erhalten. Mein Knecht Sturm hat mir den Boten zugeführt. Meinethalben mögen Sie reisen; die Menschen glauben nun einmal, das Riesengebirge schmücke sich nur für sie, wenn es seine bunten Kleider anlegt. Ich werde mein Versprechen halten und Sie in der Gegend hier erwarten. Bringen Sie aber ja Ihre Familie und guten Humor mit, denn ich hoffe mit Ihnen eine recht lustige Reise zu machen!"

„Putzt mir einmal das Licht!" sagte der Oberamtmann; „ich muß doch sehen, ob von einer Namensunterschrift keine Spur zu erkennen seyn sollte!"

Als aber hierauf sein zweiter Sohn, der kleine Ernst, sich der Lichtscheere bemächtigte, und mit ungeschicktem Eifer das Licht gar auslöschte, so daß nun alle im Dunkeln saßen, stand plötzlich des Doktors Name klar und deutlich mit feurigen Buchstaben auf dem Papier.

„O allerliebst! allerliebst!" riefen Mutter und Kinder, und wiesen das Licht wieder zurück, welches eben ein Diener ins Zimmer bringen wollte; „der gute Doktor hat einen Scherz mit uns machen wollen!"

„Es ist ein feines chemisches Kunststück!" meinte der Vater; und wischte vergeblich mit dem nassen Finger darüber hin; „die Phosphordinte ist sehr gut und fest! Wir wollen den Brief an den Spiegel stecken!"

Und nun ward denn der Plan zur Reise entworfen, wobei die Kinder den Vater wohl zehnmal daran erinnerten, daß der

gute Doktor ausdrücklich geschrieben habe: er solle seine Familie mitbringen! und das heiße doch wohl: „alle Kinder!“ denn alle gehörten ja zur Familie!

Der Vater meinte aber, bis zum Juni sey noch Zeit, und wer bis dahin gut und fleißig gewesen sey, der solle allerdings zur Familie gehören.

Die erste Mainacht zog stürmisch und grausig vorüber. Das Toben und Jauchzen in der Luft zur Mitternachtsstunde verkündigte das Fest, zu welchem die Hexen auf den Blocksberg zogen. — So verächtlich diese eitlen, gottlosen Träumereien der Menschen dem Rübezahl auch waren, so mocht' er sie doch wohl benutzen, um allerhand Kurzweil mit ihnen zu treiben. Er pflegte deßhalb seine beiden Schwestern, Heißperlchen und Eisfluthel, in der ersten Mainacht zu einem Gastmahle auf das Riesengebirge und zur Jagd auf die Luftgestalten der Zauberer und Hexen einzuladen, welche auf Ziegenböcken und Besenstielen durch seine Grenzen ritten. Die weit vorbeiziehenden beschoß das Söhnchen aus einem krystallenen Blaserohre mit glühenden Sternschnuppen; diejenigen aber, welche ihren Weg über das Riesengebirge selbst zu nehmen wagten, wurden wie die Krammetsvögel in Hexendohnen gefangen und, und nachdem man sie gezeichnet, wieder entlassen.

Ein alter Gnome, welcher den Heideläuferdienst versah, meldete so eben, daß man vom Dohnenstriche her ein ängstliches Gequicke vernehme, und sich wahrscheinlich bereits etwas gefangen haben müsse. Rübezahl eilte seine Schwestern dorthin zu führen, wo denn auch wirklich ein Hexlein in einer Schlinge zappelte. Die Todesangst der Gefangenen belustigte den Berggeist nicht wenig, und Heißperlchen, seine Schadenfreude theilend, bezeugte große Lust,

sie mit einer Handvoll glühender Wassertropfen zu besprengen; allein das mitleidige Eisfluthel löste das arme Ding aus der Schlinge und wollte sie eben wieder entwischen lassen, als die Geschwister darauf bestanden, die Gefangene über ihre Verhältnisse vorher wenigstens noch etwas auszufragen und sie dann zu zeichnen.

„Ach! du mein lieber Himmel!“ seufzte das Hexlein, „quälen mich Ihro Excellenz nicht, ich kann durchaus nicht in Dero Dienste treten. Ich habe einen lieben guten Herrn, bin die Ausgeberin und Hausfreundin des Herrn Raths Schnüffelberg, bin eine treue, anhängliche Seele und heiße Charlotte Plapper!“

„Heiße Sie meinethalben wie Sie will!“ fuhr Rübezahl auf. „Ich frage nur, was Sie hier sucht und wer Ihr erlaubt hat, meine Grenzen zu überschreiten?“

„Entschuldigen Sie, mein allergnädigster Herr Graf! aber es ist mir selbst nur so wie im Dusel bewußt. Mein liebwerthester Herr Principal, der Herr Rath Schnüffelberg, erhielten mit letzter Post angenehme Briefe. Der Herr Oberamtmann Hirt wollen mit Familie uns besuchen, und darüber freuten sie sich gar sehr und sprachen viel vom Herrn Doktor Mißpickel und von Karlchen und vom Riesengebirge, und von der Pudelbaude, und von Rehbraten, und von Waffelkuchen, und von Ungarwein, und von unten und von oben, und von Buttermilch und vom Herrn Doktor Mißpickel und von Karlchen.“

„Fas'le Sie nicht, und träume Sie ruhig fort!“ sagte Rübezahl und streckte seinen Stab befehlend aus.

Charlotte Plapper seufzte tief auf und fuhr dann ruhiger fort: „Und das alles nahm ich mir zu Herzen und freute mich selbst darüber, und sprach gestern Abend heimlich mit unserm alten schwarzen Ziegenbock, er sollte mich heute Nacht über das Riesengebirge führen, denn hier gedacht' ich dem lieben Herrn Doktor Mißpickel auch zu begegnen, und ihn auf eine Suppe bei uns

einzuladen, zu welcher ich mir die Petersilie vom Blocksberg holen wollte. Aber ich bitte recht sehr, lassen mich Ew. Gnaden nur laufen, sonst komm' ich zu spät, denn der Markt hat schon seinen Anfang dort genommen, die Hökenweiber haben schon ausgelegt, und die Suppenkräuter gehen reißend ab!"

Die beiden Schwestern lachten laut auf; Rübezahl aber sprach: „Ich habe genug! doch sollst du für deinen Besuch ein Andenken mitnehmen!" Hiermit drückte er ihr eine große Warze auf die Nase und klatschte so laut in die Hände, daß es wie ein Schuß in das Thal hinab scholl, worauf denn die Jungfer Plapper verschwand, denn sie erwachte so eben daheim in ihrem Bette.

Ihr müßt nämlich nicht glauben, meine lieben Kinder, daß an der alten Sage, die Hexen zögen in der ersten Mainacht zu einem greulichen Feste auf den Blocksberg, ein wahres Wörtchen sey. Nur aus der Einbildung und den Träumen der Menschen ist diese Fabel entstanden. Wer sich mit bösen, sinnlichen Gedanken zu Bette legt, der hat auch böse und sinnliche Träume, denn die Seele macht unsere Wünsche und Gedanken im Traume zur Wirklichkeit und zur That.

Vor Rübezahls Geisterblick formten sich aber die Träume der Menschen, sobald sie darin seinen Grenzen nahe kamen, alsbald zu wirklichen Gestalten. Deßhalb mocht' er sie in der ersten Mainacht gern belauschen, um mit ihnen sein Spiel zu treiben, wie es eben mit Charlotte Plapper geschah.

„Nun, mein liebes Brüderchen," begann Heißperlchen höhnisch lächelnd, „du wirst ja recht angenehme Sommertage verleben, denn nach den Erzählungen des mondsüchtigen Plappermauls rüsten sich deine vortrefflichen Freunde vom vorigen Jahre schon wieder zu neuen Besuchen!"

„Ich hatte beim Abschied allerdings versprochen, mit ihnen das Riesengebirge zu bereisen," antwortete Rübezahl kleinlaut; „wer

glaubte denn auch, daß sie nach Jahr und Tag noch daran denken würden?"

„Wär' es dir denn erwünschter, wenn sie dich vergessen hätten?" fragte das sanfte Eisfluthel; „thut dir's nicht wohl, daß sie weit herreisen, nicht bloß dein schönes Gebirge, nein, auch dich selbst zu sehen?"

„Ei, der Doktor Mißpickel war auch ein herrlicher Zeitvertreib für die Gesellschaft!" fiel Heißperlchen ein; „ein launiger, spaßhafter Mann, so eine Art von Taschenspieler. Solche Leute haben die Menschen am liebsten. — Nun, mache dich nur wieder auf recht derbe Späßchen gefaßt!"

„Ich bin aber kein Taschenspieler gewesen!" fuhr Rübezahl auf. „Ich habe im vorigen Jahre eine gar angesehene Rolle im Bade gespielt. Frage nur die Eisfluthel!"

„Und hast gar liebe Erfahrungen gemacht, und den armen Menschen gar tief ins Herz geschaut!" antwortete diese. „Denkst du noch an die Augenoperation und an das zerschmetterte Bein der Mutter, die dein todt geglaubtes Kind retten wollte?"

„Ich denke noch daran!" sprach Rübezahl, und stand im Begriff, der andern Schwester den Vorgang zu berichten. Diese ließ ihn aber nicht zum Worte kommen und sagte: „Ich kenne die ganze lächerliche Geschichte; du hast sie mir ja gleich brühwarm erzählt. Aber was ist denn nun besonderes daran? Ihr habt die Mutter- und Kindesliebe gesehen; die will ich euch in jeder Höhle zeigen, worin das Wild seine Jungen säugt, in jedem Nestchen, worin der Vogel seine Brut füttert. Der Mensch hat also hier vor den Thieren nichts voraus, und was er anderweit vielleicht voraus hat, den Verstand und die Einbildungskraft, das eben macht mir ihn oft widrig und verhaßt, denn es treibt ihn nur zur Selbstsucht und zu halb wahnsinnigen Träumereien Wollt ihr mir nicht glauben, so schaut doch hinaus auf das vorüberziehende

Hexengesindel; in ihren holden Gesichtern kann man die liebevollen Gesinnungen lesen, die sie im Herzen tragen!"

„O laß doch diese thörichten Träumer!" erwiederte Eisfluthel. „Ist ihre Anzahl doch nur gering, während Tausende dort unten fromm und ruhig unter ihren Lieben schlafen, und nichts von solchen bösen Gedanken wissen! Glaube mir, die Freunde, welche sich unser Bruder bei mir erworben, würden dich bald überzeugen, daß Verstand und Einbildungskraft ein paar köstlich Himmelsgaben sind, sobald sie mit zwei andern Genien in einem Herzen wohnen, die der Schöpfer den Menschen als Begleiter durchs Leben gegeben hat!"

„Und wie heißen denn diese Genien?" fragte Heißperlchen. „Ich sehe die Menschen doch auch alljährlich an meiner Quelle, aber ich habe noch nichts von dieser himmlischen Begleitung gemerkt!"

„Wer sie selbst nicht kennt," sprach Eisfluthel, „ahnet sie auch bei andern nicht. Aber bei unsern Freunden würdest du sie finden!"

„Da hätte ich fast Lust, sie auf meine eigene Weise zu suchen!" entgegnete die Schwester und versicherte, es solle ihr ein Leichtes seyn, des Bruders gerühmte Freunde ebenfalls zu lieblosen, selbstsüchtigen Handlungen zu verleiten, und ihnen den Kopf auch so zu verwirren, wie jenem vorüberziehenden Hexenschwarm.

Rübezahl suchte endlich dem hitzigen Streite der Schwestern dadurch ein Ende zu machen, daß er einen Versuch vorschlug. Die alte Lust an schadenfrohen Neckereien stieg dabei unbesiegbar in ihm auf, da er hier ein weites Feld dazu vor sich sah, und so beschloß man denn, was auch das gute Eisfluthel dagegen einwenden mochte, den Besuch der Freunde anzunehmen, um sie eine Feuerprobe bestehen zu lassen. Heißperlchen versprach mit Freuden von der Gesellschaft zu seyn und eine Rolle dabei zu übernehmen.

„Ich wette darauf,“ sprach sie lächelnd, „die Freundschaft soll ein lustiges Ende nehmen, und die ganze noble Gesellschaft hier auf der Schneekoppe ihr Hexenfest halten wollen, wie jene auf dem Blocksberge dort!“

Eisfluthel schwieg ernst und nachdenkend und lehnte die Einladung ab, indem sie vorgab, ihre Quelle nicht verlassen zu dürfen. Jedoch vermochte sie die Geschwister zu dem Versprechen, ihre Gnomenbrillen dießmal nicht aufsetzen, sondern die Menschen nur mit menschlichen Augen betrachten zu wollen.

„Wenn wir uns wiedersehen,“ sprach sie, „werdet ihr mir selbst die beiden Engel nennen, die dem Menschen schützend zur Seite stehen, und euch vielleicht gar innig sehnen, ihretwegen bei den Menschen zu wohnen.“

So wurde denn Rübezahl durch diese Unterredung bestimmt, den späterhin eingehenden Brief des Oberamtmann Hirt dergestalt zu empfangen und zu beantworten, wie wir es bereits gehört haben.

Der Monat Juni war nun zur Hälfte verflossen, und im Hause des Oberamtmanns alles in voller Reisezurüstung begriffen. Die Eltern gaben den Bitten der Kinder nach, denn sie waren gut gewesen und gehörten also zur Familie, ließen den großen holsteiner Reisewagen anspannen und packten, außer dem ältesten Sohne Willibald, auch noch die beiden Mädchen Jeannette und Antonie, und den kleinen dicken Ernst mit auf. So ging es denn nun fort nach dem schönen Schlesien hin, wo der Herr Rath Schnüffelberg und dessen Gattin die ganze Reisegesellschaft auf ihrem Landgute sehr gastreich empfingen und dann mit ihnen den Plan zur Wanderung auf das Riesengebirge entwarfen.

Während die Männer bei einem Glase Ungarwein dieß alles besprachen und die Frauen sich gegenseitig von ihren häuslichen Ein-

richtungen unterhielten, führte Willibald die Geschwister in den Garten und zeigte ihnen die fernen gewaltigen Massen des Riesengebirges. Die Sonne ging eben unter und röthete die Wolken, die unter dem Gipfel der Schneekoppe langsam vorüber zogen, so daß es aussah, als winde sich der Riese dort vor dem Schlafengehen noch ein purpurnes Band um die Stirn.

„Ach, die Berge sind doch aber gar zu hoch!“ sagte Jeannette; „wie weit steigen wir denn etwa hinauf?“

„Bis auf den allerhöchsten Gipfel!“ antwortete Willibald.

„Ja, ja!“ rief Antonie, „wo die rothen Wolken ziehen, dort will ich stehen!“

„Da muß einem ja aber schwindlich werden!“ meinte Jeannette; „denkt nur, man steht ja dann beinahe im Himmel!“

„Schwindlich? Die Schneekoppe ist nur 4950 Fuß über der Meeresfläche erhaben,“ fiel der kleine Ernst im belehrenden Tone ein, „und ich gedenke in meinem Leben noch etwas höher zu steigen!“

„Und je höher man in die reine frische Luft hinaufsteigt,“ erzählte Willibald, „um desto freier und wohler wird einem zu Muthe, und um desto höher und höher sehnt man sich hinauf. Seht, dort treffen wir den guten Doktor Mißpickel und den lustigen Karl. Ach, wenn doch Adolph und Amalie auch zugegen wären, mit denen ich im vorigen Sommer die Berge erstieg!“

„Und auch die gute Muhme Mauthen, die euch so herrliche Geschichtchen erzählte!“ sagte Antonie.

„Und das kleine Gneislein nicht zu vergessen!“ rief Ernst; „mit dem wollte ich recht spielen und ihm vielleicht noch manches lehren!“

Während die Kinder also sprachen, kam die gefällige Hausfreundin des Rathes Schnüffelberg, die uns im Traum bereits bekannt gewordene Charlotte Plapper, und brachte ein Körbchen reifer

Erdbeeren. Sie nöthigte mit vielen Worten die Kinder zum Essen, was sie nicht nöthig gehabt hätte, und kam denn auch auf die zu unternehmende Gebirgsreise.

„Auf dem Riesengebirge ist es zwar recht schön und anmuthig," sprach sie, „aber nehmt euch vor dem Teufelsbart in Acht, meine allerliebsten Kinderchen; das ist eine böse, giftige Blume. Ich habe nur ein einzigesmal daran gerochen, und da ist mir denn gleich die große Warze aus der Nase gewachsen, die ich mit nichts zu vertilgen weiß. Ich gedenke mich aber noch an den klugen Herrn Doktor Mißpickel zu wenden, der wird mir wohl davon helfen!"

Jeannette griff sich schnell an ihre Nase, und Willibald meinte, die Anemona Alpina sey, so viel er davon gelesen, eben nicht von giftiger Natur. Allein Charlotte Plapper blieb bei ihrer Behauptung, versicherte, daß Rübezahl den Samen dieser Blume alljährlich selbst ausstreue, und wußte den Kindern von diesem Berggeiste eine Menge Spukgeschichten zu erzählen, so daß ihnen ganz bange zu Muthe wurde.

Am andern Morgen brach man zeitig auf. Zwei Wagen faßten die Reisegesellschaft. Heiterer, froher Sinn begleitete alle, und große Erwartungen schwellten den Kindern das Herz. Den Mittag brachte man in Warmbrunn zu, denn hier gedachte man unter den Badegästen den Doktor Mißpickel aufzufinden, allein vergeblich; niemand hatte ihn gesehen, ja man kannte nicht einmal seinen Namen. Willibalds scharfer Blick hatte jedoch bald eine andere liebe Gestalt erspäht; er flog von des Vaters Seite in das dichteste Gedränge der Menschen und führte mit lautem Jubel die Frau Mauthrendantin zu den Eltern her. Denkt euch nur die unbeschreibliche Freude, mit der Eltern und Kinder sich um sie herdrängten! Die Mutter schloß sie liebreich in ihre Arme, die Kinder küßten ihr die Hände und Willibald rief unaufhörlich: „das ist die Muhme Mauthen! Seht ihr, das ist meine liebe theure Muhme

Mauthen!" — Die Mauthrendantin schien über dieß Zusammentreffen nicht weniger erfreut, und gab den Bitten aller willig nach, sich an die Reisegesellschaft anzuschließen und die Wanderung auf das Gebirge mitzumachen. Vom Doktor Mißpickel wußte sie jedoch auch nichts zu sagen, und verwies die Freunde auf die Pudelbaude, wohin sie ihm ja die Briefe hatte senden müssen.

„Wo ist denn aber Dero Gneislein?" fragte Ernst; „ich habe mich auf dieß wohldressirte Hündchen ganz besonders gefreut!"

„Das arme Thierchen ist mir gestorben," antwortete die Mauthrendantin; „seitdem habe ich mir keinen Hund wieder angeschafft!"

Die gute Muhme Mauthen blieb nun bei unsern Freunden, und fuhr mit ihnen am Nachmittag ab, um heute noch die stattlichen Ruinen des Kienastes zu besuchen. Aber in dem Dorfe, wo man deßhalb absteigen und die Wagen lassen wollte, fand sich ein solches Gedränge von Menschen im Gasthofe, daß es unmöglich schien unterzukommen.

„Was gibt es denn? was geht denn hier vor?" fragte der Rath Schnüffelberg. „Ist etwa ein Unglück passirt?"

„Ei warum nicht gar!" antwortete eine alte Frau. „Der schlesische Wunderdoktor ist hier, drinnen im großen Saale steht er und kurirt nach Herzenslust. Sehen Sie mich nur an, mein werther Herr, wie ich wieder jung geworden bin! Mit siebenzig Jahren ging ich zu ihm hinein; aber er machte den Finger naß und wischte mir dreißig Jahr von der Stirne weg. Jetzt geh' ich wieder auf den Tanzboden. — Eilen Sie! Machen Sie auch, daß Sie hineinkommen, ein zehn Jahr weniger könnten Ihnen auch nichts schaden!" Sie lachte bei diesen Worten auf eine ekelhafte Weise und hinkte an ihrer Krücke vorüber.

„Der Wunderdoktor?" riefen die Frauen. „Der Wunderdoktor?" wiederholte der Rath; „ich wäre doch neugierig, seine Heilmethode wenigstens kennen zu lernen. Kommen Sie, lieber

Oberamtmann, wir wollen uns durchdrängen und unsern Frauen dann Nachricht bringen!"

Indem beide nun in den Saal gehen wollten, strömte ihnen das Volk mit der Nachricht daraus schon entgegen, daß die glückliche Heilstunde heute vorüber sey und der Arzt sie auf morgen wiederbestellt habe, und „Platz! Platz!" erscholl es, „der Wunderdoktor kommt selbst!" — und mit ernster Miene schritt gravitätisch durch das staunende Volk der Doktor Mißpickel, — hinter ihm her der kleine Karl, auf einem Teller Geld einsammelnd, welches er augenblicks wieder unter das Volk auswarf, wobei er sich über die dadurch entstehende Balgerei und Unordnung todt lachen wollte. Die Freunde trauten kaum ihren Augen und zögerten noch den Bewunderten anzureden, als Willibald mit zwei Sätzen schon zum Wagen hinaus war und an seiner Hand hing. Auch Karl schleuderte den letzten Geldrest sammt dem Teller unter das Volk und stürzte mit großer Freude auf Madame Hirt zu, hing sich an ihren Hals und nannte sie seine liebe gute Mutter.

Doktor Mißpickel bewillkommte die Freunde und zog sie aus dem Schwarme der gaffenden Menschen mit sich fort. „Ich habe Sie hier schon lange erwartet, meine Werthen!" sprach er, „und um mir die Zeit zu vertreiben, indeß ein bischen kurirt!"

„Und haben sich beiläufig die Bewunderung der Menschen erworben, Sie Glücklicher!" sagte der Rath.

Doktor Mißpickel sah die Mauthrendantin mit triumphirendem Lächeln an und sagte: „Hätten Sie nicht auch Lust, meine verehrte Freundin, sich von mir heilen zu lassen? Ich weiß, Sie leiden an zärtlicher Gemüthskrankheit, und je weniger ich erwarten konnte, Sie unter uns zu sehen, um desto mehr liegt mir daran, auch Ihre Bewunderung zu erwerben!"

„Die haben Sie schon!" erwiederte jene lächelnd. „Ihr Probestück scheint Ihnen trefflich gelungen!"

Unter mancherlei frohen Mittheilungen eilte man jetzt, den Felsen zu ersteigen, auf dessen Gipfel die Reste des alten Schlosses Kienast stehen. Karl war mit den übrigen Kindern bald vertraut, sie kannten sich ja schon aus Willibalds Erzählungen; er sprang mit ihnen voraus in die Ruinen des Bergschlosses, die sein Spielplatz und Lieblingsaufenthalt waren; denn wenn er mit dem Vater aus dem unterirdischen Gnomenpalast bisweilen an das Licht heraufstieg, und der alte Rübezahl sinnend dann auf der Schneekoppe stand, in das fruchtbare Land hinabzuschauen, oder den Zug der Wolken über das Gebirge zu ordnen, so mochte das kleine Gnomchen am liebsten auf dem Kienast sein Wesen treiben, in den alten verfallenen Gängen und unterirdischen Gemächern der Burg mit seines Gleichen Verstecken spielen, oder sich auf den alten, hohen Thurm stellen und Gesichter schneiden, wo dann die Leute im Thale glaubten, das Wetter leuchte.

Während die Kinder schon völlig Besitz von dem Schlosse genommen hatten, langten endlich auch die Eltern mit dem Doktor und der Mauthrendantin auf dem Felsen an. Ein Landmann aus dem nächsten Dorfe, welchem die Aufsicht über die Ruinen anvertraut und das Herumführen der Fremden daselbst aufgetragen ist, und den man deßhalb scherzhafter Weise den Commandanten zu nennen pflegt, empfing oben die Gesellschaft, zeigte ihr das Sehenswerthe und unterließ auch nicht, unter andern die allgemein bekannte Geschichte von dem schönen Fräulein Kunigunde zu erzählen, welche einst dieses Schloß besessen und unter den vielen herzuströmenden Freiern nur demjenigen ihre Hand verheißen hatte, der kühn und geschickt genug sey, oben auf der zackigen Burgmauer rings um das Schloß herumzureiten. Viele Ritter waren aus Furcht vor dem gräßlichen Wagestück wieder abgezogen; mehrere, die es in Liebe und Kühnheit wirklich versucht, in die schauderhafte Tiefe zerschmettert hinabgestürzt, und das Fräulein war unbesiegt und allen

Rittern hohnsprechend auf ihrer Burg geblieben. Da hatte denn endlich der tapfere Landgraf von Thüringen, nur um den Frauenhochmuth zu demüthigen und die Ritterehre zu retten, das schwere Wagestück wirklich bestanden, des Fräuleins Hand aber hierauf mit Verachtung zurückgewiesen, und ihr sogar als Zeichen seiner tiefsten Verachtung einen Backenstreich gegeben. Der Commandant wußte dieß alles zwar schmucklos, aber recht ergreifend zu erzählen, und hatte eben geendet, als die Kinder herzugesprungen kamen und Madame Hirt in ihn drang, seine Erzählung der Kleinen wegen noch einmal zu wiederholen. Doch die Mauthrendantin winkte ihm zu schweigen, und erbot sich die Sache noch ausführlicher zu berichten, welches dann besonders von den Kindern mit großer Freude angenommen wurde, indem Willibald behauptete, so vortrefflich könne doch niemand erzählen, als die Muhme Mauthen. Man setzte sich, um auf dem Platz zu seyn, worauf die Begebenheit geschehen, auf dem Burghof neben der mitten darin noch stehenden alten Schandsäule nieder, worauf die Mauthrendantin die Erzählung aufs neue begann.

Während sie aber mit lebendigen Farben die schöne alte Ritterzeit schilderte und gar anmuthig zu beschreiben wußte, wie das verfallene Bergschloß hier einst stattlich seine Zinnen erhoben, als es von der schönen Kunigunde bewohnt worden sey, fing der alte Felsen leise an zu erbeben, als wolle er das graue Moos vom Haupte abschütteln, und als ob sie aus langem tiefen Schlafe endlich erwachten und eilig vom Lager wieder aufstünden, so stiegen alsbald die Mauern und Zinnen und Thürme der Burg aus dem Schutt empor und wurden von unsichtbaren Händen in wenig Minuten wieder erbaut. Aber die Mauthrendantin erzählte immer weiter fort, als gewahre sie nicht, wie die alte Zeit, deren Bild sie entwarf, sich wieder um sie her gestaltete, und da ward es unter ihnen in den verschütteten Gewölbern und versunkenen Gräbern

auch lebendig, und regte sich und stieg die Stiegen hinauf, daß die Tritte durch die Zimmer, und das Sporengeklirr durch die gewölbten Gänge, und das muthige Rosseswiehern aus den Ställen wiederhallte. Jetzt aber saß die Mauthrendantin auch nicht mehr vor ihnen auf dem Steine, sondern erschien, in kostbarem Gewande und schimmerndem Schmucke, als das wunderschöne Fräulein Kunigunde auf dem Söller und sah mit bezauberndem Lächeln auf die Männer herab, die in glänzenden Rüstungen vor ihr im Burghof standen. Die Frauen hingegen saßen als alte zusammengeschrumpfte Mütterchen mit ihren in Lumpen gehüllten Kindern wie Bettler am Thor und blickten erschrocken um sich her. Rübezahl, dessen Haupt ein goldener Helm mit Geierfittigen zierte, sah sich hohnlächelnd um; seine funkelnden Augen blitzten in ausgelaßner Schadenfreude durch das geschlossene Visir; er winkte der holden Schwester Beifall zu, die auf so unerwartete Weise in seine Laune mit einstimmte, und erwartete, daß nun eine recht tolle Wirthschaft losgehen werde, und die in alte Bettelfrauen verwandelten Gattinnen zankend über ihre stattlich gerüsteten Männer herfallen sollten, daß sie nur Augen hätten für die schöne Kunigunde, und dieser nur dienen wollten, worauf die bethörten Ritter sich der Bettlerfamilie wohl schämen und sie im Angesicht ihrer Herrin dort gewiß von sich stoßen würden. Der Rath hatte auch bereits einem Pagen eine Laute abgenommen und sang die Schönheit des Fräuleins in einem zierlichen Minneliede. Bald trat denn auch der geschmückte Herold in den Burghof und verkündigte mit lauter Stimme, daß sein schönes Fräulein Kunigunde demjenigen Ritter Hand und Herz reichen und ihn zum Herrn ihrer unermeßlichen Reichthümer machen wollte, der sich zu dem Ritt auf der Burgmauer entschließen und ihn glücklich vollbringen werde. Er stieß hierauf das erstemal aufrufend in die silberne Trompete, und Rübezahl säumte nicht und trat keck hervor, die schöne Herrin nach Rittersitte grüßend, indem

er sich bereit erklärte, ihretwegen den Ritt wagen zu wollen. Er zweifelte nicht, daß die andern Männer nun auch nicht zurückbleiben würden, denn das Fräulein war wirklich gar zu hold und liebreizend, so daß ihm selbst bei ihrem Anblick ganz wunderbar zu Muthe wurde; auch wußte er wohl, daß auf dem Rosse, welches man ihm vorführen sollte, das Wagestück leicht zu bestehen sey. Der Herold stieß zum zweitenmale in die Trompete, aber der Rath und der Oberamtmann, die sich von ihrem ersten Erstaunen jetzt in etwas erholt hatten, sahen sich bang um nach Frau und Kindern, doch sie erkannten sie nicht wieder unter den Bettlergestalten. Da winkte hurtig das Fräulein, und aus dem Schlosse stürzten mehrere Pagen, um das Bettlergesindel aus dem Thore hinauszutreiben. Aber die armen Kinder fingen an zu weinen und die Frauen riefen ängstlich nach ihren Gatten, und diesen ward es, als erkennten sie jene lieben Stimmen wieder. Doch des Fräuleins Silberstimme rief in unwiderstehlicher Anmuth: „Wo seyd ihr, meine Ritter, wollt ihr nicht meine Gunst verdienen?" — und die Bettlergestalten, die sich um den Oberamtmann und den Rath herdrängten, wurden immer unkenntlicher und ekelhafter, und zum drittenmale schmetterte froh auffordernd des Herolds Trompetenstoß.

Der kleine Karl hatte sich indeß zum Scherz als Wetterhahn auf die Thurmfahne gestellt, und krähete jedesmal mit gellender Stimme in die Trompetenklänge des Herolds, und wie mitten im tobenden Gewirre der Welt das tiefe, fromme Gemüth im tollen Jauchzen zügelloser Lust oft eine heilige, warnende Stimme vernimmt, so ergriff es auch hier des Oberamtmanns Seele mit frommer Allgewalt und er rief: „Horch! der Hahn hat dreimal gekräht! aber ich werde euch nicht verläugnen!" Mit diesen Worten warf er sich der alten Bettlerin in die Arme, die ihn mit seines Weibes Stimme nannte und drückte die zerlumpten Kinder an das Herz, die eben so weinten wie seine Kleinen. Der Rath aber war

mit dem immer stärker anstürmenden Pagen im Handgemenge; er hatte das Schwert gezogen, um die Bettler zu vertheidigen, würde es aber am Ende selbst mit Rübezahl haben aufnehmen müssen, der, über die vereitelte Lust in Wuth gesetzt, dem Pagen zu Hülfe eilen wollte, wenn nicht so eben der uns bekannte alte Commandant der Burg, welcher jetzt in den Stallmeister des Fräuleins verwandelt und in ihre Farben gar reich gekleidet war, ein schnaubendes milchweißes Roß herbeigeführt hätte. „Wohlauf, Herr Ritter Mißpickel!" redete er den Rübezahl an, „Ihr habt Euch bereit erklärt, den gefährlichen Ritt aus Liebe zu meinem Fräulein zu wagen: hier ist das beste Roß aus meiner Herrin Stall!" Dem Rübezahl kam dieß doch etwas unerwartet, er hätte sich lieber ein Pferd seines Gestütes vorführen lassen; allein der Stallmeister drang mit ernsten, beschämenden Worten in den zögernden Ritter, und winkte endlich seinen Leuten, welche denn auch sogleich hülfreiche Hand anlegten und den Ritter Mißpickel zu Pferde brachten. Kaum aber hatte er das Roß vor den Augen des Fräuleins herumzutummeln versucht, als es immer wilder und wilder wurde, zu bocken und sich zu bäumen begann, und mit ihm die Wände hinanklettern wollte. Rübezahl saß jedoch wie eine Klette und wendete alle Reiterkünste an, das Thier zu bändigen. Allein bald wuchsen dem Pferde ein paar breite Hörner aus der Stirn, und das Ganze gestaltete sich zu einem großen Ziegenbock, während auf des Ritters Kopfe die goldnen Geierfittige Leben bekamen und sich zu regen anfingen und mit dem Helm selbst herabflogen, der, in eine große Nachteule verwandelt, den Ritter umschwirrte und mit hohler Stimme ihn auslachte. Das war selbst dem Rübezahl zu toll! Die Sinne schwindelten ihm, und es gelang dem Ziegenbock wirklich, seinen Reiter tüchtig abzuwerfen. Ein lautes allgemeines Gelächter erscholl im ganzen Schloßhof: der Rath, der Oberamtmann hielten sich die Seiten, und selbst das Fräulein war in den Hof hinabgestiegen,

um die höchst lächerliche Scene ganz in der Nähe zu sehen. Nur die Kinder liefen besorgt hinzu, um den Hartgefallenen wieder aufzuheben; dieser aber raffte sich beschämt und vor Zorn glühend selbst vom Boden auf, und da er sah, wie das Fräulein ihn ganz besonders schadenfroh auslachte, erfüllte er den tragischen Schluß der wirklichen Geschichte, und gab ihr in unbezähmter Rachsucht einen derben Backenstreich. Das beleidigte Fräulein spreizte eben ihre schönen zehn Fingerlein aus, um dem unhöflichen Ritter damit in das Gesicht zu fahren, als in demselben Augenblicke der in seinen Leinwandkittel wieder gekleidete alte Commandant mit den Worten auf sie zutrat: „Dergleichen Prügeleien verbitte ich mir von den Fremden, die ich hier oben in der gräflichen Burg herumführen soll. Fällt so etwas noch einmal vor, so muß ich sie arretiren und einstecken lassen, denn das heißt den Landfrieden gebrochen!“ Bei diesen ernsten Worten verschwand aller Zauber, die Gesellschaft stand wieder in dem öden Hofe der zerfallenen Burg, und während die Uebrigen tief aufathmeten, als wären sie eben aus einem schweren Traume erwacht, sahen sich Rübezahl und die Mauthrendantin nicht wenig betroffen an.

„Wollen Sie nicht den bestellten Kaffee trinken?“ sprach der Commandant ganz ruhig. „Meine Tochter wird ihn wohl schon in die Laube getragen haben, von wo Sie die schönste Aussicht in das Thal genießen können!“ Hiermit führte er die schweigende Gesellschaft nach dem bezeichneten Ort, wo denn auch wirklich der Kaffee aufgetragen stand.

Als man Platz genommen, wendete sich der Rath Schnüffelberg mit höflichen Worten an die Mauthrendantin und sagte: „Das muß wahr seyn, verehrte Frau, Sie verstehen vortrefflich zu erzählen, das lebt und webt alles, man sieht alles vergehen und sich gestalten, man wird ein Ritter und streitet mit!“ Die Frauen hingegen rückten näher an ihre Männer und meinten sanft, sie

hätten sich doch gar zu sehr dabei fürchten müssen, und die Geschwister fragten Willibalden heimlich: ob ihm denn die Muhme Manthen vor dem Jahre auch solche schreckliche Sachen erzählt habe? Er schüttelte schweigend den Kopf, und wie auch Karl versichern mochte, daß dieß eben die schönsten Erzählungen wären, in denen man selbst mitspielen und Faxen machen könne, so mochten sie doch von keiner Erzählung heut etwas mehr wissen, sondern setzen sich dicht um ihre lieben Eltern her. Bald ergoß sich wieder eine sanfte, ernste Stimmung in alle Gemüther, man vergaß die Schauder des eben gehabten Traumes, sah nachdenkend neben sich die in Trümmer versunkene Vergangenheit stehen, unten im fruchtbaren Thale die frische, fröhliche Gegenwart sich regen, und hinter den hohen blauen Gebirgen die Zukunft warten.

Nur Doktor Mißpickel war übel gelaunt und drehte der Mauthrendantin stets den Rücken zu, ob diese gleich fast mehr Ursache zum Zürnen gehabt hätte als er, denn eine Wange brannte ihr von dem erhaltenen Ritterschlag noch wie Feuer. Aber die letzte Scene mit dem Ziegenbock war ihm denn doch zu arg; er verstand ja wohl Spaß, hier aber war der lächerliche Ausgang der ganzen schadenfrohen Gaukelei einzig auf ihn zurückgefallen, und wer sollte dieß anders bewirkt haben als die Mauthrendantin? Auf der andern Seite hatte ihn aber manches bei dem Vorfall wieder tief ergriffen; er setzte sich zwischen den Oberamtmann und dessen Gattin, nahm freundlich eine Tasse Kaffee, die ihm die letztere reichte, rief die Kinder näher zu sich, liebkoste sie und ließ von dem kleinen Karl aus des Commandanten oben aufgeschlagener Bude Backwerk für sie herbeiholen. Als der Oberamtmann endlich an den Rückweg erinnerte, brachte der Commandant das große Fremdenbuch, damit die Gesellschaft ihre Namen vorher eintragen möchte. Da nun der Doktor und die Mauthrendantin nicht Lust dazu bezeigten, so forderte man einstimmig den Rath Schnüffelberg auf, statt der

Namen ein paar sinnvolle Strophen zum Andenken hier einzuschreiben.

„Schreib aber etwas Ernstes, lieber Mann," sprach seine Gattin, „was Bezug hat auf die versunkene Pracht dieses Schlosses, an dessen Trümmern wir stehen!" — „Doch bitte ich auch der Heilquelle in Warmbrunn nicht zu vergessen, die der Zeit zum Trotze immer noch fortrinnt!" fiel die Mauthrendantin ein. Und nach kurzem Sinnen schrieb denn der Rath folgendes:

Das Schwert, das hier geschwungen,
Es rostet lange schon.
Was Sänger hier gesungen,
Auf immer ist's entflohn.
Der Mensch und seine Werke,
Sie sind des Tages Raub,
Die Schönheit und die Stärke
Zerfallen bald in Staub.
Jedoch die Sterne glimmen
Und walten immerdar,
Und Blüth' und Kinderstimmen
Bringt jedes neue Jahr.
Die freundliche Najade
In ihrem Felsenhaus
Gießt immer noch zum Bade
Die Fluthen liebreich aus.
Die Parzen selbst gewinnen
Kann ihr vertrautes Wort,
Sie werden weich und spinnen
Den Faden länger fort.

Die Gesellschaft war mit diesen Strophen vollkommen zufrieden; besonders pries die Mauthrendantin den Rath als einen trefflichen Dichter.

„Wenn ihr, meine lieben kleinen Leser, einmal selber den Kienast ersteigen solltet, dann blättert nur in dem großen Fremdenbuche nach. Unter dem Jahre 1817 werdet ihr jene sinnvollen Zeilen wirklich dort eingeschrieben finden. Es steht aber kein Name darunter, denn der Dichter hat auch den seinigen bescheiden verschwiegen.

Die Räthin, welche das Steigen auf dem Gebirge nicht ertragen konnte, fuhr wieder zurück, die übrige Gesellschaft übernachtete aber im Gasthofe zu Schreibershau, dem zunächst am Gebirge liegenden Dorfe. Alles war vergnügt, nur die Mauthrendantin und der Doktor schmollten mit einander; zwar winkte sie ihm mehreremale auf ihr Zimmer, um ihn allein zu sprechen; da sie ihn aber nie ohne geheimes Lächeln ansehen konnte, weil ihr immer der Ritt auf dem Ziegenbock einfiel, so wendete er sich jedesmal beleidigt von ihr ab und that, als habe er ihr Winken nicht bemerkt. Die beiden Geschwister blieben also unverständigt und im gegenseitigen Mißtrauen befangen.

Kaum graute der andere Morgen, als der kleine Karl mit seinem Munde dergestaltige Trommelwirbel schlug, daß alle vom Schlafe auffuhren. Der alte berühmte Führer Zeidler stellte sich verlangtermaßen ein, und unter seiner Anführung begann die Gesellschaft in der Kühle des herrlichen Morgens die Wanderung auf das Gebirge. Der kleine Ernst machte sich zuerst an den alten Führer und fragte neugierig: ob denn Rübezahl auf dem Gebirge wirklich noch sein Wesen treibe, und ob sie heut nicht vielleicht etwas von ihm sehen würden?

„Stille! stille!“ flüsterte Zeidler; „wir sind nun schon in seinem Gebiete, und da muß bloß vom gnädigen Herrn vom Berge die Rede seyn, sonst möchte es etwas geben!“

Doktor Mißpickel aber, der es gehört, nahm den kleinen Ernst ehr freundlich bei der Hand und fragte: „Wen möchtest du gern

sehen, mein Söhnchen?" — und da ihm Ernst entgegnete: „den Rübezahl möcht' ich gern sehen, denn das soll gar ein närrischer" — — so fiel der Doktor hastig mit den Worten ein: „Vergiß deine Rede nicht, mein Püppchen, aber sieh einmal den köstlichen Schmetterling! es ist eine Phaläne, wir haben sie wahrscheinlich aufgescheucht! gewiß fehlt sie dir noch in deiner Sammlung!" — und wirklich flog der schöne Nachtschmetterling, der Todtenkopf, vorüber. Ernst war mit zwei Sätzen hinter ihm her; der Besitz eines so seltenen Nachtvogels war sein höchster Wunsch. Aber so oft er die Hand nach dem Schmetterling ausstreckte, schlug ihn eine unsichtbare Ruthe derb auf die Finger, so daß er endlich von dem Fang abstehen mußte, und er zu der rufenden Mutter klagend zurückkehrte.

„Sey du nur still, Ernstchen!" flüsterte ihm der kleine Karl zu und wischte ihm die Thränen ab; „ich werde dir schon einen schönen Todtenkopf verschaffen, aber sprich nicht mehr vom Rübezahl!"

Die Schwestern aber, denen der arme auf die Finger geklopfte Bruder leid that, hatten bereits in ihrer Unschuld auf Rübezahl gescholten, dem sie diesen Possen zuschrieben, vergaßen jedoch den Aerger, als ihnen Willibald einen Busch reifer Heidelbeeren brachte, die er für sie gepflückt, und machten sich sogleich über die schönen Früchte her. Diese aber zerplatzten ihnen jedesmal vor dem Munde und spritzten ihnen den Saft dergestalt ins Gesicht, daß sie große blaue Schnurrbärte bekamen. Alles lachte, denn die Mädchen sahen höchst komisch aus. Der Doktor nannte sie schadenfroh seine beiden kleinen Grenadiere, und vergeblich bemühten sie sich, die garstigen Bärte abzuwischen; bis denn der kleine Karl, dem ihre Noth zu Herzen ging, sein Taschentuch mit Morgenthau benetzte und so den beschämten Mädchen von ihren Schnurrbärten

half, worauf er die Kinder zu sich rief und mit ihnen voraussprang.

Madame Hirt schloß sich auf's neue recht innig an die Mauthrendantin an, und erzählte, durch den vorjährigen Umgang schon mit ihr vertraut, von alle dem, was sie seitdem erlebt hatte.

Der Doktor hingegen hielt sich fern von den Frauen, und ließ sich mit den Männern in ein Gespräch über die Natur des Riesengebirges ein, denn er mochte mit der Mauthrendantin ichts zu thun haben und sah sich vielmehr ungeduldig nach seiner Schwester Heißperlchen um.

„Es ist mir fast ein stolzer Gedanke," sagte der Rath Schnüffelberg, „daß diese Berge, meine Landsleute, ihren einfachen Bestandtheilen nach zu den Urgebirgen gehören und wir also jetzt auf Grund und Boden stehen, der vielleicht Zeuge der Schöpfung war!"

Der Doktor lächelte still vor sich hin.

„Granit," fuhr der Rath fort, „Granit ist das Wappenschild meines Vaterlandes, und die Schneekoppe im himmelblauen, mit goldenen Sternen besäeten Felde das einfache, erhabene Bild darin!"

„Was heißt denn eigentlich Urgebirge?" fragte die Oberamtmännin.

„Denke nur daran, mein Kind, wie du das Wörtchen Ur gebrauchst;" entgegnete ihr Gatte, „dann wird dir's gleich erklärlich seyn. Denn wie dein Ur-Ur-Ur-Großvater der erste deiner Familie war, so sind auch die Urgebirge die allerersten Gebirge, die Grundsteine des großen Baues gewesen. Besonders rechnet man hierher den Granit, der, wie ich glaube, aus einem Gemenge von Quarz, Feldspath und Glimmer bestehen soll!"

„Ganz recht!" fiel der Rath belehrend ein. Es gibt aber auch verschiedene Abarten, z. B. den Aftergranit, den übermeng-

ten, den Halbgranit, in welchen außer den von Ihnen genannten drei Bestandtheilen auch noch andere mehr oder minder sich finden. Hornblende, zum Beispiel, vertritt sehr oft die Stelle des Glimmers; so auch der Schörl, und an einigen Orten der mit ihm verwandte Pinit. Seltener als diese findet man noch Granat, Zinnstein, Braunkiesel, Opal, Chalcedon, Topas, Chlorit, Strahlstein und Flußspath als Gemengtheile des Granits. Der Name selbst aber ist neuer, denn Plinius und Agricola wußten noch nichts davon; Tournefort ist der Erste, der in seiner Reise nach der Levante im Jahre 1699 das Wort Granit gebraucht!"

„Ei! ei! Sie sind wohl ein starker Mineralog?" fragte der Doktor.

„Ein wenig!" erwiederte der Rath; „ich wünschte nichts mehr, als Sie alle, meine Werthen, in das Herz dieses Gebirges einführen und die Organisation seiner Natur anatomisch mit Ihnen untersuchen zu können!"

„Nun, dazu könnte ja wohl Rath werden!" meinte der Doktor.

Der Oberamtmann aber protestirte dagegen. „Nein, lassen Sie uns draußen bleiben und im Sonnenglanz die Natur beschauen. Was hülfe es mir, wenn ich mir einen Weg in die dunkle Brust des Menschen graben wollte, um die Bestandtheile seines Herzens zu untersuchen? Nur wenn ich sein Antlitz sehe und seine Stimme vernehme, lerne ich ihn erst recht kennen. So auch mit der Natur, die bunten Fluren und dunkeln Wälder, die silbernen Ströme und blauen Berge das ist ihr Antlitz, und die Stimmen ihrer Millionen Geschöpfe die Sprache, die sie ihre Kinder lehrte. Dieß will ich sehen und vernehmen, um die Mutter zu verstehen und zu lieben!"

„Sie sind ein charmanter, gefühlvoller Mann, ein wahrer Naturfreund!" sprach der Doktor; „ich wollte Ihnen aber doch

im Magen der alten Mama wunderbare Sachen zeigen, die sie verschluckt hat; denn mit dem Urgebirge hier ist's nicht so ganz richtig, da hat jeder seine besondern Ansichten; die Fliegen mögen die Ruinen des Kienastes vielleicht auch für Urgebirge halten!"

Der Rath sah ihn befremdet an und wollte weiter fragen doch die Oberamtmännin bat, vorwärts zu eilen, denn sie hörte den Jubel der Kinder über die herrliche Aussicht in die Gegend, und sah sie um einen großen Steinhaufen versammelt, welchen Karl erklettert hatte, um von oben herab eine Rede an seine kleinen Freunde zu halten.

„Erlauben Sie, meine verehrte Gesellschaft!" erhob der alte Führer seine Stimme, als sie dem Steinhaufen nahe waren, „diese großen Granitplatten, welche gar seltsam auf einander liegen, pflegt man die Rübezahlskanzel zu nennen, jedoch" —

Der Doktor verzog das Gesicht, als müsse er eine bittere Pille hinunterschlucken, die schadenfrohe Mauthrendantin befragte aber nochmals den Führer um das eben Gesagte, und da dieser die Rübezahlskanzel auf's neue nannte, stellte sich der Doktor, als ob er über einen Stein stolpere, schoß aber mit vorwärts gehaltenem spitzigen Stocke auf den alten Zeidler los. Dieser wußte jedoch dem zugedachten Stoße so gut auszuweichen, daß der Doktor wirklich gefallen seyn würde, hätte jener ihn nicht im Vorbeischießen beim Kragen gefaßt und mit den Worten wieder auf die Beine gestellt: „Sachte, sachte! liebster Herr Doktor! das hätte eine blutige Nase geben können!" Alles lachte, der alte Zeidler hob aber gelassen seinen Spruch wieder an: „Diese großen Granitplatten, welche gar seltsam auf einander liegen, pflegt man zwar die Rübezahlskanzel zu nennen, jedoch" — —

„Haltet ein!" rief der aufgebrachte Doktor, „ihr seyd an einer Stelle, wo geheimnißvolle Mächte walten. Hinunter von eurer sogenannten Kanzel, ihr vorwitzigen Kinder! hinunter! Ich

will euch mit kurzen Worten sagen, auf welchem geweihten Platze ihr steht!"

Die Kinder flohen erschrocken zu ihren Eltern und der Doktor fuhr fort:

„Der Sinn des eitlen Menschengeschlechts ist wandelbar wie sein Leben; was die Väter heilig hielten, haben die Kinder umgestoßen; auf den Stellen, wo sonst die alten Opferaltäre standen, haben sie ihre Kanzeln erbaut; aber nur in den Thälern dürfen sie dieß thörichte Wesen treiben, denn auf den Bergen herrschen die alten Geister noch. Auf dem Blocksberg wird alljährlich noch das Fest begangen, zu welchem die klügsten und einsichtsvollsten Menschen sich in der ersten Mainacht versammeln; mit wunderbaren Kräften ausgerüstet kehren sie dann in ihre Heimath zurück, und ob sie gleich von ihren einfältigen, neidischen Mitbrüdern Hexen und Zauberer genannt werden, so entschädigt sie doch die Freundschaft des Berggeistes reichlich für alle Schmach!"

„Erlauben Sie!" fiel der alte Zeidler ein, „die Hexen wurden aber auch verbrannt, und das konnte der Herr Blocksberg mit aller Freundschaft nicht hindern!"

„Schweig Er!" rief zornig der Doktor. „Er ist ein einfältiger, ungebildeter Mensch! Der Blocksberg steht tief unter der Schneekoppe, und was sein Beherrscher nicht vermochte, das kann der mächtigere Geist des Riesengebirges ausführen. Ich bin so glücklich, ihn seit langen Jahren zu kennen, habe seine Freundschaft errungen, und durch sie aus den Quellen tiefer Weisheit und geheimer Kraft geschöpft. Wißt denn, ihr Verblendeten, was ihr hier Kanzel nennt, das ist sein alter Opferaltar, und wer ihn hier verehrt, den rüstet er mit allen Gütern des Lebens und mit geheimer Zauberkraft reichlich aus!"

„Der Doktor hat recht!" fiel die Mauthrendantin ein; „ich bin auch eine Freundin und Verehrerin des großen Gnomen! —

Haben wir heut nicht den Tag, wo die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt und der Sommer anfängt? Steht nicht die Sonne eben hoch im Mittag? — O ihr Beneidenswerthen! Ihr seyd eben zu einer glücklichen Stunde hier angekommen. Heute begehen die Verehrer des Berggeistes gerade sein Fest, heut wird er sich ihnen auf diesem Altare hier zeigen! — Seht ihr? dort strömt das Volk schon herbei! sie bringen ihm ihre Geschenke und eilen zu den Opfertänzen!"

Und wirklich vernahm man von fern die Töne einer rauschenden Musik, und sah ganze Schaaren schön geputzten Volkes heranziehen. Sie versammelten sich um den von ungeheuren Granitplatten aufgethürmten Opferaltar, behingen ihn mit Kränzen, legten ihre Geschenke darauf und begannen bei hinreißend schöner Musik die Opfertänze. Da fuhr ein gewaltiges Brausen durch die Luft, ein blendender Glanz umgab die alte Rübezahlskanzel, und wie aus einem Blitz geboren, stand der Berggeist in der Gestalt eines wunderschönen Jünglings mitten auf seinem Altar.

„Willkommen, meine Getreuen! willkommen!" rief er; „ich nehme Eure Geschenke mit Dank auf und will meine herrlichen Gaben euch nicht vorenthalten! Was verlangt ihr von mir?"

Da riefen die Einen aus dem Volke: „Wir sind arm, gib uns Gold!" und die Andern: „Wir sind alt, mach uns jung!" und die Kinder schrieen: „Wir sind noch klein, mach uns doch groß!" und der schöne Gnome nahm seinen Blumenkranz vom Haupte und schüttelte den Blüthenstaub in die Luft, der alsbald in einem Regen von Goldstücken wieder herabfiel. Er schlug dann mit seinem krystallenen Stabe an den Felsen, und heraus sprang ein silberklarer Quell, zu dem sich die Alten und die Kinder drängten, um aus ihm zu schöpfen, denn wie sie tranken, wurden die Greise und Greisinnen wieder jung und die Kinder wuchsen im

Augenblick zu schönen stattlichen Jünglingen und Jungfrauen auf, und alle sammelten das Gold.

Unsere Reisenden standen erstaunt und glaubten sich in einem Traume befangen. Da trat die Mauthrendantin auf sie zu, zwei goldene Becher in der Hand, deren einen sie der Madame Hirt reichte, während sie selbst gierig aus dem andern trank. Und plötzlich ging aus der kleinen, dicken, ältlichen Frau, wie aus der häßlichen Raupenpuppe der Schmetterling, eine gar liebliche Jungfrau hervor. Sie reichte den Becher, aus welchem ihre schönen Lippen so eben Jugend getrunken, hierauf dem Rath Schnüffelberg, und forderte alle mit holden, eindringenden Worten auf, den günstigen Augenblick nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen und Gold zu sammeln und aus dem Wunderquell zu trinken! Sie wendete sich an die erstaunten Kinder und sprach: „Seht mich an, meine Kinder! gefällt euch die Muhme Mauthen in dieser Gestalt? Eilt und wachst zu mir heran, wir wollen fröhlich das Leben durchwandern! Schaut dorthin, ihr Knaben, dort warten eurer schon die Diener mit den blanken Waffen und den schön geschmückten Rossen, die ihr besteigen sollt! Seht, ihr Mädchen, dort stehen eure Dienerinnen, und tragen reichen Schmuck und schöne Kleider, um euch damit zu putzen, sobald ihr getrunken und die enge Kindergestalt abgeworfen habt!

Wirklich sahen die Kinder auch alle diese Herrlichkeiten in der Ferne auf sie warten. Aber die Eltern wiesen den goldenen Becher zurück, den ihnen die schöne Jungfrau reichte, und die Oberamtmännin umschlang ihren Gatten, indem sie sprach: „Laß uns nicht trinken, Vater! Wir sind uns ja beide wohl noch jung, denn wir sind mit einander alt geworden. Ich mag keine Falte auf deinem lieben treuen Antlitz entbehren, denn ich weiß, wie diese Erinnerungsschrift entstanden ist in Liebe und Sorgen!"

Und auch er wies den Becher ab und sagte: „Nein! wir

trinken nicht! Unsere Jugend ist schon unsern Kindern verfallen; wir mögen sie nicht zurückfordern. Auch des Zaubergeldes bedürfen wir nicht, denn Gott gibt uns ja Arbeit und durch sie unser tägliches Brod!“ — Und die Kinder umschlangen wehmüthig die Eltern und riefen:

„Trinkt nicht! Ihr sollt nicht anders aussehen, als jetzt! Deine bleichen Wangen, Mutter, sind ja doch viel schöner, als unsere vollen rothen; deine grauen Haare, Vater, uns ja doch viel lieber, als unsere blonden oder dunklen Locken! Wir mögen auch nicht trinken, und wollen lieber noch lange, lange Kinder und bei euch bleiben!“ und während Jeanette und Antonie die Eltern fest umschlungen hielten, liefen Willibald und Ernst dem kleinen Karl nach, der, einen vollen Becher in der Hand, nach dem Platze rannte, wo die Knappen mit dem Waffenschmucke und den wiehernden Rossen standen, indem er ihnen zurief: „Kommt! kommt! und trinkt euch Kraft und Muth! Wir wollen zu Pferde steigen und zusammen in die Welt reiten, die dort unten so schön und bunt sich vor uns ausbreitet! Kommt und trinkt und sammelt euch Gold zur Reise!“

Aber Willibald schlug ihm im redlichen Eifer den Becher aus der Hand, und Ernst hielt ihn hinten am Jäckchen fest und beide sagten: „Karlchen, trinke du nicht! und bleib noch ein Kind, wie wir! Die schönen Pferde und Waffen, und die bunte, herrliche Welt dort unten warten schon noch auf uns, aber wir haben vorher noch vieles zu lernen und noch viele fröhliche Kinderspiele zu spielen, und der heilige Christ soll noch oft wiederkommen!“ — „Und ich,“ sprach Willibald, „bin ja mit der Landschaft zu Vaters Geburtstag noch nicht fertig;“ — „und ich,“ fiel Ernst ein, „habe ja noch viele kostbare Raupen, die sich verpuppt haben, und noch nicht ausgekrochen sind!“ — „Und Gold brauchen wir auch nicht,“ riefen beide, „denn Vater gibt uns ja Taschengeld. Drum komm

du lieber mit uns, Karlchen! spiele du mit uns, und lerne mit uns und wachse unter dem Segen unserer Eltern fröhlich mit uns auf!“

Da umschlang Karl die beiden kleinen Freunde und versprach mit ihnen in ihre Heimath zu ziehen, und lief zu den Eltern auch mit zurück, umfaßte sie auch und rief: „Trinkt nicht! trinkt nicht! sonst möchte ich euer Kind nicht werden!“ und während diese den kleinen Karl liebkosten, sprach Willibald zu der jugendlich schönen Mauthrendantin: „Geh, du böses Wesen; du bist nicht die gute Muhme Mauthen vom vorigen Jahre! die hatte uns nur lieb, weil wir Kinder waren, du aber willst uns um die schöne Zeit bringen!“

Karl aber sprang eilig auf den Altar und ward zur Flamme, und verhüllte mit dichtem milchweißen Rauche die Göttergestalt des darauf stehenden Berggeistes.

Der Rath stand, während dieß vorging, unschlüssig da und sah in den Becher, aus welchem ihm das reizende Bild der schönen jungfräulichen Mauthrendantin anlächelte und zum Genuß winkte. Doch die Scene zwischen Eltern und Kindern, die Gold und Becher standhaft zurückwiesen, bestimmte auch ihn, und indem er seine Augen nicht von ihnen abwenden konnte, goß er den Becher langsam aus, und wusch sich in der Zerstreuung die Hände in dem Wunderwasser, woher es denn auch wahrscheinlich kommt, daß er noch bis auf den heutigen Tag sehr schöne, mädchenhaft weiße Hände hat.

Rübezahl war aber zu weit gegangen, als daß er schon jetzt hätte ablassen sollen. Was seine blendenden, verführerischen Geschenke nicht vermochten, wollte er nun durch Furcht erzwingen. Er schlug mit dem Krystallstabe in die ihn verhüllende Flamme, daß sie mit einem Schrei verlöschte, und streckte ihn, Blitze sprühend, in alle vier Weltgegenden aus. Da machten sich die Stürme auf, jagten

von allen Seiten die Wolken nach dem Gebirge zusammen und bauten mit emsigen Händen ein furchtbares Ungewitter auf. Der Himmel stand im Blitzesfeuer, die alten Berge erbebten vom krachenden Donner und die Windsbraut heulte mit ihrer Wolfsstimme dazwischen. Rübezahls holde Gestalt hatte sich in einen furchtbaren Riesen verwandelt, der drohend auf dem Felsenaltare stand und rief: „Wer mir in meinem Reiche hier nicht göttliche Ehre erzeigt, den schmettre ich strafend hier in Staub zusammen!" und die Truggestalten des Volkes stürzten auf ihre Kniee nieder und hoben die Hände zu dem Gnomen auf, und die Mauthrendantin beschwor, in verstellter Angst, unsere erschrockenen Reisenden auch, mit niederzuknieen und den Berggeist anzurufen, um seiner Rache zu entgehen. Aber der Rath entgegnete: „Ich gehöre nicht zu jenem verblendeten Volke; das Gewitter wird schon vorübergehen!" Der Oberamtmann hielt Weib und Kinder umfaßt und sagte: „Wir stehen allein in Gottes Hand, und nur vor ihm beuge ich meine Kniee; auch über jenen Berggeist ist er Herr und Richter!" Und die Mutter wendete sich mit Abscheu von dem Altare weg, hielt ihre bebenden Kinder fest, betete leise mit ihnen zu Gott und sagte dann zu dem alten Führer Zeidler, der ruhig neben ihr stand: „Führt uns in Gottes Namen weiter! lieber in das furchtbarste Gewitter hinaus, als eine Minute länger bei dem Versucher!"

Der alte Zeidler aber nahm seinen Hut ehrerbietig vor ihr ab. Da theilten sich plötzlich, wie von einer fremden Macht zerrissen, die dichten Wolken; der Tag brach wieder hell durch die Gewitternacht, und auf einem entfernten hohen Steine stand der kleine Karl, in ein goldenes Kalb verwandelt, bei dessen lautem Blöken all das Zaubergesindel eilig den Altar verließ, um seine Opfertänze dort zu beginnen. „Erlauben Sie!" sprach Zeidler gelassen, sich der Rübezahlskanzel nähernd, auf welcher der Gnome jetzt nicht mehr stand;

„erlauben Sie! diese großen Granitplatten also, welche gar seltsam auf einander liegen, pflegt man die Rübezahlskanzel zu nennen, jedoch sind sie eigentlich nichts anderes, als die verloren gegangenen steinernen Tafeln, worauf Moses die zehn Gebote niederschrieb, während das verblendete Volk dort um das goldene Kalb tanzte!" und hiermit faltete er die riesenhaften Felsplatten auseinander, als blättere er in einem Buche, und zeigte ernst auf die noch unverlöschten Worte:

„Du sollst keine andern Götter haben neben mir!"

Und wie er sie mit lauter Stimme ausgesprochen, war aller Spuk verschwunden; Gottes freundliche Sonne, das Bild seiner Liebe und Macht, strahlte mild und warm hernieder, und während die Freunde alle, froh der überstandenen Gefahr, auf die Kniee sanken, um vor dem Ewigen zu beten, knieeten auch die Mauthrendantin und der Doktor demüthig unter den übrigen und beteten mit, und als sie sich wieder erhoben, sagte der Doktor, indem er den Freunden die Hände drückte: „Gottlob! daß es überstanden ist!"

„Aber, Freundchen, wo habt Ihr denn während des Gewitters gesteckt?" meinte der Rath zum Doktor; ich glaube gar, Ihr hattet Euch unter den Felsplatten verkrochen?"

Der Doktor nickte, nahm erst eine Prise Tabak, um das Lachen zu verbergen, und sagte dann: „Ich wünschte meine Kleider zu schonen, und sehen Sie wohl, ich habe sie völlig trocken erhalten!"

„Und die Frau Mauthrendantin haben auch das hübsche Reisekleidchen wieder abgelegt, welches Ihnen so allerliebst stand?" fragte der Rath weiter.

„Es würde ja doch zu den übrigen etwas abgetragenen Reisekleidern der Gesellschaft nicht gepaßt haben!" antwortete sie ein wenig höhnisch. Die beiden Gatten schwiegen und sahen sich innig freundlich an. Die Kinder aber hingen sich an den Doktor und

meinten: Er habe sie zu einem glücklichen Tage auf das Gebirge geführt, denn der Rübezahl habe ihnen eine allerliebste, obgleich etwas greuliche Komödie vorgespielt.

„Ei, ich hätte euch wohl noch schönere Sachen zu zeigen!" entgegnete der Doktor; „wenn ihr mir nur durch den hier unten liegenden Stollen in das Innere der Berge folgen wolltet, da gibt es kostbare Felsensäle mit Edelsteinen verziert!"

„Erlauben Sie, meine hochverehrte Gesellschaft!" fiel der alte Zeidler ein; „wenn Sie es nicht versäumen wollen einen schönern Saal zu bewundern, an welchem die untergehende Sonne und der gestirnte Nachthimmel die Hauptverzierungen sind, so dürfen wir keine Zeit verlieren, denn es ist noch eine tüchtige Strecke bis zur Schneekoppe!" und hiermit schritt er rasch vorwärts, und die Gesellschaft, auf den Doktor nicht weiter hörend, folgte emsig ihrem alten Führer. — —

„Höre, liebstes Eisfluthel," sprach der Doktor heimlich zur Mauthrendantin, die mit ihm in einiger Entfernung den übrigen folgte, „du hast mir unter dem Scheine, als wolltest du meine Versuche mit den Menschen begünstigen, gestern und heute schon recht hinterlistige Streiche gespielt, ich verbitte mir dieß für die Zukunft!"

„Eisfluthel?" entgegnete die Mauthrendantin lachend. „Kennst du mich denn nicht? Ich bin ja deine Schwester Heißperlchen!"

Rübezahl sah sie erstaunt an.

„Ich habe diese Gestalt angenommen," fuhr sie fort, „um mir das Vertrauen deiner Freunde schnell zuzueignen, und es hat wahrlich nicht an mir gelegen, daß deine Proben nicht besser ausgefallen sind. Warum aber ließest du dich auch von dem Ziegenbock gestern abwerfen und warst gleich so grob, mich ins Gesicht zu schlagen?"

„Also du bist Heißperlchen! Da hab' ich dir freilich Unrecht gethan!" sprach der Doktor nachdenkend, „und nun seh' ich wohl

ein, daß es an dir nicht gelegen. Aber entweder hat uns der einfältige Karl mit seiner kindischen Anhänglichkeit an die Menschen den Spaß verdorben, oder es war noch eine andere unbekannte Macht im Spiele!"

„Fast glaub' ich's auch!" erwiederte die Schwester; „doch haben deine Freunde nicht eben schlecht bestanden, weßhalb ich ihnen fast gut geworden bin!"

„Ich auch, ich auch!" versicherte Rübezahl. „Laß uns aber den alten Zeidler zurückschicken, das ist ein meschanter Kerl, der mit seinen trockenen Worten uns überall im Wege steht und am Ende mehr ist als er scheint; denke nur, wie er vorhin die Granitplatten auseinanderfaltete, als wären es Papierblätter. Er muß fort, denn er verdürbe mir wohl noch die letzte Freude!"

„Und was hast du noch vor?" fragte die Schwester.

„Ihre Treue und Frömmigkeit durch Versprechungen und Drohungen zu erschüttern, ist uns nicht gelungen!" antwortete Rübezahl. „Wohlan, so laß uns auf ihre Einbildungskraft wirken, die ja auch nur allein jene Blocksbergreiter zu Hexen und Zauberern macht. Ich will ihnen hart zusetzen und ihnen sicher den Kopf verwirren, damit uns Schwester Eisfluthel nicht völlig auslache!"

Die Geschwister eilten hierauf der übrigen Gesellschaft nach. Der Doktor gab dem Führer Zeidler ein Goldstück für seine Mühe und hieß ihn umkehren, weil ihm der Weg nun selbst genau bekannt sey. Der Alte gehorchte, schien mit des Doktors Freigebigkeit sehr zufrieden und ging zurück.

Unsere Reisenden eilten nun mit beflügelten Schritten vorwärts, um noch vor Sonnenuntergang den Gipfel der Schneekoppe zu erreichen. Hier fanden sie schon andere Freunde, die auch dieß Naturschauspiel abwarten wollten, und erkannten zu ihrer unbeschreiblichen Freude unter jenen die Frau von Geierstein. Da

wäre denn bald vor der Wonne des Wiedersehens die Schneekoppe und der Sonnenuntergang vergessen worden, denn es war allen ums Herz, als möchten sie lieber in die holden Trostaugen der Frau von Geierstein, als in die schöne vom Strahl der scheidenden Sonne beleuchtete Gegend schauen.

„Wo haben Sie denn aber meinen lieben Adolph?" fragte Willibald, „warum ist er denn nicht auch mit hier?"

Die Mutter berichtete, daß ihr Sohn sich jetzt auf der Schule zu Breslau befinde und sie eben auf einer Reise zu ihm begriffen sey; sie wollte noch mehreres von ihm erzählen, wie sein Fleiß und sittliches Betragen ihr große Freude mache, und sie zu gar schönen Hoffnungen für die Zukunft berechtige, als Doktor Mißpickel mit den Worten rasch hinzutrat:

„Ein andermal, meine Damen! ein andermal! Sie haben noch viel Zeit zur Erzählung Ihrer Lebensgeschichte; die Sonne aber hat keine Zeit mehr, sie will zur Ruhe und wir müssen eilen, um noch ein paar Blicke in die erleuchtete Gegend zu thun. Ich habe mehrere sehr gute Fernröhre zu mir gesteckt, die Ihnen einen hohen Genuß verschaffen werden!"

Er zog hiermit verschiedene dergleichen aus der Tasche und vertheilte sie unter die Gesellschaft. Sie hatten die Gläser jedoch kaum ans Auge gehalten und eine Zeitlang durch dieselben in die Gegend geschaut, als ein neues Leben unter sie kam.

„Schön guten Abend! Schön guten Abend!" sprach Madame Hirt und machte einige tiefe Knixe. „Mein Himmel, so steht doch nicht und gafft die Fremden so an, ihr Kinder! Macht ihnen doch euer Compliment! Die Leute in Liegnitz sehen es euch ja sonst gleich an, daß ihr Landgänschen seyd!"

„Nein, mein bester Hauptmann, nehmen Sie mir's nicht übel, Sie haben sehr schlecht gespielt!" schalt der Rath; „mit der Basta sollten Sie nachfordern, dann mußte das Solo gewonnen werden;

Sie können aber das Leiern nicht lassen! Stehen Sie auf, stehen Sie auf! Ich will meine Partie selbst spielen, denn Sie verlieren mir das Geld muthwillig!"

„Adolph! Adolph!" rief Willibald, „hörst du mich denn nicht? — Da läuft er mit seinen Büchern fort und andern Knaben nach, die auch aus der Schule kommen, als kenne er mich nicht mehr!"

„Vogelnester haben die grausamen Knaben ausgenommen! leide du es nicht, Willibald!" eiferte Jeanette. „Sieh, dort laufen sie, rasch hinterdrein! Aber halt! Nehmt euch in Acht! der Steg ist sehr schmal! — Ha! da ist einer hinuntergefallen!"

„Dieß also ist die große Prager Brücke?" fiel Ernst ein, „von der man den heiligen Nepomuk ins Wasser gestürzt hat? — Ei, der konnte wohl besser schweigen, als du, Antonie!"

„Putchen! Put! Put! Put! — O ihr allerliebsten Hühnerchen!" rief Antonie; „die schöne Henne mit der großen schwarzen Kuppe hat gewiß ein Ei gelegt, ich habe sie gackern hören! Soll ich sie Ihnen einsperren helfen, liebste Madame? Ich habe zu Hause auch das Federvieh unter mir!"

„Herr Wirth, fassen Sie zu, reißen Sie die Erhitzten auseinander! sie sind betrunken!" sprach der Oberamtmann. „Ihr solltet euch schämen, hier solchen Unfug zu treiben, während die fleißigen Arbeiter dort müde vom Tagewerke nach Hause ziehen. Guten Abend, Kinder! — guten Abend! Das Wetter war euch heut günstig, habt ihr das Heu in Haufen gebracht?" —

So gieng es eine Weile fort; alles sprach durcheinander. Rübezahl und Heißperlchen hatten eine ausgelassene Freude, als die übrigen auf der Schneekoppe anwesenden Fremden, die wir das Publikum oder das Volk nennen wollen, sich um unsere Reisenden versammelten, ihnen erstaunt zuhörten und durch Zeichen und Lachen zu verstehen gaben, daß sie sie alle für etwas verrückt hielten.

Unsere Freunde wußten selbst nicht, wie sie dran waren; denn

sobald sie das Glas vom Auge nahmen, sahen sie sich auf dem einsamen Gipfel des Berges, und wurden doch wieder, wenn sie durch die Fernröhre schauten, alsbald mitten in das Treiben des Lebens unter ihnen versetzt. —

Rübezahls Gläser hatten nämlich die Zauberkraft, alles dasjenige, was man durch sie erblickte, dem Schauenden so nahe zu bringen, daß man nicht allein Gegenstände und Personen dicht vor und um sich sah, sondern auch alles hörte und jedes Wort vernahm, als sey man dort selbst zur Stelle. Ja es war als öffneten sich Thüren und Fenster, und man schaue in jedes verborgene Gemach; als lerne man Mienen und Geberden der Menschen wie eine unbekannte Schrift verstehen, um ihre geheimsten Wünsche, Gedanken und Empfindungen zu errathen, und als gewinne die ganze Natur Leben und Bewußtseyn und Sprache.

Durch diesen schnellen Wechsel von wahrer und scheinbarer Wirklichkeit gedachte Rübezahl den Sinn seiner Reisegefährten auf das höchste zu verwirren. Er selbst und die Mauthrendantin sprachen eifrig theilnehmend dazwischen, zogen sie schnell von einem Gegenstande zum andern hin, während Karl, der in der Ferne stand, alle Menschen- und Thierstimmen täuschend nachahmte.

Der Oberamtmann Hirt ermannte sich, das Gelächter der Umstehenden vernehmend, zuerst, nahm das Fernrohr vom Auge und ermahnte die Seinigen, sie insgesammt dem Doktor zurückzugeben. Allein Frau von Geierstein, die bisher schweigend durch das ihrige geschaut hatte, ließ es nicht zu.

„O, behalten Sie die schönen Fernröhre noch eine Weile!“ sprach sie, „sie sind aus einer mir wohl bekannten herrlichen Fabrik und enthalten sogenannte Phantasiegläser. Lassen Sie uns immer noch ein wenig in der Gegend dort unten bildern; aber nicht zu leichtsinnig und rasch, damit wir uns zu den Farben- und Stimmenmelodien, wie laut und eindringend, oder leise und zart sie auch

seyn mögen, gewissermaßen den Text denken können!" und indem sie das Teleskop vors Auge hielt, fuhr sie fort: „Guten Abend, alter lieber Storch! hast du dein trautes Nest auf dem hundertjährigen sichern Giebel der Wohnung deiner alten Freunde wieder bezogen? — Du richtest dich heimisch ein, fütterst dein brütendes Weibchen und bekümmerst dich nicht um das Treiben auf der Landstraße unter dir. Sieh, da steht ein Wanderer und blickt sehnsuchtsvoll zu dir hinauf, zu dir, der du deine Flügel so leicht und fröhlich ausbreiten kannst, wenn der Herbst kommt, um mit den Kindern, die du dir hier erzogen, dem fliehenden Lenz und Sommer nachzuziehen. Wohl folgt er dir im Geist und in der Sehnsucht so gern, aber

„Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimath strebt."

Und während sie also sprach, zog ein warmer Strahl aufdämmernder Begeisterung durch die Gemüther aller. Jeder eilte, durch sein Fernrohr wieder in die Gegend zu schauen, und fand nun Worte zu dem Bilde, welches er auffaßte.

„Fahre langsam, alter ehrlicher Fuhrmann, und fluche nicht so auf die armen Pferde! Du erreichst ja doch wohl noch vor Nacht die Herberge!" sprach der Rath. „Fahre langsam, damit du den

alten goldenen Rheinwein in deinen Fässern nicht trübst! — Du ziehst wohl ruhig deine Straße und ahnest nicht, welchen Schatz du geladen. Aber ich sehe schon im Geiste vor mir die künftigen fröhlichen Stunden voll Freude und süßer Rührung, voll Liebe und Begeisterung, die noch, wie Kinder in ihrer Wiege, in dem Flaumenbettchen deiner Rheinweinstropfen schlummern und einst, vom Wiegenliede des Becherklanges geweckt, selig aufstehn und freudig walten werden. Erquickt mich doch jetzt schon dein balsamischer Duft,

„O du, der Traube Sohn, der im Golde blinkt,
Den Freund, sonst niemand, lad' in die Kühlung ein!
Wir drei sind unsrer werth, und jener
Deutscheren Zeit, da du, edler Alter,
Noch ungekeltert, aber schon feuriger,
Dem Rheine zuhingst, der dich mit auferzog,
Und deiner heißen Berge Füße
Sorgsam mit grünlichter Woge kühlte!"

„Das laß ich gelten, du alter Kienast!" sagte Willibald; „im Glanz der Abendsonne gefällst du mir heut um vieles besser als gestern. Du kommst mir jetzt so vor, wie die weißen Leichensteine auf unserm Kirchhofe, wenn sie eine liebe Hand mit Rosenkränzen behangen hat. Wie der West mit leiser Stimme zu den dunklen Schatten flüstert, die sich immer dichter und dichter versammeln, als wolle er ihnen von den alten Tagen erzählen, in denen er auch schon hier aus- und einging, und er spricht:

„Schweigend in der Abenddämmrung Schleier
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt,
Nur daß hier im alternden Gemäuer
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt.
Stille sinkt aus unbewölkten Lüften,

Langsam ziehn die Heerden von den Triften,
Und der müde Landmann eilt der Ruh
Seiner väterlichen Hütte zu!"

„Wer doch auch einen so schönen, großen Spiegel hätte, als du, liebe Schneekoppe, einen in dem herrlichen Garten zu Buchwald hast!" rief Antonie; „da steht die große alte Frau und besieht sich den ganzen Tag in dem silberklaren Teiche. Schilt dich denn die Mutter nicht aus, daß du so eitel bist? — Doch nein! die Mutter Sonne schaut auch wohl selbst gern mit in deinen Spiegel, und der Vater, der Himmel, auch; und da nickt mich ja wohl gar auch mein eigenes Bild aus dem Wasserspiegel an? — Da stehen wir ja alle, wie kleine Würmchen auf der Koppenspitze! — Guten Abend! guten Abend! Du kleines Ding! bist du wirklich die große Antonie? — — Guten Abend! du liebe freundliche Natur, die du an dem schönen Garten doch das Schönste gemacht hast!

„Ja, du süße, heilige Natur!
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband!"

„Still, still! sprecht doch leise! das kranke Kind ist eben eingeschlafen!" sagte Madame Hirt. „Die Mutter tritt einen Augenblick vor die Hüttenthüre, trocknet ihre verweinten Augen und schaut mit Hoffnung und Vertrauen zum heitern Abendhimmel auf. Sie läßt mich allein bei dem Kinde, als soll ich ihm ein Wiegenlied singen. Aber ach! du arme Mutter! dein Kind ist tief eingeschlafen! — Die Vergißmeinnicht seiner Augen haben vor dem kalten Nachthauch ihre zarten Kelche auf ewig geschlossen; der Tod

hat auf die Lippen seine bleichen Rosen gepflanzt; die kleine Brust ruht unbeweglich. Ja, ich will dir dein Wiegenlied singen, du holdes Kind! damit die Mutter deinen tiefen Schlaf ahne:

„Wir bringen weinend unsern Dank!
Wir stammeln dir den Lobgesang,
Dir, der den Retter aus der Noth
Gesendet hat, den sanften Tod!"

Während die Mutter mit kaum verhaltenem Weinen diese Worte sprach, sah Jeanette mit stillem, seligem Lächeln in die Gegend, und sagte leise vor sich hin:

„Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht!
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht!"

„In welcher Waffenschmiede habt ihr denn eure kostbaren goldenen Lanzenspitzen machen lassen, ihr Uhlanen?" fiel Ernst ein. „Ei, jetzt merk' ich es wohl, die Abendsonne hat sie im Feuer vergoldet. Ihr reitet auf euren muntern Pferden wohl nach Breslau zu der großen Musterung, wo der König seine Streiter sehen und üben will? — Ich möchte wohl auch mit euch reiten und mit euch singen:

„Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen;
Da tritt kein andrer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein!"

Alles dieß folgte rasch auf einander. Das Volk, so haben wir die übrigen anwesenden Fremden nun einmal genannt, klatschte beifällig in die Hände und rief: „Bravo! Bravo! das klingt und reimt sich allerliebst, es ist recht lebendig, man sieht es vor Augen!"

Rübezahl aber flüsterte heimlich der Schwester zu: „Was ist denn das? — Was hab' ich denn durch meine Phantasiegläser bewirkt, und in den Seelen der Menschen geweckt?"

„Ja, ich vermag dir es auch nicht zu nennen!" antwortete sie, „aber mir ist's, als hätte eine Himmelsflamme ihr Inneres erwärmt und als ständen sie uns Geistern in diesem Augenblick wirklich sehr nahe!"

Indem sie also sprachen, trat der Oberamtmann auf den Doktor zu. Nur er hatte bisher geschwiegen, aber aus seinen Augen strahlte, während er durch das Teleskop schaute, ein höherer Glanz, und die Lippen bebten, als spräche er still entzückt leise heimliche Worte. Er faßte innig des Doktors Hand und sagte: „Sie haben mir ein kostbares Fernrohr geliehen! Als ich durch diese Gläser in die Gegend hinabschaute und die entferntesten Lebensbilder mir so nahe sah, war mir zu Muthe, als ständen mir alle Pforten offen, als könnte ich unsichtbar in jeden Kreis treten und verstände jetzt erst recht die Natur und die Menschen, und hätte Antwort auf jede Frage!"

„Und dennoch haben Sie geschwiegen, Verehrter?" fiel der Doktor ein, „während unser Rath und Ihre liebe Familie gar manches recht Schöne und Passende zu sagen wußte?"

„Ach!" entgegnete der Oberamtmann, „fremde Worte sprechen es nicht aus, und in eigne weiß ich's noch nicht zu fassen!"

„Ja, ja! wir haben eben ein ächt poetisches Stündchen gefeiert, als ständen wir hier oben auf dem Parnaß, und die liebe Frau von Geierstein hat wie die Muse unserer Begeisterung den rechten Weg gezeigt!" meinte der Rath Schnüffelberg, indem er ihr

ein sehr höfliches Compliment machte und sein angelaufenes Glas rein zu wischen bemüht war.

Frau von Geierstein aber that, als höre sie die verbindlichen Worte nicht und sprach: „Die Sonne geht unter! Sie hat den blendenden Schmuck jetzt abgelegt, damit wir ihr ruhig ins liebe, freundliche Antlitz schauen können, und küßt die Erde noch einmal mit rosigen Strahlenlippen, gleich einer jungen holden Mutter, die ihr Kind, das sie den Tag über am Busen erwärmte und mit Blumen schmückte, endlich unter süßen Küssen in die Wiege legt. Auch uns berührt ihr leiser Kuß! — Gute Nacht denn, liebe freundliche Mutter! Gute Nacht! — morgen weckst du uns wieder!"

Alle blickten schweigend nach der goldenen Pforte hin, aus welcher eben die Mutter gegangen war, und zogen ihre Hüte ab und falteten ihre Hände still, als das Abendläuten rings aus den Thälern zu ihnen heraufstieg. —

„Das war recht hübsch! der Sonnenuntergang nimmt sich hier oben ganz charmant aus!" sprach das Volk.

„Ei! auf unserem Kirchthurme hab' ich das nämliche!" entgegnete einer, „und brauche nicht einmal so hoch zu steigen!"

„Je nun, man kann doch sagen," fiel ein zweiter ein, „daß man die Sonne auf der Schneekoppe hat untergehen sehen!"

Das Volk stieg hierauf zur Hampelsbaude hinab, um dort zu übernachten, und ließ unsere Freunde allein.

Mittlerweile nahm die Dämmerung die letzten Lichtblumen des Tages von den einzelnen Wolkenverzierungen an der dunkelblauen ungemessenen Domkuppel ab, und die Nacht hing ihre Sternenkränze daran auf. —

„Laß uns noch einen Versuch machen, Bruder!" sprach Heißperlchen zu Rübezahl. „Das Leben und Treiben auf der Erde steht dem Menschen zu nahe, und wie auch die Bilder rasch vor seinem Auge wechseln, sie sind ihm doch zu bekannt und verwirren ihn

nicht. Aber dort oben ist jetzt eine andere ihm unbekannte Welt über uns aufgegangen; laß sie durch deine Phantasiegläser dort hineinschauen; das kann ihr Gemüth nicht fassen, da müssen sie erliegen, und wir werden endlich einmal sie auslachen können!"

Sie näherte sich hierauf freundlich der Madame Hirt, hörte erst nicht ohne Theilnahme zu, wie diese der Frau von Geierstein vieles aus ihren häuslichen Leiden und Freuden erzählte, wie diese wieder gar herzliche Worte für Mitfreude und Mitleid hatte, und unterbrach, fast neidisch, daß sie hier nicht mitzusprechen wußte, die Freundinnen endlich, indem sie sagte: „Lassen Sie uns nicht die Zeit verlieren und lieber den heitern Nachthimmel beschauen. Die herrlichen Fernröhre, die Ihnen der Herr Doktor Mißpickel geliehen, vergrößern die Sterne um das Tausendfache und werden Ihnen wunderbare Sachen zeigen!"

„Nein! nein!" entgegnete Madame Hirt, „ich will die Sterne lieber bloß mit meinen Augen anschauen! Sehen Sie, mir starb einst ein Kind, und ehe sich seine lieben Augen schlossen, glänzten sie noch einmal auf wie zwei himmlische Sterne. Wenn ich nun den Nachthimmel betrachte, so wird mir gar wohl ums Herz, denn bei jedem Sternchen denk' ich: mein Kind schaue mich wieder an! Wären die Sterne aber tausendmal größer als sie sind, so hätten sie ja nicht mehr Raum in den Augen meines Kindes, und das tröstende Bild ginge mir verloren!"

Frau von Geierstein wendete sich zur Mauthrendantin und sagte: „So fühlt ein menschliches Herz! So füllt eine Mutter das Weltall mit ihrer Liebe aus! Sie ist es werth, daß wir sie unsere Freundin nennen."

Die Kinder spielten während dem mit dem kleinen Karl, ließen sich von ihm den nächtlichen Elfentanz lehren, hielten die kleinen Elfen, die sich in ihre Reigen mischten, für Nachtschmetterlinge oder Johanniswürmchen, mit denen sie sich haschen könnten, und freuten

sich nebenbei über die schönen glänzenden Sternbilder des großen Bären, der Gluckhenne u. s. w.

Der Doktor stand aber sinnend zwischen den beiden Männern und nahm öfters eine Prise. Er ärgerte sich nicht mehr, daß seine Schadenfreude ihm nicht gelungen war, sondern fühlte sich vielmehr durch die Ahnung zu den Menschen hingezogen, daß es wohl Stunden geben möge, in welchen sie den Geistern innig verwandt wären und war fast verlegen, da ihm der Madame Hirt Worte nicht entgingen, wie er den letzten Versuch einleiten solle. Allein der Rath knüpfte selbst ein Gespräch über Herschels Abhandlung über den Bau des Himmels mit ihm an, und redete von jugendlichen und alternden, von werdenden und zusammengesunkenen Fixsternsystemen. „Bei dem allen," schloß er endlich, „ist mir's doch sehr erfreulich, daß jener tiefsinnige Beobachter unser Fixsternsystem unter die jugendlichen stellt!" — Der Doktor sah ihn lächelnd an.

„Hören Sie nur," fuhr der Rath fort, „ich will Ihnen dieß erklären, und lassen Sie das spöttische Lächeln! Sehen Sie, die Sonnen waren anfangs ohne Ordnung durch einander gestreut, bis die ihnen eigene Anziehungskraft sie um gemeinschaftliche Mittelpunkte versammelte. Eine erst seit kurzem wirkende Anziehungskraft konnte dieß natürlich noch nicht zur Ordnung bringen. Da nun nach Herschels Voraussetzung die Sonnen unseres Fixsternsystems noch in einem zweiarmigen länglichen Streifen beisammen stehen, so muß die Anziehungskraft auch noch eine jugendliche seyn, weil sie noch nicht die vollendete Form bewirken konnte. Andere Systeme, die schon die elliptische oder Kreisgestalt angenommen haben, sind daher von höherem Alter, und noch andere, deren Sonnen schon ganz eng um den Mittelpunkt gedrängt erscheinen, wahrscheinlich schon im Zustande des Unterganges und des Versinkens!"

Der Doktor hielt sich nicht länger, lachte laut auf und wollte antworten, allein der Oberamtmann, welcher schmerzhaft zusammenfuhr, als störe ihn jemand in einem süßen Traume, fiel hastig ein: „Muß denn der Mensch sich immer an die Werkstatt des Schöpfers stellen wollen? er wird ja doch nimmer das innere kräftige Getriebe des großen **Perpetuum mobile** erforschen. In einer solchen Stunde, wo die Zeit eben einen Tag aus unserm Leben weggestrichen hat, und die Ewigkeit ihre Sternensaat vor uns ausbreitet, mag ich nicht die menschlichen Meinungen von werdenden und vergehenden Sonnensystemen hören!"

„Sie sollten nur einmal durch das herrliche Teleskop des großen Herschel sehen!" antwortete der Rath. „Ich war vor mehreren Jahren in England, habe ihn gesprochen, durch sein Fernrohr geschaut, und sowohl den Sternhaufen im Sternbild der Krippe, als auch die Nebelflecke im Fuchs und im Orion beobachtet!"

„Ei, so betrachten Sie den Himmel doch einmal durch meine Fernröhre! Ich versichere, sie stehen selbst den Herschelschen Gläsern nicht nach!" fiel Rübezahl ein; „suchen Sie geschwind Ihre werdenden und vergehenden Sonnensysteme."

Die Männer folgten und hielten schnell die Teleskope vor's Auge. — Aber wohin drang durch diese Geistergläser ihr Blick? — Vor einem höhern Lichtglanz zerrannen die Nebelflecke, und auch der irdische Nebel sank vor dem sterblichen Auge der Schauenden; alles gestaltete sich, und die Sternbilder wurden zur Flammenschrift der ewigen Weisheit und Liebe.

Rübezahl beobachtete besonders aufmerksam den Oberamtmann, der fast zitternd dastand, während ihm das Herz beinahe hörbar im Busen schlug. Er konnte sich einer kleinen Schadenfreude nicht erwehren, indem er meinte, das werde nun doch wohl zu viel seyn für ein menschlich Gemüth. Der Oberamtmann aber, als er vor unaufhaltsam hervordringenden Thränen nicht mehr sehen konnte, warf

sich dem Doktor an die Brust und rief begeistert: „Ja, du mein geliebter Freund! ja, glaube mir, wir sind unsterblich! — ich bringe dir sichere Kunde von dort oben, denn alle Himmel bin ich durchwandert, von Welt zu Welt bin ich im Sturm geschritten, aber auf jedem Sterne steht die Hoffnung und der Glaube an einen Gott und an ein Wiedersehen!"

„Ich wußte es längst!" sagte der Doktor sehr ernst.

„O, wie soll ich dir danken?" fuhr der Oberamtmann fort, „daß du mir Flügel geliehen hast, mich von der dunklen Erde aufzuschwingen, und für das arme, vergängliche Leben mir Trost herabzuholen vom Unendlichen! — Ueberlaß mir das Teleskop, nimm mir es nicht wieder! Ich will nur selten durch dasselbe zum Himmel aufblicken; aber wann die Stunden kommen, wo die Noth und der Jammer dieser Erde und die Schwäche unserer Hülle von Staub den Geist zu sehr niederbeugt: dann will ich dein Teleskop in nächtlicher Stille mir vor das bange Auge halten, und die seligen Augenblicke herbeirufen, wo man dem Weltgeist näher ist als sonst, und eine Frage frei hat an das Schicksal!"

Jetzt trat der Rath, der auch, von tiefer Rührung ergriffen, sein Teleskop weggelegt hatte, den silbernen Reisebecher voll alten Ungarweins, auf sie zu und kredenzte ihn den guten Freunden mit den Worten:

„Dieses Glas dem guten Geist
Ueberm Sternenzelt dort oben!"

Da reichten sich die Männer die Hände, gelobten sich eine treue Freundschaft, und tranken, während die Frauen auch in Liebe eins waren, und die Kinder mit den freundlichen Elfen ihre Reigen um sie her tanzten, aus dem geweihten Becher Brüderschaft mit einander.

„Nun aber, mein herzenslieber Bruder!" sprach der Oberamtmann zum Doktor, und hielt dessen Hand innig umfaßt, „nun

sollst du mir auch die erste Bruderbitte nicht abschlagen. Du hast mir gesagt, daß du zwar unabhängig von aller Welt, jedoch auch einsam mit deinem Kinde lebst; so ziehe nun mit uns in unsere Heimath, laß deinen Knaben mit meinen Kindern fröhlich aufwachsen; was wir dir bieten können, Bruder- und Schwester- und Kindesliebe, das findest du doch nirgends so wieder. Und du bringst uns den Reichthum deines Geistes und deine schönen, reinen Phantasiegläser mit. Durch sie laß uns oft die Erde und den Himmel, das Leben und die Ewigkeit beschauen; ich fühl' es, du wirst in mir aufwecken, was lange tief geschlafen hat; du wirst mir das Leben mit etwas Höherem würzen, und wir wollen dann oft und würdig von großen Dingen sprechen!"

Der Doktor schwieg überrascht; aber die Mutter und die Kinder hatten des Vaters Bitte vernommen und eilten herzu. Madame Hirt hielt den Karl bei der Hand und sprach, in ihres Gatten Bitte mit einstimmend: „Ihr Sohn braucht ja noch eine Mutter!" Die Kinder hingen sich liebend an den Doktor und riefen: „Ja, du sollst mit uns ziehen! du sollst unser lieber, guter, herziger Onkel Mißpickel seyn!"

Und Karl umschlang die Mutter fest und sprach: „Thu es doch, Vater! ich habe die Kinder so lieb, und lasse nicht wieder von der Mutter!"

Da zog ein ungekanntes Gefühl unbeschreiblicher Liebe und Sehnsucht durch des Doktors Brust. Seine Zweifel an die Menschen waren besiegt; es war ihm, als müsse er ein kurzes Menschenleben wagen für die unvergängliche Liebe, die er gewinnen konnte, und als auch Heißperlchen sich die Augen trocknete und ihm bejahend zuwinkte, so konnte er nicht widerstehen, öffnete weit seine Arme, umschlang sie alle und willigte ein.

Der Rath füllte noch einmal den Becher und gab ihn im Kreise umher, und aus den holden Augen der Frau von Geierstein

strahlte ein süßer Trost über alle hin, wie Sternenglanz aus einer bessern Welt.

Mild und klar stieg jetzt der Mond am östlichen Himmel auf, als wolle er Zeuge seyn der Liebe, die alle Wesen, Geister und Menschen vereinigt, und während die übrigen sich innig umschlungen hielten und still entzückt zusahen, wie des Mondes Schimmer im Thale unten mit den Schatten der Nacht, als wären es die Träume der Menschen, spielte, zog Rübezahl seine Schwester in die dunkle Halle der Kapelle, die auf dem Gipfel der Schneekoppe steht, und sagte: „Schwester, was sagst du zu meinem Entschluß? — Ich habe mich wohl übereilen lassen? — Lache mich nur nicht aus!"

„Ich lache nicht!" entgegnete Heißperlchen, „denn ich wünschte, ich könnte mit euch ziehen und bei euch wohnen!"

„Das ist mir lieb!" fuhr er fort; aber nun fürcht' ich mich nur vor dem Triumph der Eisfluthel! — Wenn wir's ihr lieber verschweigen könnten!"

„Sie weiß es schon!" sprach eine sanfte Stimme, und als sie sich umschauten, stand Frau von Geierstein hinter ihnen, und verwandelte sich alsbald in Eisfluthels Gestalt.

„Schwester!" rief Rübezahl und reichte ihr die Hand entgegen.

„Hast du nicht meine Nähe geahnet?" fragte sie. Ich hab' euch unerkannt überall begleitet; ich war der Commandant auf dem Kienast, hab' euch unter des alten Zeidlers Gestalt auf das Gebirge geführt und bin als Freundin jetzt Zeuge eures Bundes gewesen. Verzeiht mir, daß ich euren harten Proben eine Grenze setzte, und aus Liebe zu den Menschen ihnen manchmal den Weg zeigte!"

„Und ich soll nun wirklich mit ihnen gehen und bei ihnen leben?" fragte Rübezahl.

„Ja!" sprach Eisfluthel, „ich verlang' es von dir! Das Menschenleben ist eine ernste Schule für die Geister, und du wirst

reich daraus wiederkehren. Habt ihr die beiden Genien nun wohl erkannt, die dem Menschen schützend zur Seite stehen? — Es ist die Liebe und die Religion! — Sie haben meine Freunde gegen euch vertheidigt, sie haben den Sieg errungen und bei eurer letzten Feuerprobe selbst einen Phönix aus den Flammen aufsteigen lassen; denn in einem Gemüthe, welches sie in Verein mit Verstand und Einbildungskraft bewohnen, wird leicht die Himmelstochter, die ächte Poesie, geboren! — Geh nun und erziehe dein Geisterkind unter den Menschen, auf daß es lieben, hoffen und glauben lerne. Und hast du deinen Freunden oder sie dir die Augen zugedrückt, dann eile fröhlich zurück auf dein altes blaues Gebirge, freue dich des Besuches der Menschen und flüstere ihnen mit deiner Geisterstimme heilige, große Gedanken ein, wenn sie hier Erde und Himmel weit vor sich ausgebreitet sehen. Und du, mein Schwesterchen!" sprach sie zu Heißperlchen, die beschämt vor ihr stand, „spiele du nicht mehr die Mauthrendantin, sondern laß uns zu unsern Quellen zurückkehren und dort fröhlich walten und nützen!"

Die Geschwister gingen zur Gesellschaft zurück, und brachten die schöne Sommernacht in ernst-heitern Gesprächen zu. Als endlich der Tag anbrach und die Sonne wieder aufstieg und ihre Kinder im Thale weckte, hob Willibald mit seinen Geschwistern das schöne Lied an:

„Lobt den Herrn! die Morgensonne
Weckt die Flur aus ihrer Ruh ꝛc."

Alle stimmten ein, und auch der Doktor sang recht aus Herzensgrunde mit. Dann schieden sie von einander, und Rübezahl und Karl zogen freudig und getrost mit ihren Lieben in ihre Heimath und in das Menschenleben herab, und es hörte von jenem Tage an der böse Spuk auf dem Riesengebirge auf.

Ihr aber, meine lieben Kinder! vergeßt das ja nicht, was ich euch jetzt erzählt habe. Laßt Liebe und Frömmigkeit auch eure

Führerinnen durchs Leben seyn. Durch sie allein werdet ihr wahre Freunde erwerben, durch sie das zweifelvollste Herz endlich besiegen, und eurem Verstand und eurer Einbildungskraft durch sie den rechten Weg zeigen. Und wenn ihr einst das schöne Riesengebirge bereiset, an den Ruinen des alten Bergschlosses Kienast steht und traurig auf seine versunkene Herrlichkeit blickt, dann erinnert euch an mein Mährchen, wie der kleine Karl als Wetterhahn auf dem alten Thurme stand und dreimal krähte, und denkt: „Alles vergeht, nur die Treue besteht, und wir wollen uns nimmer verläugnen!"

Und habt ihr dann das Gebirge und die riesigen Steinplatten der Rübezahlkanzel erstiegen, so denkt: „Die Welt ist überall Gottes Tempel; hier von dieser Kanzel predigt uns die heilige Natur, und unvergänglicher, als in die Steinplatten des Moses, sollen Gottes Gebote in unsere Herzen geschrieben seyn!"

Und steht ihr endlich auf dem Gipfel der Schneekoppe, dem Himmel näher und hoch über dem Menschenleben unter euch, und seht die Sonne untergehen und die Sterne aufziehen, dann denkt: „Gute Nacht, Mutter! gute Nacht! — auf jedem Sterne dort oben steht die Hoffnung und der Glaube: Es ist ein Wiedersehen!"

Rübezahl unter den Menschen.

Fortsetzung des Mährchens: „Rübezahl und seine Schwestern."

Zweite Abtheilung.

Der Freundschaftsbund zwischen dem Oberamtmann Hirt und dem Doktor Mißpickel war nun also in der sternhellen Sommernacht auf dem Gipfel der Schneekoppe nur noch fester geschlossen worden, und der letztere schickte sich auch wirklich an, seine Zusage zu erfüllen, das Riesengebirge auf einige Zeit zu verlassen und in der Familie des Oberamtmanns Hirt seinen kleinen Sohn zu erziehen. Ehe er aber abreiste, ladete er seine beiden Schwestern noch zu einer geheimen Unterredung an der Rübezahlskanzel ein.

„Ihr habt es beide eigentlich veranlaßt," sprach er, und zog sie auf die riesige Felsbank neben sich nieder, „daß ich mein schönes Gebirge auf einige Zeit verlasse, um mit den Menschen dort unten in den dunkeln Thälern zu leben. Man muß bisweilen allerdings solche Versuche machen, um etwas Veränderung in unser oft langweiliges Leben zu bringen, und ich werde mich auch schon zur gehörigen Zeit zurückzuziehen wissen, sobald es mir da unten nicht

mehr anstehen sollte. Aber so ganz ohne alle Aufsicht kann ich mein Reich doch nicht lassen, es muß doch jemand an meiner Statt über das Riesengebirge die Herrschaft führen!"

„Hierzu sind wir hoffentlich die Nächsten!" fiel Heißperlchen ein, „und ich bin die ältere Schwester!"

„Das bist du allerdings," entgegnete Rübezahl, „aber du hast dir in deiner heißen Quelle im Thale ein sehr hitziges, störrisches Wesen angewöhnt, und treibst gewöhnlich einen ziemlichen Spektakel mit deiner Gesellschaft in Warmbrunnen, über den ich mich schon oft geärgert habe; deßhalb setz' ich ein größeres Vertrauen in Schwester Eisfluthel, die viel einsamer wohnt, die Gebirgsweise besser kennt und eine viel sanftere Gemüthsart besitzt. Sey du daher nicht böse, mein liebes Schwesterlein, wenn ich die Jüngere zu meiner Stellvertreterin wähle; treibe du, wenn du es nicht lassen kannst, deine tolle Wirthschaft weiter mit den Menschen, und verdrehe ihnen immer die Köpfe durch den Begriff der sogenannten Badesaison; du wirst dabei nach gewohnter Weise mehr Unterhaltung finden, als hier auf meinem einsamen Gebirge. Du aber, Schwester Eisfluthel, übernimmst einstweilen hier mein Regiment. Vergiß nicht, auf die Worte des Sturmes zu hören, wenn er von fern her kommt und Nachricht bringt; ordne die Wolken, wenn sie vorüberziehen und sich am Gebirge lagern; zeige den Gewittern ihren Weg, die sich hierher verirren, und besprenge das Gebirge allmorgendlich mit Thau, daß es die aufgehende Sonne nicht ohne Schmuck finde, und wenn die Wolken von hier aus nach Westen ziehen, so sende mir Nachricht mit ihnen!"

Eisfluthel versprach des Bruders Auftrag zu erfüllen, und so trennten sich denn die Geschwister; und Rübezahl eilte, seine Freunde, die bereits den Fuß des Gebirges erreicht hatten, einzuholen.

Der Oberamtmann Hirt wäre nun gern auf der Stelle nach seiner Heimath abgereist, allein Doktor Mißpickel mußte sich und

sein Söhnchen vorher doch mit einiger menschlichen Garderobe noch versehen, und da es ihm an Geld nicht mangelte, denn er hatte sich reichlich damit versehen, so ließ er es an nichts fehlen, legte seine Kleider und Wäsche an und trug auch eine silberne Brille. Die Reisewagen wurden mit schweren Koffern beladen, und die Freunde reisten nach ihrer Heimath ab.

So lange die Wege gut und fest waren, kam dem Doktor Mißpickel und seinem Söhnchen das schnelle Fahren in einem Wagen sehr lustig vor, und beide konnten sich nicht genug über das kräftige, muntere Wesen der Pferde erfreuen. Als man aber endlich von den festen, ebenen Wegen in die tiefen, sandigen Geleise gelangte, wo die Pferde mit Anstrengung die schweren Wagen nur im Schritt fortzuziehen vermochten, wurden beide sehr ungeduldig und der kleine Karl sprang oft vom Wagen herab, stellte sich hinter denselben, und versuchte mit aufgeblasenen Backen zur großen Belustigung der übrigen den Wagen durch Wind rascher fortzutreiben, wie ihm dieß auf dem Riesengebirge mit den Wolken wohl bisweilen gelungen war; allein die Wagen waren keine Wolken und das Windmachen erregte nur lästigen Staub und wurde deßhalb dem kleinen Windmacher untersagt.

Nach mehreren Tagen erreichte man endlich die Heimath des Oberamtmann Hirt; ein freundliches Zimmer wurde dem neuen Hausfreunde angewiesen, und der kleine Karl zu den übrigen Knaben gebettet. Aber wie schien das sonst geräumige Haus dem Doktor Mißpickel doch so enge, dessen Wohnung bisher das gewaltige Riesengebirge gewesen war, und wie fühlte er im Anfange ein großes Mißbehagen, wenn ihn statt der Morgensonne auf dem Gebirge hier der Bediente des Oberamtmanns weckte und ihm den Kaffee brachte. Dann griff er immer zuerst nach der Pfeife und dampfte einige Minuten zum Fenster hinaus, indem er sich einbildete, er lasse hier ebenfalls wie auf dem Riesengebirge Wolken aufsteigen.

Täglich aber trieb es ihn hinaus ins Freie; er ging allein in den Wald, suchte die mit Birken bewachsenen Hügel der Umgegend auf, um von ihnen in die Ferne zu schauen, und antwortete seinem Freunde, wenn dieser ihn fragte, warum er denn so oft allein spazieren gehe? „er müsse seine alte Freundin, die Waldeinsamkeit, aufsuchen!" Dessenungeachtet nahm er aber auch an den Beschäftigungen des Oberamtmanns gern Theil; die Feldwirthschaft, die Forstkultur, die Jagd und Fischerei waren ihm ja alles neue und unbekannte Dinge, und er mußte oft über die Anstrengungen und Mühe der Menschen lächeln, womit sie die mächtige Natur nach ihrem Willen zu beherrschen suchten und die dennoch oft genug fehlschlug. Und wenn nun Abends die Geschäfte des Tages vorüber waren und die Familie sich um den Theetisch versammelte, wo ihnen der Vater aus einem guten Buche etwas vorlas, so konnte der Doktor Mißpickel sich wieder nicht genug darüber wundern, wie die Menschen ihre Zeit damit hinbrächten, Bücher zu schreiben, und theils eine Weisheit darin auszukramen, die in dem großen Buche der Natur viel deutlicher geschrieben stehe, theils Sachen und Personen zu erdichten und als wirklich darzustellen, die man eigentlich nur dem Traume verzeihen könne.

Aber ein ganz ruhiges, geschäftsloses Leben mochte er doch auch unmöglich führen, und er beschloß daher, einige dieser menschlichen Beschäftigungen zu erwählen und zu versuchen, was er darin zu leisten vermöchte. „Ich will," sprach er zum Oberamtmann Hirt, „dir nicht länger verschweigen, daß ich ein bedeutender Künstler bin, schaffe mir also alles was zur Malerei und zur Musik gehört, laß mir den Schlüssel zu deiner Bibliothek und verschreibe mir ein ausgezeichnetes Jagdgewehr, damit ich dich auf deinen Jagden begleiten kann; du wirst sehen, was ich in allen diesen Sachen leisten werde; nur muthe mir nicht zu, an deinen sogenannten ökonomischen Geschäften ferner Theil zu nehmen und dabei zu stehen, wie

du die alte freundliche Erde mit Pflug und Egge bis aufs Blut quälst und ihr deine Saaten einstreust, die sie sonst nicht getragen haben würde; oder daß ich dir helfen soll, Bäume zu pflanzen und zu erziehen, bloß damit du ihnen künftig ihre Früchte rauben oder sie einst selbst wieder umhauen und verbrennen kannst!"

Doktor Mißpickel fing also an zu malen. Doch stellten seine Landschaften gewöhnlich nur Aussichten auf das Gebirge vor, denn, ohne es absichtlich zu wollen, führten ihn seine Gedanken doch immer zurück nach dem Riesengebirge, und das stille Heimweh, von dem auch der Gnomenfürst nicht frei war, gewann Beruhigung, wenn er wenigstens im Hintergrunde des Bildes seine geliebten Berge aufsteigen sah. Der Oberamtmann Hirt, der ihn oft bei seinen Beschäftigungen besuchte, freute sich zwar über seine schnell erlangte Kunstfertigkeit, tadelte aber die zu große Einförmigkeit seiner Bilder, verlangte, daß er, statt der bloßen Naturgegenstände und der Aussichten in freier Luft, doch auch Scenen aus dem menschlichen Leben auf der Leinwand darstellen solle, und nannte dem Doktor, da er dessen Hang zur Satyre kannte, manche Situation, in der er volle Befriedigung gefunden haben würde. Der Doktor lächelte dann, konnte auch nicht widerstehen, machte den Versuch und gefiel sich eine Zeitlang darin; aber er kehrte immer wieder zu seinen Landschaften zurück, aus denen ihn die blauen Berge grüßten, und in denen er Bäume, Flüsse, Wolken malen und so die innere Sehnsucht beschwichtigen konnte.

Wenn nun aber die Landschaft fertig vor ihm auf der Staffelei stand, und ein Gefühl seine Brust durchzog, was der Gnome früher nicht gekannt hatte und dem er auch jetzt keine Worte zu geben verstand, so erfaßte er unwillkürlich die Violine, und wie die Saiten hier unter seinen Fingerspitzen bebten, die sein Bogen bald leise, bald stark zur Schwingung brachte, ward es ihm auch, als ob dieß die Sprache für das tiefe, unnennbare Gefühl der Seele sey, und

was ihm die Hand geführt hatte, als er die Landschaft entwarf, das schien ihm jetzt aus den Saiten entgegenzuklingen, die seine Finger berührten. —

Nach einer solchen Stunde eilte er gewöhnlich hinaus zu seiner Freundin, der geliebten Waldeinsamkeit, wo er das, was er bei den Menschen neu gelernt hatte, mit seinen frühern Erfahrungen zu vergleichen und es dann zu verstehen suchte, und wenn er nun hier allein auf dem schattigen Gipfel saß, die Brust von menschlichen Gefühlen erfüllt, und es ihm einfiel, er sey der Gnomenfürst, wolle sich nach seiner Weise zerstreuen und deßhalb seine Gnomen herbeirufen, so wurden seine Befehle doch vergeblich hier ausgesprochen, denn diese Hügel waren nicht von den kleinen neckenden Berggeistern bewohnt, wohl aber nisteten unzählige Vöglein im Gebüsch und sangen vielstimmig durcheinander; wohl summte der Käfer vorüber und die Grille zirpte im Moose. Wenn dann der Oberamtmann Hirt und seine Familie den Freund in der Abendstunde auf seinem Lieblingsplätzchen aufsuchten, wenn man dort die Sonne untergehen sah und die Kinder ein Abendlied anstimmten, so konnte der Doktor, der wieder heiter wurde, seine Verwunderung darüber nicht zurückhalten, daß die so verschieden in einander klingenden Stimmen der Natur und ihrer Geschöpfe doch keinen widrigen Eindruck machten, und vielmehr gewissermaßen harmonisch ineinanderflößen.

Beide Freunde verloren sich dann in ein Gespräch über die Wirkung der Musik, und der Doktor sagte einst bei einer solchen Gelegenheit: „Freund, jetzt will ich dir die Augen öffnen! Als du mich neulich in das Concert der benachbarten Stadt führtest, machtest du mich ganz besonders auf die Wirkung einiger gut vorgetragenen Fugen aufmerksam, und wir suchten die Frage damals vergebens zu beantworten, wie ein Componist zuerst wohl auf die sonderbare Zusammenstellung der Fuge gekommen seyn möchte, und warum sie mit so großer Wirkung besonders bei ernsten Musik-

stücken angewendet werde? — Jetzt will ich dir's erklären. Der Mensch hat die Fuge der Natur abgelauscht und hat sie nicht selbst erfunden. Blicke nur mit offenen Sinnen um dich und höre auf die verschiedenen Stimmen des großen Concertes: die Lerche fängt mit der ersten Stimme an; die andern Vögel fallen nach und nach ein; der Kukuk, der Pyrol, der Kranich rufen dazwischen; aus dem Thale erschallt das Geläute und das Brüllen der Heerden; das Rauschen des Windes in den Bäumen fällt mit der Baßstimme ein und nun zieht sich das Solo der Nachtigall, von den Fröschen leise begleitet, durch die immer sich wiederholenden Chöre, die der Mensch endlich durch das seinige verstärkt, und so die große harmonische Fuge schließt. Siehst du, Freund, auf einem Hügel, wie wir, saß der Erfinder der Fuge, und belauschte auch hier nur die Natur!"

„Du hast recht," entgegnete der Oberamtmann, und der Grundtext dieser großen Naturfuge, in den alle einstimmen, ist immer nur:

„Freut euch des Lebens!
Lobet den Herrn!"

Der Doktor trieb den Oberamtmann nun auf einmal, eine Jagd zu veranstalten, denn er wünschte auch dieß Vergnügen kennen zu lernen, an welchem sein Freund so leidenschaftlich hing. Mit dem nächsten Morgen ging es also hinaus; der Wald glänzte noch im Thau und die frische Morgenluft wehte erquickend durch die Fluren. Auf einem bestimmten Platze im Walde fand man die Jäger und Treiber versammelt; man begrüßte sich gegenseitig; der Oberamtmann ertheilte mit einer gewissen Wichtigkeit dem Förster die nöthigen Anordnungen, und die Jagd begann. Ein großes Tannengehege wurde zuerst abgetrieben; Doktor Mißpickel hatte einen der besten Posten erhalten, wo er gewiß zu Schusse kommen sollte. Kaum stand er nun an der alten Eiche, so erklangen schon die Hörner und gaben das Zeichen zur Jagd; die

Klappern der Treiber schallten alsbald durch den Wald; in der Ferne zeigte sich flüchtiges Wild und bald darauf fielen auch mehrere Schüsse. Dem Doktor, dem die ganzen Zurüstungen erst lächerlich gewesen waren, fing doch an das Herz höher zu schlagen; mit gespannter Aufmerksamkeit schaute er um sich, und als nun endlich auch bei ihm ein Rehbock herausbrach, drückte er in größter Eile sein Gewehr nach ihm ab, fehlte aber und sah mit Erstaunen und Verdruß das Thier flüchtig weiter fortsetzen. So ging es ihm noch einigemal, und als das Treiben vorüber war und mehrere Schützen ihr erlegtes Wild herbeischaffen ließen, ärgerte sich der Doktor, daß er nichts erlegt hatte und man ihm sogar die Fehlschüsse spottend vorrechnete.

„Was ist denn nun eigentlich daran Schuld, daß ich nichts treffen kann?" fragte er sich unwillig, als er bei dem nächsten Treiben wieder allein auf seinem Posten stand. „Doch nur das unruhige, einfältige, menschliche Herz, das ich jetzt in der Brust trage, das bei jeder Bewegung des Gemüthes stärker klopft, die Pulse unruhiger treibt, den Athem kürzer macht. Muß denn das so seyn? Ich will doch sehen, ob der Wille eines Gnomenfürsten bei solcher geringfügigen Gelegenheit nichts über das elende Herz vermag!" Mit diesen Worten suchte er beim nächsten Treiben ein ernstes, gefaßtes Wesen anzunehmen, lehnte sich ruhig an seinen Baum, schaute gleichgültig nach dem Dickicht hin, in welchem die Klappern der Treiber wieder ertönten, und war entschlossen, gar nicht mehr zu schießen. Jetzt aber rauschte es in den nächsten Gebüschen; wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es den Doktor; der Athem hielt an, die Augen starrten nach der Stelle hin, von der ein Trupp Hirsche sich auf ihn losstürzte, und ohne zu zögern, erfaßte er sein Doppelgewehr und gab Feuer! Er hatte dießmal gut gezielt; der Hirsch zeichnete mit einem gewaltigen Sprung und stürzte bald darauf in voller Flucht zusammen. Kaum erblickte dieß

aber der Doktor, als er alle Ordnung der Jagd vergessend sein Gewehr wegwarf, auf den verendeten Hirsch zueilte, ihn von allen Seiten besah und endlich sich auf ihn stellte und in einen lauten Jubel ausbrach. Dieß gab denn wieder eine neue Gelegenheit, sich über ihn lustig zu machen und ihn zu überzeugen, daß wieder das menschliche Herz ihm diesen Streich gespielt habe. Dessenungeachtet blieb er von Stund an ein großer Freund der Jagd. „Denn, wer einmal Mensch seyn will," dachte er, „der muß, wie ich merke, die Gelegenheit wahrnehmen, wo ihm das Herz, von Erwartungen erfüllt, einmal höher schlägt, als gewöhnlich!"

Wenn es nun von der Jagd nach Hause ging, die Oberamtmännin mit den Kindern die Jäger empfing und man sich fröhlich zur Mahlzeit setzte, bei der schmackhafte Speisen aufgetragen wurden, dann gefiel es dem Doktor sehr wohl, mit den übrigen Jagdgenossen das Glas zusammenzustoßen, und unter den unzähligen Jagdgeschichten auch die Erzählung seiner gelungensten Jagdthaten mit einem Triumphe einzumischen, den er kaum als Gnomenfürst während der Verwaltung seines Reiches empfunden hatte.

Nach solchen in lustiger Gesellschaft verlebten Jagdtagen pflegte der Doktor sich dann gern auf einige Zeit in die Bibliothek seines Freundes zurückzuziehen, und sich mit den Werken der alten und neuen Literatur bekannt zu machen. Ganz besonders zogen ihn die dramatischen Schriften an, und er sagte dem Oberamtmann: „Freund, du mußt mich durchaus in ein Theater führen, denn ich will mit meinen Augen sehen, wie der Mensch sich selbst vorzustellen und diese sogenannten Schauspiele aufzuführen vermag!" Die Gelegenheit hierzu fand sich bald, die Freunde reisten in eine Stadt, wo ein gutes Theater vorhanden war, und besuchten das Schauspiel mehrere Abende hinter einander, wo sie die verschiedenen Gattungen dramatischer Stücke vor sich aufführen sahen. Wenn

sie dann Abends aus dem Schauspiele nach Hause kamen, dann wurde über das, was sie gesehen hatten, geurtheilt.

Der Doktor zeigte eine große Vorliebe fürs Lustspiel, weil ihm Witz und frohe Laune über alles ging, und äußerte oft, er halte es nicht für schwer ein gutes Lustspiel zu schreiben, und noch weniger es darzustellen! Als der Oberamtmann zweifelnd über diese Behauptung lächelte, nahm der Doktor empfindlich eine Prise und sagte für sich: „wir wollen sehen, wer recht hat!"

Am nächsten Abend wurde das bekannte Lustspiel: „die Drillinge" gegeben; die Freunde eilten, ihre Plätze im Theater einzunehmen, und besonders der Doktor, der dieß Lustspiel gelesen, versprach sich eine gute Wirkung und viel Genuß davon.

Ein fremder Schauspieler gab die schwere, jedoch dankbare Rolle, in welcher er alle drei Brüder nach und nach darstellen und die Aufgabe erfüllen muß, bei der sprechendsten Aehnlichkeit ihrer äußern Gestalt doch ein durchaus verschiedenes Wesen anzunehmen, dergestalt, daß man zwar sehr ähnliche, aber doch auch ganz verschiedene Menschen zu sehen glaubt. Der fremde Schauspieler war aber dieser Rolle nicht gewachsen; er suchte auf eine gemeine Weise sich zu verstellen, wußte nur plump den einen Bruder vom andern zu unterscheiden, und mißfiel dem Publikum bald so sehr, daß es unruhig wurde und ihn endlich durch Pochen von der Bühne vertrieb. Dem Doktor machte diese Störung anfangs außerordentlich viel Spaß, und er verfehlte auch nicht, einigemal so gellend mitzupfeifen, daß seine Nachbarn fast vor Schreck zu Boden gestürzt wären; als nun aber endlich der Theaterdirektor hervortrat, um sich bei dem Publikum wegen der mißlungenen Vorstellung zu entschuldigen, zugleich aber auch bemerkte, daß er, wenn das Publikum das heutige Stück nicht ausspielen lassen wolle, nicht im Stande sey, mit einem andern Stücke aufzuwarten, so konnte sich der Doktor nicht länger halten, denn er hatte sich zu sehr auf den

Genuß dieses Abends gefreut, wollte auch gern gegen den Oberamtmann Recht behalten; er sprang deßhalb auf die Bank und rief mit lauter Stimme: „Wenn ein hochverehrtes Publikum durch pochende Maßregeln einen höchst ledernen Drilling von der Bühne entfernt hat, und der Herr Direktor dort oben daraus den Schluß ziehen will, daß das heutige Abendvergnügen seine Endschaft erreicht haben solle, so gebe ich mich hiermit als einen reisenden Künstler zu erkennen und erbiete mich, jene Drillinge zu übernehmen, damit das geehrte Publikum die gehoffte Abendunterhaltung nicht umsonst bezahlt habe!"

Das Publikum erwiederte diese unerwartete Rede mit großen Beifallsbezeugungen. Der verlegene Direktor streckte seine Arme nach dem neuen Künstler aus, und der Doktor, den der Oberamtmann vergeblich am Rock zurückzuhalten suchte, war mit wenigen Sprüngen auf der Bühne. Die Vorstellung begann von neuem, und der Doktor gab die Rolle der drei körperlich ähnlichen, am Charakter aber ganz verschiedenen Brüder mit solchem Humor und Gewandtheit, daß nicht allein das Publikum davon entzückt wurde, sondern auch die übrigen Mitspieler ihre Rollen freudiger und besser spielten, so daß das Ganze wirklich eine ausgezeichnete Vorstellung zu nennen war. Am Schluß wurde der Doktor unter großem Jubel gerufen, und dankte zur Belustigung des ganzes Hauses auf eine sehr komische Weise im Charakter aller drei Brüder.

Der Oberamtmann ging erstaunt und schweigend nach Hause, wo ihn der Doktor schon in höchst aufgeregter, fröhlicher Stimmung erwartete. „Habe ich dich nun überzeugt," rief er aus, „daß ich eure Theaterkunstgriffe verstehe und das Publikum nach Würden zu behandeln weiß? Aber es mag bei diesem einen Versuch bewenden, ob ich gleich gar zu gern auch im Trauerspiele ein einzigesmal aufgetreten wäre, und zwar als Geist im Hamlet, wo den verehrten Zuschauern die Haare hätten zu Berge stehen sollen; allein wir

wollen lieber wieder zu unserer ländlichen Einsamkeit zurück, wollen das Leben nicht auf der Bühne abspielen, sondern es verleben und dabei schöne, fröhliche Träume haben, und da will ich dir zeigen, daß ich, statt Schauspiele zu geben, sie dichten kann! — Der Doktor hatte diese Erklärung kaum abgegeben und der Oberamtmann die Abreise auf morgen festgesetzt, als der Schauspieldirektor ihnen noch am späten Abend seine Aufwartung machte, um den fremden Künstler mit Lob zu überschütten, ihn zu noch mehreren Gastrollen zu vermögen oder ihn wohl gar für immer zu engagiren. Der Doktor aber wies ihn stolz zurück, ließ dem Direktor ahnen, daß er ein angesehener Mann sey, der bloß aus Liebe zur Kunst heute die Rolle übernommen habe, und gab ihm sogar, als jener sich bescheiden zurückzog, mit vornehmer Freigebigkeit ein bedeutendes Geschenk.

Auf dem Gute des Oberamtmanns wieder angelangt, beschäftigte sich nun der Doktor eifrig mit dramatischen Arbeiten, und lieferte wirklich auch einige allerliebste Lustspiele, die dann an die verschiedenen Bühnen versendet und mit großem Beifall gegeben wurden, was den Gnomenfürsten immer noch mehr anreizte, bedeutendere Dichtungen zu schreiben, weil er in seinem menschlichen Leben sich einen berühmten Namen zu schaffen wünschte.

Aber dem Oberamtmann Hirt selbst war durch das Beisammenseyn mit dem Doktor auch ein ganz neues Leben aufgegangen. Durch die gewöhnlichen Tagesbeschäftigungen und durch das Alltagsleben zog sich ein Hauch von Poesie, seit der Doktor bei ihm war, und aus dem Austausch ihrer verschiedenen Ansichten und Erfahrungen ging oft die Erkenntniß des Wahren hervor, und der Gnome saß oft in tiefen Gedanken verloren, wenn er die Vorzüge, die er als Geist vor den Menschen hatte, gegen das abwog, was der Schöpfer in die schwache sterbliche Brust gelegt hatte, um sie die Quelle des Schmerzes oder der Wonne werden zu lassen, je

nachdem der Mensch mit reiner oder mit schuldiger Hand selbst daraus schöpft. Er hatte das Menschenleben wirklich lieb gewonnen und sich daran gewöhnt; er nahm immer mehr und mehr Theil an den Beschäftigungen des Oberamtmanns, und half sogar der Natur hier dasjenige mühsam abgewinnen, was sie ihm auf dem Riesengebirge auf sein bloßes Geheiß selbst darbot; er besuchte mit seinem Freunde das Gotteshaus, und ließ die Töne der Orgel und den Inhalt der Predigt nicht ohne ernste, erhabene Gedanken an sich vorübergehen, obgleich sonst sein Tempel die weite Natur, sein Altar der Gipfel des Riesengebirges war; er beschäftigte sich gern mit den Kindern, bewunderte den Erfolg sorgfältiger Erziehung an seinem eigenen Sohne, und erfaßte immer mehr mit Liebe und Begeisterung die Gegenstände der Kunst, als eine Würze des Lebens.

So lebten die Freunde lange bei einander, die Kinder wuchsen heran, die Eltern wurden alt, und der Doktor, dem die Unbequemlichkeiten des alternden Körpers nicht länger behagen wollten, fing wohl bisweilen an über seinen Rückzug nachzudenken. An mehreren Abenden, die er einsam und in Gedanken verloren auf dem schattigen Birkenhügel zugebracht, waren ihm, wie Brieftauben, helle Wolken vorübergezogen, mit denen ihm Eisfluthel Nachricht vom Riesengebirge gab; sie enthielten die Aufforderung, bald wieder zurückzukehren, und er wollte ja auch nun wieder heim ziehen, nur daß er mit sich über die Art und Weise, wie er von der Familie scheiden sollte, nicht recht einig werden konnte. Nach langem, ernstem Nachsinnen sprach er endlich zu sich selbst: „Du hast nun als Mensch zu leben versucht, hast des Menschen Freuden und Leiden kennen gelernt, warum willst du nicht auch als Mensch von hier scheiden, und so auf dem gewöhnlichen Wege dich von deinen Freunden losreißen? Die Trennung von dem, was dir hier lieb geworden, ist so leicht nicht; das Band, was hier geknüpft wurde, ist so ernst und heilig, mag es sich auch auf eine ernste und er-

habene Weise lösen. Du, der du vor den Gnomen in ehrerbietiger Entfernung stehst," fuhr er fort, „tritt nur dreist herzu, alter geschäftiger Tod, und folge mir leise in das Haus meines Freundes!"

Der Doktor kam hierauf nach Hause und klagte, daß er sich sehr unwohl fühle und die Folgen einer Erkältung ihn wahrscheinlich auf das Krankenlager werfen würden. Man wendete erst Hausmittel an, ließ dann einen geschickten Arzt herbeiholen und pflegte den Kranken mit der größten Liebe und Treue; allein alles war vergeblich, die Stunde des Todes nahte; mitten im Kreise der trauernden Freunde, der weinenden Kinder belauschte der Gnome still und ernst die letzten Schläge seines Herzens. Endlich erklärte der Arzt, daß der Doktor verschieden sey, und die Leiche wurde in ein einsames Zimmer gebracht und dort wie gewöhnlich auf ein Brett gelegt. Die Hülle des Doktor Mißpickel schien nun zwar erstorben, aber der Gnome hatte sie noch nicht verlassen, weil er erst sehen wollte, was sein Tod für einen Eindruck auf die Familie machen würde; er hatte jetzt das Gefühl wie jemand, der in tiefer Starrsucht liegt, wo die sich bewußte Seele noch mit dem todten Körper zusammenhängt, und es war ihm daher eine sehr widrige Empfindung, daß ein altes Weib im Todtenzimmer neben ihm saß, und ihm von Zeit zu Zeit ein feuchtes Essigläppchen auf das Gesicht legte. Der Oberamtmann besuchte die Leiche oft; er deckte dann das alte, liebe Gesicht auf, sah ihn lange, lange schweigend an, und verließ dann auch schweigend wieder das Zimmer; die Oberamtmännin besorgte geschäftig die Anordnungen zum Begräbniß und die Kinder brachten täglich neue Blumen und legten sie weinend auf dem Todten nieder. Als nun aber in der Nacht vor dem Begräbniß der Oberamtmann allein die letzte Wache bei der Leiche seines Freundes hielt, um noch einmal mit ihm allein zu seyn, und die schönen Stunden ihres Beisammenlebens auf der bleichen Wand des Todes wie im Schattenspiele vorübergehen zu

sehen, und als er nun tief betrübt und einsam an der Leiche saß und ihr bei dem Schimmer der Nachtlampe in das starre Antlitz sah, sich liebend darüber hinbeugte, und eine heiße Thräne darauf fallen ließ, so schlug der Todte plötzlich noch einmal die Augen auf, reichte dem Oberamtmann die kalte Hand, und ehe dieser das Gefühl des Entsetzens mit dem Gefühle der Freude beschwichtigen und hinauseilen konnte, um das Wiedererwachen des Freundes den Seinigen zu verkünden, gebot ihm der Doktor, sich ruhig neben ihn zu setzen und schweigend anzuhören, was er ihm Wichtiges zu vertrauen habe. Der Oberamtmann nahm von leisem Grauen durchbebt, seinen Platz wieder ein, und der Doktor sprach folgendes mit blassen Lippen: „Vor allen Dingen muß ich dir, du redlicher, treuer Mensch gestehen," hob er an, „daß ich dich getäuscht habe. Ich bin nicht als Mensch geboren, bin vielmehr der Gnomenfürst des Riesengebirges, den sie den Rübezahl nennen, und der Doktor Mißpickel war nur ein Kleid, was ich auf einige Zeit angelegt, um nach eurer Weise mit euch zu leben."

Der Oberamtmann fuhr erschrocken auf und konnte die Worte nicht zurückhalten. „Also der Rübezahl?"

„Der bin ich!" entgegnete dieser; „aber für dich doch nur der Doktor Mißpickel! Du weißt, wie wir uns kennen gelernt haben, du wirst nun wohl begreifen, daß manches, was sich auf dem Riesengebirge in meinem Beiseyn zugetragen, nur von mir ausgegangen sey, wodurch es dir erklärlich werden wird. Ich wollte euch nicht bloß necken, ich wollte euch auch prüfen, und da ihr das letztere über Erwartung bestandet, gewann ich euch lieb und wollte nun euch und das Menschenleben näher kennen lernen, was ich bisher nur mit Geringschätzung betrachtet hatte. Jetzt kenne ich es, ich habe mit dir und den Deinigen glückliche Jahre verlebt, die ich nie vergessen werde, selbst nach Jahrtausenden nicht; ich trete jetzt mit ganz andern Erfahrungen und Ansichten auf meine höhere

Stufe zurück, und kann dich versichern, daß ich die Weisheit des Schöpfers fast mehr noch bewundere, seit ich ein Mensch gewesen bin. Auf der großen Stufenleiter der Wesen steht der Mensch zwischen Geist und Thier mitten inne, allein was er von beiden hat, ist so herrlich abgewogen, daß es gegenseitig sich nährt, bildet, veredelt. Mit unbegrenzter Erfindungsgabe weiß der Geist das Leben auszuschmücken, und die Sinne bringen wie flüchtige Boten unablässig Nachricht von dem Erfolg; das Herz aber ist das tonvolle Instrument, auf das der Geist nur leise seinen Finger legen darf, um es in Melodien ertönen zu lassen, die die Stimmung der Seele klar darstellen und ihm sagen, wie es um sie stehe. Und wenn nun die Sehnsucht nach etwas Höherem den Busen schwellt, wer in der Brust einen Frühling und mit ihm eine Nachtigallenstimme trägt, die selbst bei dem kalten Hauche des alltäglichen Berufes nicht schweigt, sondern immer nur ihre sinnvollen, sehnsüchtigen Melodien singt, den führen endlich die Künste auf ihren Schwingen in ein anderes, höheres Leben, sie wecken ihn aus seiner Frühlingsnacht und geben seinen Träumen Wahrheit. Meine Landschaften mit den blauen Gebirgen im Hintergrunde, meine Violine — ob sie gleich jetzt schweigt — meine Dichtungen, die mir einen Namen erworben haben, sind die Zeugen davon. Und dann die Liebe, die Freundschaft, die euch zur Seite stehen! — ich brauche sie dir nicht zu schildern, denn du erst hast sie mich kennen gelehrt, aber nimm das Geständniß des Gnomenfürsten, daß er euch Menschen darum beneidet! — — und sinkt nieder und dankt dem Schöpfer für die reichen Gaben! Jetzt muß ich in mein Reich zurück; die Wolken, die eilenden Luftboten, haben mich gerufen; aber meinen Sohn lasse ich dir hier, erziehe ihn nach deiner Weise, er soll ein ganzes Menschenalter hier durchleben und dann erst zu mir zurückkehren. Und nun leb wohl! Du wirst mich auf den Bergen wieder finden. Keinen Abschied weiter, denn

das menschliche Herz in mir ist schon starr und kalt; — drücke mir die Augen wieder zu, und laß mich morgen ruhig begraben!"

Der Doktor sank mit diesen Worten wieder zurück auf das Todtenlager, und der Oberamtmann, dessen Herz aber ja doch nicht starr und kalt war, drückte ihm mit tiefer Wehmuth die Augen zu und deckte das Leichentuch wieder über ihn hin.

Am Abend des andern Tages wurde der Doktor begraben. Alle weinten innig am Grabe, denn sie hatten ihn alle geliebt, und sein Sohn Karl, der nicht wußte, wie ihm geschah, weinte auch mit. Aber der untergehenden Sonne gegenüber thürmte sich ein prächtiges Wolkengebirge auf, ganz in der Form des Riesengebirges, und als nun alle es wahrnahmen und mit Sehnsucht hinblickten, schien es ihnen, als ob auf der höchsten Spitze, die an Gestalt ganz der Schneekoppe glich, sich eben ein großer Adler niederlassen wollte.

Der fromme Sänger.

Wer steht dort auf dem Schiff und starrt
Weit in das Meer so ernst und groß? —
Ihm spielt der Wind in Haar und Bart,
Wie in der Felsen grauem Moos.
Nur spärlich in des Mantels Falten
Sind Brust und Hüften eingeschlagen,
Und Spuren furchtbarer Gewalten
Sind unverkennbar auf dem alten,
Verbleichten Antlitz eingetragen.

Auf seinem Saitenspiele steigt,
Wenn er es rührt, ein kühnes Lied.
Rings um ihn her das Schiffsvolk schweigt,
Nur jeder auf den Sänger sieht;
Denn wie der Riesenharfe Saiten
Der Sturm ein mächtig Lied entreißt,
Wie Geister auf den Wolken schreiten,
So klingt die Harf', ihn zu begleiten,
So steht er da, ein ries'ger Geist.

„Was kommst du Sturm in stolzer Macht
So tobend hergezogen?
Was thürmst du Meer gigantenhaft
Zu Bergen deine Wogen? —
Ich kenn' einen Sturm, viel stärker doch,
Ich kenn' ein Meer, viel tiefer noch!
Ist euch der Name des Meeres bewußt? —
Wißt ihr, woher der Sturmwind kam?
Das tiefere Meer heißt: Menschenbrust!
Der stärkere Sturm heißt: Leid und Gram!"

„Es ziehn Gewitter schwarz einher,
Die Sonne zu verhüllen.
Der Regen rauscht in Strömen schwer
Herab, das Thal zu füllen.
Ich kenne Wolken, viel trüber doch,
Und einen Regen, viel schwerer noch!
Wer ist's, der mir die Wolken so bang
Den Regen so schwer zu nennen weiß? —
Es sind die Falten auf Stirn' und Wang',
Es sind die Thränen schwer und heiß!"

„Wohl mögt ihr Sternlein stolz und hell
Das Strahlenhaupt erheben.
Ihr meint, aus eurem ew'gen Quell
Fließ' einzig Licht ins Leben.
Ich kenne Gestirne, viel klarer doch,
Mit schönerem Licht fürs Leben noch!
Wer kennt den Himmel? wer hat ihn gesehn,
An welchem die Sternlein zu finden sind?
Sie strahlen dem Leben so wunderschön —
Es sind die Augen von Weib und Kind?"

„Die Sterne sind untergegangen;
Es sind mir Stirn und Wangen
Mit schweren Wolken bedeckt!
Es strömt der Regen der Schmerzen,
Es wogt das Meer im Herzen,
Vom Sturme des Grams geschreckt.
Doch ob in diesen tobenden Gewalten
Auch alles zu versinken glaubt,
Fest steht der Fels, und alle Wogen spalten
An seinem grauen Haupt!“

So tönt das Lied; der Sänger war
Als kühner Ritter einst gekannt,
Mit frommer Kreuzesbrüder Schaar
Gezogen in das heil'ge Land.
Wie bang auch Kind und Gattin weinen,
Doch treibt's ihn unaufhaltsam weiter.
Er spricht: der Herr will all die Seinen
An seinem heil'gen Grab vereinen,
Und ich bin auch sein frommer Streiter.

Und muthig stürzt er in die Schlacht;
Er wagt das Leben froh und gern;
Und in des Kampfes grauser Nacht
Glänzt er der Helden erster Stern.
Doch unbesiegbar bleibt die Hyder,
Vergeblich bluten tausend Brave.
Geschlagen sind die Kreuzesbrüder; —
Auch er sinkt hart getroffen nieder,
Und wird ein Sarazenensklave.

Doch härter noch als Feindesmacht
Dringt die Verzweiflung auf ihn ein,
Und Wahnsinn muß mit seiner Nacht
Ihm ein willkommner Tröster seyn. —
Da wird er länger nicht gelitten,
Der harte Herr stößt ihn hinaus;
Doch er erreicht mit matten Schritten
Den Ort, für den er einst gestritten.
Und wählt das heil'ge Grab zum Haus.

Hier sorgt und wacht er früh und spät,
Hier preist sein frommes Lied den Herrn,
Und jeder, der vorübergeht,
Verweilt bei ihm und gibt ihm gern.
Einst hört an dieser heil'gen Stätte
Ein fremder Kaufherr seine Lieder;
Den treibt's, daß er den Greis errette,
Ihm löse seine Sklavenkette
Und führe ihn zur Heimath wieder.

Wo aber ist sein Heimathland?
Wer ist der arme, kranke Greis? —
Er selbst von seinem edlen Stand,
Von seinen Thaten nichts mehr weiß. —
Der Kaufherr forscht nach seinem Namen
Umsonst bei vielen, die ihn kannten,
Denn alle, die zum Grabe kamen
Und seine Lieder hier vernahmen,
Ihn nur den frommen Sänger nannten.

Und auf dem Schiff steht er und starrt
Weit in das Meer, so ernst und groß.

Ihm spielt der Wind in Haar und Bart,
Wie in der Felsen grauem Moos.
Da naht das Heimweh ihm aufs neue,
Bringt ihm die alten, lieben Bilder
Von Kindeslieb' und Gattentreue,
Daß sich das arme Herz erfreue,
Und daß der Wahnsinn werde milder.

Doch in der nächsten Mitternacht
Empört ein Sturm den Ocean.
Es fallen sich in wilder Macht
Die Elemente zürnend an.
Da hört man Angstschrei aus der Ferne, —
Und Hülferuf durch Sturmgedröhne!
Ach! Hülfe brächt' ein jeder gerne,
Allein verhüllt sind Mond und Sterne,
Und Nacht bedeckt die Trauerscene.

Und langsam zieht herauf der Tag. —
Hat seine Beute schon der Tod? —
Fern treibt das ausgestorbne Wrack! — —
Nein, seht! ganz nah schwankt hier ein Boot,
Drin stehen, gleich lebend'gen Leichen,
Die Harrenden der Rettungsstunde. —
Doch eh' sie noch das Schiff erreichen,
Kommt eine Woge ohne Gleichen,
Und schlägt das arme Boot zu Grunde.

Und alles steht entsetzt und zagt! —
Der fromme Sänger nur hat Muth,
Er wirft die Harf' hinweg und wagt
Den Sprung hinunter in die Fluth. —

Und mitten in des Meeres Tosen
Theilt er mit starkem Arm die Wogen,
Umklammert einen Hoffnungslosen,
Und wird in Eil' von den Matrosen
An Seilen glücklich aufgezogen.

Ein Jüngling ist es, stark und schön,
Den er dem Tod entrissen hat.
Der Sänger steht, ihn anzusehn,
Und sieht sich nimmer an ihm satt.
Aus den vertrauten Zügen grüßen
Ihn alte Bilder seiner Liebe.
Er will des Jünglings Schicksal wissen,
Was aus der Heimath ihn gerissen,
Und was ihn auf das Meer getrieben?

Der Jüngling spricht: „Vor zwanzig Jahr
Schifft' einst der Graf von St. Amand
In frommer Kreuzesbrüder Schaar,
Mein Vater war's, ins heil'ge Land.
Er kämpfte treu und unverdrossen
Dort an des heil'gen Grabes Stufen,
Bis mit den edlen Kampfgenossen
Er willig auch sein Blut vergossen,
Und ihn der Herr zu sich berufen."

„Und heiße Sehnsucht zog mich fort,
Dem Lande zu, durch Meeresfluth,
Wo bei dem heil'gen Grabe dort
Auch Vaters heil'ge Asche ruht.
Den frommen Sänger wollt' ich hören,
Den freudig alle Pilger preisen.

Mir sollt er seine Lieder lehren,
Daß ich voll Trost mög' wiederkehren
Zur Mutter mit den frommen Weisen."

„Doch schaut! dort sinkt mein Schiff hinab!
Der Fels mein Saitenspiel zerbricht!
Ich sehe nicht das heil'ge Grab;
Den frommen Sänger hör' ich nicht!" — —
Da endlich fliehn des Wahnsinns Schatten —
Des Greises Brust birgt es nicht länger:
„Du sollst im Glauben nicht ermatten!
Bring deiner Mutter ihren Gatten!
Dein Vater ist der fromme Sänger!"

Mir sollt er seine Lieder lehren,
Daß ich zum Trost mög' wiederkehren
Zur Mutter mit den frommen Weisen.

„Doch schaut! dort sinkt mein Schiff hinab!
Der Fels mein Saitenspiel zerbricht!
Ich sehe nicht das heil'ge Grab;
Den frommen Sänger hör' ich nicht!“ —
Da endlich flohn des Wahnsinns Schatten
Des Greises Brust trägt es nicht länger:
„Du sollst im Glauben nicht ermatten!
Bring deiner Mutter ihren Gatten!
Dein Vater ist der fromme Sänger!“

Der Schuldbrief.

Ein Schauspiel in einem Aufzuge.

Personen.

Madame Hallmer, eine Kaufmannswittwe.

Kurt, } ihre Kinder.
Louise, }

Geizstängel, Bürgermeister und Krämer.

Kilian, dessen Sohn.

Silbenreich, Stadtschreiber.

Seibold, Commerzienrath.

Ein Jude.

Erster Auftritt.

Ein großes Zimmer im Hause der Madame Hallmer.

Madame Hallmer. Louise.

Mad. Hallmer. Bist du nun endlich fertig, Louise? Hast du deine Sachen zusammengepackt, daß ich sie forttragen lassen kann?

Louise. Ja, meine Mutter! — Aber das Köfferchen ist doch schwer geworden; fast glaub' ich von den vielen Thränen, die hinein gefallen sind.

Mad. Hallmer. Thränen sind nur schwer, wenn sie aufsteigen; du hast es mir ja auch versprochen, nicht mehr zu weinen.

Louise. Sey mir nicht böse, ich konnt' es nicht halten. Während ich alle meine Sachen zusammensuchte, fühlte ich erst, daß ich das Liebste zurücklassen muß.

Mad. Hallmer. Und was denn, mein Kind? — Was mußt du denn zurücklassen?

Louise. Ach, unsere liebe, trauliche Kinderstube, und die alte Linde vor dem Fenster, und die dunkle Jasminlaube, in welcher die Nachtigall sich auch ihre Kinderstube gebaut, und meine Blumenbeetchen, und das Kabinet, worin der Vater gestorben —

Mad. Hallmer. O, woran erinnerst du mich auf's neue?

Louise. Und seinen Namen, den seine kranke, zitternde Hand mit Bleistift noch an die Wand geschrieben, und darunter das: „Lebt wohl!"

Mad. Hallmer. Ich habe von dem allen schon Abschied genommen! — Doch eben der uns heilige Name ruft uns auch zu: Gehet getrost hinaus, und haltet mich in Ehren! —

Louise. Nun kommt er aber in fremde Hände.

Mad. Hallmer. Setze dich zu mir, mein Kind, du sollst deiner Mutter einmal als Freundin rathen. Sieh, dein Vater war ein wohlhabender Kaufmann, unser baares Vermögen und die Handlung gehörten ihm, dieß Haus mit seinen Grundstücken war aber mein Eigenthum. Er war ein Muster von Redlichkeit und Treue, zweifelte nie an andern Menschen, half ihnen wo er nur konnte und lieh seinen Freunden willig bedeutende Summen. Viele aber haben ihn nicht wieder bezahlt. Der Krieg vernichtete seine schönsten Handlungspläne. Er mußte selbst Geld aufborgen, und so verarmten wir. Ach! seit er gestorben, stürmen nun die Gläubiger und verlangen ihr Geld zurück. Die Handlung reicht nicht zu. Nur wenn ich dieß Haus mit seinen Grundstücken auch hergebe, wird alle Schuld getilgt. Ich braucht' es aber nicht, denn die Schuld geht nur deinen Vater an; ich könnte mein Eigenthum erhalten. Aber die Leute, die deinem Vater getraut, müßten ihr Geld verlieren. Was soll ich thun?

Louise. Hingeben, alles hingeben sollst du, wie du es ja längst beschlossen. Kein Fluch soll auf dem Namen des Vaters haften, wir wollen lieber arm seyn.

Mad. Hallmer. Das wollen wir, meine Tochter! So denkt unser Kurt auch; ihr habt des Vaters Sinn. Mehr, als wir hier zurücklassen, folgt uns in die kleine Hütte: ein reines Bewußtseyn und der Segen des Vollendeten.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Stadtschreiber Silbenreich.

Stadtschreiber. Gute Nachricht, liebste Madame Hallmer, gute Nachricht! Der Licitationstermin wird sehr frequent werden, wird gute Ausbeute geben, man wird sich reißen, reißen um das Haus.

Mad. Hallmer. Glauben Sie wirklich? Sind Käufer angekommen?

Stadtschreiber. Freilich! freilich! — Gestern Abend, als ich meine Gutenacht-Pfeife rauche, rasselt ein Wagen vorüber, so schwer, so schwer, daß ich mich unwillkürlich duckte, denn ich dachte: das Pflaster spritzt dir zu den Fenstern herein! — Wer war es? — der reiche Herr Commerzienrath Seibold aus Zellerberg war es; hatte, wie ich erfahren, einen Wagen mit eisernen Achsen und zwei schwere Koffer voll Geld darauf.

Mad. Hallmer. Und will das Haus erstehen? —

Stadtschreiber. Ja doch! ja doch! ist heute schon bei mir gewesen. Ein charmanter Mann. Wußte, daß ich Licitationscommissarius war. Mein werther Herr Stadtschreiber! sagt' er. — Gehorsamer Diener! sagt' ich. — Ich habe gehört, sagt' er, daß ein schönes Haus hier veräußert werden soll, sagt' er; da ich nun gesonnen bin, mich in dieser schönen Gegend hier anzukaufen, sagt' er, so möcht' ich das Haus wohl an mich bringen, sagt' er.

Mad. Hallmer. Das wär' eine gute Aussicht.

Stadtschreiber. Bin noch nicht fertig, wertheste Frau, bin noch nicht fertig. Auch die Frau Baronin von Zierlein aus Angelhausen intendiren, sich in unserer ansehnlichen Stadt niederzulassen. Haben mir heut früh auch schon die Aufwartung gemacht;

viel Ehre für mich; war noch im Schlafrock. Wollen das Haus in Augenschein nehmen. Da hab' ich mich denn in die Kleider geworfen und bin hergelaufen, um sie anzumelden.

Mad. Hallmer. Das wird ein peinvoller, heißer Tag werden.

Stadtschreiber. Schadet nichts, schadet nichts! Wird ein ruhiger, kühler Abend darauf folgen. Vor allen Dingen, allerliebste Frau Gevatterin, schaffen Sie Frühstück an, die vornehmen und reichen Leute müssen die Lippen netzen können, sonst thun sie beim Termin das Maul nicht auf. Es ist einem auch selbst so flau.

Mad. Hallmer. Wie gern wollt' ich Ihnen etwas vorsetzen, lieber Herr Stadtschreiber, doch, ich schäme mich nicht, es Ihnen zu gestehen, ich habe nichts mehr im Hause, auch kein Geld mehr, die letzten Groschen trägt mein Sohn zum Bäcker, um uns für heute Brod zu kaufen.

Louise. Mutter, nimm doch den gehenkelten Gulden, den mir der Vater geschenkt.

Stadtschreiber. Nicht doch Louischen! nicht doch! bist ein gutes Kind, sollst den Gulden als Schmuck tragen, wenn du zu Gottes Tisch gehen wirst. Habe bei deinem seligen Vater viel frohe Stunden verlebt, habe oft hier gefrühstückt; kann aus meinem Häuschen auch einmal ein Frühstück hierher bringen lassen. Werden's doch nicht übel nehmen, beste Madame? werden's doch erlauben? —

Mad. Hallmer. Ja! ich erlaub' es Ihnen. Sie waren ein wahrer Freund meines Gatten, und ich weiß, daß es Ihnen wohl thut, uns zu geben.

Stadtschreiber. Nicht doch! nicht doch! — Höre, Louischen! Lauf einmal geschwind nach Hause zu meiner Frau, sag' ihr, ich hätte hier Freunde gefunden, wollte hier frühstücken: die kalte Kalbskeule von gestern, die Wurst, welche der Kater angefressen,

eine Flasche von dem Rosinenmalaga, kurz das beste was sie hat. Verstanden? —

Louise. Aber —

Stadtschreiber. Aber, du hast recht, bist ein vorsichtiges Kind! Meine Frau ist manchmal ungläubig, könnte dir's abschlagen, könnte nichts herausrücken wollen. Da! — nimm meine Dose! sag' ihr, ich schickt' ihr zur Beglaubigung eine Prise Tabak! — und nun fort! schaff das Frühstück! (Er drängt sie hinaus.)

Dritter Auftritt.

Madame Hallmer. Der Stadtschreiber.

Stadtschreiber. Nur Muth gefaßt, wertheste Frau Gevatterin, nur Muth gefaßt! die Sache wird gut gehen, wir werden einen schönen Thaler Geld übrig behalten und dem alten Herrn Burgemeister wohl den Mund stopfen.

Mad. Hallmer. Dem Herrn Burgemeister Geizstängel? Wie meinen Sie das? Ihm sind wir nichts schuldig, wofür ich dem Himmel danke, denn er ist ein harter Mann.

Stadtschreiber. Recht gesprochen! wahr gesprochen! Sind aber doch seine Schuldnerin; muß Ihnen seine Hinterlist nur offenbaren, ob's gleich mein Herr College.

Mad. Hallmer. Was hat er denn gethan?

Stadtschreiber. Angekauft, heimlich an sich gebracht hat er alle Wechsel Ihres seligen Herrn. Was die einzelnen Gläubiger der braven Wittwe gern erlassen haben würden, wußte er zu gewinnen, denn wer glaubte denn anfangs, daß Sie Ihr eingebrachtes Vermögen so willig hergeben möchten? Jeder hielt den Concurs

für unvermeidlich, seine Forderung für verloren, dankte Gott, wenn der Herr Burgemeister zwei Drittheile zahlte, und so hat er ein schönes Sümmchen zu fordern, womit er das Haus zu erwerben gedenkt.

Mad. Hallmer. Das ist nicht edel!

Stadtschreiber. Nicht edel? — Mehr als nicht edel! — abscheulich, niedrig! Stolz und Geiz sind sein Edelmuth! Das große, schöne Haus und die herrlichen Grundstücke liegen ihm im Sinne; Ihre Handlung war ihm längst ein Dorn im Auge. Zu Ihren großen Fenstern will er heraussehen, ist zu dick geworden, hat nicht mehr Platz in seinem kleinen Schlößchen. Aber es soll ihm nicht gelingen; baar muß das Haus bezahlt werden, und er hat nicht mehr zu geben, als die eingelösten Wechsel von 6000 Thalern, ich kenne sein Vermögen, und der Herr Commerzienrath Seibold, und die Frau Baronin von Zierlein, — o die werden schon bieten! — Adieu, mein lieber Herr Burgemeister! leben Sie wohl! bleiben Sie in Ihrem kleinen, finstern Laden!

Mad. Hallmer. Sie sind ein redlicher Freund meines Hauses! aber Sie werden sich den Herrn Burgemeister zum Feinde machen.

Stadtschreiber. Ist mir lieb! mag seine Freundschaft nicht; bin Stadtschreiber, der einzige Studirte im Rathe, schreibe nur nieder, was recht ist, schere mich nicht um Freund und Feind. Will Ihr Haus schon in die Höhe treiben. 10,000 Thaler zum dritten und letzten! — Pauz! zugeschlagen, und Adieu Herr Burgemeister Geizstängel! Her mit den Wechseln! Hier sind Ihre 6000 Thaler und 4000 Thaler bleiben uns übrig!

Mad. Hallmer. Der Himmel gebe, daß Sie wahr sprechen!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Kurt. Der Jude.

Kurt (bringt ein Brod). Hier, Mutter, bring' ich Brod und auch einen Gast.

Jude. O wai geschrien! o wai! wos giebts hier für 'ne graușe Brut in de klaine Stadt! — Loßt mich niedersitzen, mir ist Angst — ich hob die Gänsehaut!

Mad. Hallmer. Wen hast du mir denn da ins Haus gebracht, mein Sohn? —

Kurt. Es ist ein armer fremder Jude, den die Gassenbuben verfolgten. Er wußte sich nicht mehr zu retten, ich hab' ihn in unser Haus gebracht und die Thür zugeschlagen.

Jude. Jo, dos hätt er! er lügt nit, 's ist an guter Knab', an Simson unter de Gassenbuben!

Stadtschreiber (zum Juden). Wer sind wir denn? He? — Haben wir denn auch einen Paß? — He? — Sind wohl ein Ausländer? — Haben hausirt? He? — Das Hausiren ist aber verboten. He? —

Jude. Einen Poß hob ich, werd' ihn der Obrigkait schon vorzeigen; aber hausiren? — womit soll ich hausiren? — mit de Bettelsack? — den koft mer überall. Bin ich doch auf der Raise, bin eingewandert heut früh ins Städtel, hob noch kai Häppel Brod hier genossen, und do rufen die Jungens doch schon Hepp! Hepp! hinter mir drein, und sind gelaufen gekommen, und hoben mich gerissen ans Klaid, und hoben mich geworfen mit Koth. — Worum dos? —

Kurt (zur Mutter). Denke dir nur, Mutter, Burgemeisters Kilian war auch mit darunter.

Stadtschreiber. So? — Ein saubres Früchtchen. Ein feiner Kiel.

Kurt. Nein, böse ist er nicht, aber oft gar leichtsinnig und ausgelassen, und der Jude sieht freilich komisch genug aus.

Jude. Ich hob müssen den Wanderstab gegen sie gebrauchen, hob müssen kämpfen wie gegen die Philister, und der Klaine dort hätt mir beigestanden, hätt mir sein Haus geöffnet! — Nun, der liebe Gott wirds ihm vergelten mit zehn Percent!

Mad. Hallmer. Das war recht, Kurt! aber du hast doch nicht etwa auch drein geschlagen?

Kurt. Ein bischen wohl, liebe Mutter! die Jungens ließen sich gar nicht abweisen.

Stadtschreiber. Schadet nichts! schadet nichts! hätte auch mit drauf los geschlagen. Für dich selber leide, für andere schlage los, ist mein Sprichwort.

Kurt (zum Juden). Du bist gewiß matt und hungrig, Alter! Willst du dieß Brod mit uns theilen? Wir haben nichts weiter.

Jude. Nai, ich danke! auf de Galle gedeihts nit! will mich erst an bissel erholen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Louise mit einem Korbe.

Louise. Hier bring' ich Frühstück! Die Frau Stadtschreiberin hat mir recht viel eingepackt und meinte, Sie hätten ihr die Dose nicht erst schicken dürfen.

Mad. Hallmer. Die gute, brave Frau!

Stadtschreiber. Ja, gute Frau! brave Frau! Sie haben Recht! Will's ihr abbitten, daß ich ihr die Dose mitgeschickt.

Louise. Sie läßt Ihnen aber sagen, Sie möchten bald nach Hause kommen, die Frau Baronin wollte Sie sprechen.

Stadtschreiber. Ei, dann muß ich eilen! Packen Sie das Frühstück aus, tischen Sie auf; ich werde der Läufer seyn, werde Ihro Gnaden anmelden! (Ab.)

Jude. Verzeihen Se! Sind Se die Mama von de Kinderchens?

Mad. Hallmer. Ja, es ist mein Sohn und meine Tochter.

Jude. Gott gesegne Se die hübschen Kinder. Ist der Herr Liebste dahaim? —

Mad. Hallmer. Ich bin Wittwe!

Jude. Thut mehr laid um den Voter, daß er die Freude verschloft! — Aber er hätt doch Vermögen hinterloffen? ich seh' doch a schaines Haus.

Mad. Hallmer. Nein, wir sind arm! in wenig Stunden ist auch das Haus nicht mehr unser! — Komm, Louise, laß uns im Nebenzimmer zur Aufnahme der Fremden das Frühstück aufsetzen. (Ab mit Louisen, welche den Korb trägt.)

Sechster Auftritt.

Kurt. Der Jude.

Jude. Sie geht fort und waint? warum waint se? um den Papa, oder um de Armuth? —

Kurt. Um beides. Den guten Vater haben wir vor einem halben Jahre begraben, und es thut wohl weh, das Haus verlassen zu müssen, wo wir so lange glücklich gewesen sind. Heut wird es öffentlich verkauft!

Jude. Hätt der Täte viel Schulden hinterlossen? Sind die Gläubiger ufgestanden, und gekümmen zu ziehen Wittwe und Waisen mit de Krallen aus dem warmen Nest?

Kurt. Dieß Haus gehört eigentlich meiner Mutter, aber sie gibt es willig her, um alle Schuldner unsers Vaters zu befriedigen.

Jude. Ane brave Frau! — Ane edle Frau! möcht' lieber ihr Schuldner seyn, als der Gläubiger. Sollte doch aber an de Kinderches gedenken. Hätt se kaine Freunde hier? — 's gob doch sonst raiche Laiut hier im Städtel. Hob vor diesem wohl aach Geschäft gemacht in dieser Gegend; hob gekennt anen Kaafmann Geizstängel, anen klugen Mann, anen verschmitzten Mann, ist gewiß raich geworden im Kriege.

Kurt. Er ist jetzt unser Herr Burgemeister.

Jude. O wai geschrien! — ist wohl der Kilian sein Bub', der mich aach verfolgt hätt? Lauft dervon, seht euch nit um nach Sodom und Gomorra! Ihr werdet sonst zu Salzsäulen und das Salz ist doch theuer.

Kurt. Ja, wir werden auch fortziehen. Mutter hat sich auf dem Dorfe ein kleines Häuschen gemiethet.

Jude. Ihr arme Laiut! — wie wor denn der Voter gehaißen?

Kurt. Mein Vater hieß Joseph Hallmer.

Jude (aufspringend). Wie? Joseph Hallmer? — Firma Hallmer und Treuheim zu Eichstädt? —

Kurt. Ganz recht. Wir wohnten früher zu Eichstädt, und zogen nach dem Tode des Großvaters vor acht Jahren hierher.

Jude. O Gott! — O Gott! — Klainer, komm! fürcht dich nit vor meinem graußen Bart! gib mer an Schmätzel; 's ist mer ergötzlicher als an Schöppel Wein! (Er umarmt den Kurt.)

Kurt. Was ist dir, Alter? Du weinst ja!

Jude. Meine Augen machens nit anderst. Er ist taudt also,

der Hallmer ist taudt. Du lieber Gott! — Hob de Firma gekennt, war an nobel, an gut Haus.

Kurt. Weine nicht! wir gehen getrost hinaus, denn so bleibt unsers Vaters Andenken in Ehren.

Jude. Wär' denn kaine Hülf möglich? Hätt der Täte kaine Pepire hinterlossen?

Kurt. O ja! Papiere genug, aber sie sollen nicht gültig seyn, wie die Mutter sagt.

Jude. De Mutter! Ei wos! De Waiber verstaihn nichts von de Pepire. Wir wolln se rufen, sie soll mer se zeigen, ich will se sehen. Frau Hallmer! Mädäm Hallmer!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Madame Hallmer.

Mad. Hallmer. Wer ruft mich hier?

Jude. Wertheste Mädäm! verzeihen Sie, ich hob gekennt die Firma Hallmer und Treuheim; es jammert mich, daß se fällirt hät, nit gefällirt, wollt ich doch sogen, daß se aashören wird; daß de armen Kinder betteln gaihn sollen, — nit betteln, wollt' ich doch sogen, daß Se ausziehn sollen mit se, wie de Hagar in de Wüste.

Mad. Hallmer. Ich freue mich Eurer Theilnahme, Alter, aber es kann einmal nicht anders seyn.

Jude. Nu? es känn doch vielleicht anderst seyn! Hoben Se gor kaine Pepire von de sel'gen Herrn? Zeigen Sie se her; ich bin an Kenner von de Pepire. Sie brauchen nit groß zu seyn, und können doch viel gelten.

Mad. Hallmer. Nein! ich habe sie alle schon dem Herrn Stadtschreiber gezeigt, er hält keines mehr für gültig.

Jude. Ei wos! der Herr Stodtschreiber ist an Stodtschreiber, aber kain Handelsmann! Ich main es gut! Der Klaine dort hätt mich gerettet aus de Hände von den Straßenbuben, möcht ich Se doch retten aus de Hände von de Gläubiger. Zeigen Se her de Pepiere, ich hob scharfe Augen und an redlich Herz.

Mad. Hallmer. Wenn es Euch beruhigen kann, sollt Ihr sie sehen; sie enthalten keine Geheimnisse. Kurt, bringe mit Louisen deines Vaters hinterlassene Rechnungsbücher und Papiere. (Kurt läuft ab.)

Jude. Wie viel hoben Se noch Schulden zu decken? — sogen Se's an!

Mad. Hallmer. Es sind an 6000 Thaler.

Jude. Nu? sind de Gläubiger nit billig? lossen se nit mit sich handeln?

Mad. Hallmer. Der Herr Burgemeister Geizstängel hat alle Wechsel an sich gekauft, und der ist nicht billig.

Jude. Ist das eure Christenliebe? — Hätt der sel'ge Herr nit Geschäfte gemacht mit unsre Laiut?

Mad. Hallmer. O ja! die Juden kauften gern und viel von ihm, weil sie gute und billige Waare erhielten.

Jude. Hoben se aach alles bezohlt? staihen se nit noch an de Kraide? —

Mad. Hallmer (seufzend). Ich glaube, sie haben bezahlt.

Jude. So? — Der Mund spricht: ich glaube, ober das Herz glaubt nit! — Hören Se, sehen Se, Sie müssen de Augen wegschlogen von mir. — Se hoben gewiß noch zu fordern von unsre Laiut. Nu? worum fordern Se nit? — Ist der sel'ge Herr thöricht gewesen, hätt er geliehen ohne Schriftche? Ich wills nit mainen, er wor ja an ordentlicher, vorsichtiger Mann! — Nu? —

Se schweigen? — Wie heißt er? — Mit wem hätt er getriebe den meisten Verkehr von uns?

Mad. Hallmer. Mit dem Juden Moses Hanoch hat er früher große Geschäfte gemacht.

Jude. Jo, ich wills glauben! der Moses Hanoch war raich; hob' en aach gekannt. Nu? hoben Se von dem zu fordern?

Mad. Hallmer. Wißt Ihr, wo er lebt?

Jude. Nai, ich weiß es nit! Hätt aach vor zehn Jahren gefällirt; mußte fort gaihn. Aber er wird doch zu finden seyn.

(Die Kinder bringen ein großes Handelsbuch und eine Mappe voll Papiere.)

Louise. Hier ist des Vaters Handlungsbuch.

Kurt. Hier sind seine übrigen Papiere.

Mad. Hallmer. Seht hinein; Ordnung werdet Ihr finden, aber keine Hülfe für uns.

Jude (durchblättert das Buch). Ane schaine Hand! — Ane liebe Hand, die das geschrieben! Gott losse se ruhn in Frieden! — Ordnung genug, aberst nit Geld! — 6000 Thaler Minus! In de Bücher ist kain Trost, — gebt de Pepire her! (Er blättert in der Mappe) Nu? — Gottes Wunder! An Wechsel auf Moses Hanoch, 4000 Thaler, und die Zinsenrest auf 10 Jahr, macht zu sechs Percent aach 2400 Thaler, ist doch gedeckt das Minus, wird doch noch bleiben an Plus! —

Mad. Hallmer. Mein Mann wollte diesen Wechsel niemals aus den Händen geben. Er hatte den Moses Hanoch lieb, wollte ihn durch fremde Hand nicht drücken lassen, und Ihr wißt ja selbst daß er fallirt hat, wie würde er mich bezahlen können.

Jude. Zehn Johr verändern viel! Der Wechsel ist gut, er muß bezohlt werden.

Mad. Hallmer. Der Herr Stadtschreiber selbst hält ihn

für verloren, denn wo lebt der Moses? Er ist in alle Welt gegangen und ist vielen schuldig geblieben.

Jude. Nu? — ich will ihn doch schon finden! ich will ihn fassen, will ihn setzen lossen; geben Se mir den Wechsel, ich will ihn kafen, was wollen Se hoben dervor?

Mad. Hallmer. Eure Gutmüthigkeit könnte Euch selbst in Verlegenheit bringen.

Jude. Nai! Nai! ich waiß, woß ich thu! ich will zohlen dervor Capital und Zinsen zu vier Percent; ich werde nichts verlieren.

Mad. Hallmer. Das rettete uns freilich mit einemmale aus aller Verlegenheit.

Kurt. Liebe, gute Mutter! Du wirst doch den Wechsel nicht verkaufen wollen?

Louise. Nein, Mutter, nimmermehr.

Mad. Hallmer. Warum nicht, Kinder? Erscheint uns dieser Mann nicht wie ein Engel in der Noth? — Kann ich euch mein Eigenthum nicht vielleicht dadurch erhalten?

Kurt. Hörst du denn nicht? — Er will mit dem Schuldbrief den armen Moses aufsuchen, will ihn arretiren lassen.

Louise. Ihm das Letzte abjagen, was er hat, ihn vielleicht in das Gefängniß werfen lassen.

Mad. Hallmer. Ihr steht mir doch näher als jener Jude, der unser Schuldner ist?

Jude. De Mama hätt Recht! loßt mer den Moses; was gaiht euch der Moses an? — ich werd' ihn doch schon kriegen! ich schoffe Rath! zahle dos Capital und de Zinsen auf zehn Jahr mit vier Percent.

Kurt. Nein! der Vater nannt' ihn seinen treuesten Freund, der ihm oft aus der Noth geholfen.

Louise. Ja, er hat dem Vater einst in einer Krankheit

beigestanden, als er in einem fremden Lande hülflos und verlassen auf dem Sterbebette lag.

Kurt. Und da wurden sie Freunde, und der brave Moses Hanoch hat den Vater späterhin auch aus der Sklaverei losgekauft, als ein Corsar das Schiff erobert hatte.

Jude. Nu? — hätt der Täte ihm's Lösegeld nit wieder bezahlt? ist er's ihm schuldig geblieben?

Kurt. Das Geld nicht, aber die Liebe ist er ihm schuldig geblieben, und die wollen wir ihm nicht auf diese Weise vergelten, daß du ihn mit jenem Schuldbriefe fangen sollst.

Jude. Ich will ober den Wechsel kafen, ich will doch geben fünf Percent Zinsen.

Mad. Hallmer. Was kann Euch an diesem Wechsel so viel gelegen seyn?

Louise. Mutter! er will die Liebe uns abkaufen, die wir dem Moses schuldig sind; o gib ihm nicht den Wechsel.

Kurt. Der Vater sagte immer, er hebe das Papier nur als ein Andenken auf, denn der Moses sey ihm nichts mehr schuldig.

Jude. Jo! er ist ihm noch schuldig! Mädämchen, hören Se nit aaf de Kinder! verkaafen Se mer den Wechsel; ich will geben die sechs Percent Zinsen, 's ist an graußes Geld! aber ich hob doch eppes vor mit dem Moses!

Kurt. Hörst du wohl, Mutter! der garstige Mann ist gewiß sein Feind, er will den armen Moses verderben. Gib nicht den Wechsel. Der Vater bittet dich durch mich.

Louise. Laß uns in das ärmliche Hüttchen ziehen und arbeiten! — ich will auch nicht mehr weinen! Dann können wir doch ohne Vorwurf an den armen Moses zurückdenken, der gewiß mit Kummer an uns denkt.

Mad. Hallmer. Ihr habt Recht, meine Kinder! Die Sorge für euch hätte mich fast verführt, das Papier aus den Händen

zu geben. Nein! des Verewigten Wille und seine Freundschaft sey uns heilig. (Zum Juden.) Ihr bekommt den Schuldbrief nicht!

Jude. Nu, kann ich doch nit mehr geben als die sechs Percent, und 's ist an vieles, ihr sollt's noch bereuen!

Mad. Hallmer. Ueberlaßt das uns.

Jude. Und ich hätt' doch den Schuldbrief gern gehobt, denn er ist mit Herzblut geschrieben.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Stadtschreiber.

Stadtschreiber. Hurtig, liebste Frau Gevatterin! Hurtig! der Herr Commerzienrath folgen mir in der schönsten Equipage auf dem Fuße. Auch die Frau Baronin werden gleich hier seyn. Es ist doch alles reinlich und ordentlich im Hause? Kein Geruch mehr von Materialwaaren, von Stockfisch, von Häringen? Frau Baronin können dieß nicht vertragen, haben zarte Nerven. Kommen Sie! Hurtig! Beide Flügelthüren am Hause aufgeriegelt, losgerissen, die reichen und vornehmen Käufer an der Hausschwelle empfangen!

Mad. Hallmer. Begleiten Sie mich, stehen Sie mir heut bei, liebster Herr Stadtschreiber!

Stadtschreiber. Gern! gern! so weit meine Kräfte reichen. Fort, Kinder, mit den Papieren und Büchern, was sollen sie hier, was kramt ihr die alten Geschichten aus?

Jude. Kaine alten Geschichten! gute Geschichten! Herr Stadtschreiber, Se seyn an kluger Herr, an geschaiter Herr, lossen Se das schaine Haus nit verkaafen mit de propern Grundstücke; Se könnens vielleicht noch retten.

Kurt (hält ihm den Mund zu). Du sollst aber nicht sprechen!

Stadtschreiber. Wie? Wie? retten? Was hat der Jude? was meint er?

Mad. Hallmer. Hören Sie nicht auf ihn, er hat besondere Ansichten und versteht die Sache nicht.

Stadtschreiber. Recht! versteht nichts; will wohl klüger seyn als wir? — Dummer Teufel!

Mad. Hallmer. Kommen Sie nur, ich höre den Wagen rasseln; das Frühstück ist im Nebenzimmer aufgetischt; wir müssen die Fremden empfangen. (Beide ab.)

Kurt. Geschwind, Louischen! er soll uns nicht mehr verführen wollen, laß uns den Schuldbrief zerreißen.

Louise. Ja, du hast Recht!

Jude (abwehrend). Holt! Holt!

(Die Kinder zerreißen doch das Papier.)

Kurt. Gott sey Dank! er ist vernichtet!

Louise. Die Liebe hat ihn bezahlt!

Jude. Gotts Wunder! Se zerreißen den Wechsel, de Kinder seynt verwogen. Nu kann ich ihn nit mehr gebrauchen, die Schuld ist getilgt.

Louise. Gib her! ich trage Buch und Papiere fort! (Ab damit.)

Neunter Auftritt.

Der Jude. Kurt. Bald darauf **Bürgermeister Geizstängel** und **Kilian.**

Jude. Lern' er nit die Kaafmannschaft! er wird an schlechter aafmann, wenn er solche Pepire zerreißen mog.

Kurt. Der Vater hätte es auch gethan, ob er gleich ein Kaufmann war.

Jude. Hätt' aach 6000 Thaler Minus hinterlassen. (Für sich.) Aber die zwo Kinderches Plus sind doch mehr werth!

Bürgermeister Guten Morgen! — guten Morgen! — wo ist die Frau Mama?

Kilian. Vater, das ist er! das ist der fremde Jude, der mich so geschlagen hat.

Bürgermeister. Ei, sieh da! find' ich dich selbst, Bursche, in diesem Hause, während dich der Rathsdiener allenthalben vergeblich sucht? Du sollst erfahren, was es heißt, sich an des Bürgermeisters Sohn vergreifen.

Jude. O wai! dos hob ich nit gethon! ich hob mich doch nur müssen schützen vor de Stroßenbrut? —

Bürgermeister. Wie? Du schimpfst mein Kind noch Straßenbrut?

Kilian. Er hat mich mit dem Stock geschlagen, daß mir die Nase geblutet hat.

Kurt. Und das mit Recht! denn du hast den armen fremden Juden abscheulich geneckt; ich hab's gesehen.

Bürgermeister. Schweig Er! Es soll euch angestrichen werden.

Jude. Gnädiger Herr Burgemaister! Es wird doch Recht und Gerechtigkeit seyn im Lande; es wird doch nit seyn de Polezei in de Hände von de Gassenbuben.

Bürgermeister. Ich will dir zeigen, in wessen Händen die Polizei ist. Kilian, lauf und rufe mir den Rathsdiener, er soll den Juden in den Thurm stecken.

Kilian. Gut, das will ich! (Er läuft ab.)

Kurt (läuft ihm nach). Kilian! Kilian! warte doch! höre nur erst ein Wort. Bitte doch den Vater! (Ab.)

Jude. Verzeihen Se, erlauben Se, gnädiger Herr Burgemaister, lossen Se mich jetzt nit einstecken, Se werden Unrecht beholten; ich waiß, de waise Landespolezei hätt doch verboten das Hepp! Hepp! hinter de Juden, und der Junker hätt geschrien mehr wie ein mohl. Hob ich doch Zeugen derzu.

Bürgermeister. Ei, was! ich bin hier die weise Landespolizei, und du hast mein Kind blutrünstig geschlagen. In den Thurm mit dir! —

Jude. O wai geschrien! ich will Cation stellen; 's ist an Termin im Hause, lossen Se mich nit einstecken vor den Termin.

Bürgermeister. Was geht dich der Termin an? — Ich glaube, du hast Lust, das Haus zu kaufen.

Jude. Nu? Känn ichs aach nit erstaihn, sind doch vornehme Herrschaften hier, se hobens Geld nit gleich in der Ficken, se brauchens aber; bin an armer Jüd, kann vielleicht an Geschäftel machen. Lossen Se mich gaihn!

Bürgermeister. Das fehlte mir noch! — den andern das Geld vorstrecken? — Nein, um desto eher sollst du mir in den Thurm; dann bin ich dich los!

Jude. O wai! o wai! an hartes Herz! ane Felsenbrust! — Känn der Herr mich nit selber gebrauchen? — Fordre der Herr, aber steck er mich nit in de finstern Thurm.

Bürgermeister (für sich). Hm! — selber gebrauchen? — am Ende könnte mir der Jude nützlich seyn! Ich hab' ihn ja in Händen. Der verdammte Stadtschreiber hat überdieß eine Menge reiches Volk hergezogen! — Wir wollen klug seyn und versuchen! (Laut zum Juden.) Hör' einmal, Jude! ich will dir die Strafe erlassen, sollst auch ein gut Geschäft mit mir machen, wenn du thust, was ich haben will.

Jude. Nu, heraus damit! ich thu's schon.

Bürgermeister. Sieh, das Haus soll verkauft werden.

Jude. Jo, laider!

Bürgermeister. Ich habe das erste Recht darauf, habe viel darauf geliehen und immer in Geduld gestanden.

Jude. An mildes Herz!

Bürgermeister. Will es auch jetzt noch über den Werth bezahlen. Da sind aber nun mehrere vornehme, reiche Narren angekommen, die mich überbieten wollen, und so komm ich um das Haus.

Jude. 's wär Schode drum! sind solch an leutseliger Herr!

Bürgermeister. Nicht wahr? — Hilf mir, daß ich das Haus erhalte!

Jude. Aber wie?

Bürgermeister. Schaffe mir die andern Käufer vom Halse. Vertreib ihnen die Lust dazu!

Jude. 's wär an Spoß.

Bürgermeister. Nicht wahr? O, ihr Juden seid pfiffig. Unterhandle mit ihnen; du wirst es schon machen; es soll dein Schade nicht seyn, nur schaffe sie fort; — und dann, hörst du, erstehe das Haus auf deinen Namen.

Jude. Topp! das will ich!

Bürgermeister. Ich mag den Schein nicht haben, als drängte ich die Wittwe!

Jude. Ich verstaih!

Bürgermeister. Ich will zwar auch bieten, allein du erstehst es. Wenn's aber dann zum Bezahlen kommt, und dir natürlich das Geld mangelt, dann trete ich aus Barmherzigkeit in den Handel, und nehme es für den Einkaufspreis. Verstanden? —

Jude. Ei freilich! Se seyn an gescheuter Herr, ich fasse, ich verstaih Se ganz. Wenn wir nur erst die andern Käfer los wären! erstaihn wollt ichs Häusel wohl!

Bürgermeister. Biete deine ganze Klugheit auf. Gelingt

dieser Plan, geb' ich dir hundert Thaler, hörst du? Hundert Thaler! — und stecke dich nicht in den Thurm, sonst aber —

Jude. Nu, mer wollens versuchen, wollen sehen, wer der Klügste ist.

Bürgermeister. So komm, damit wir die Kauflustigen kennen lernen und abfertigen.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen Kurt und **Louise** führen **Kilian** herein.

Kilian. Höre, Vater! laß mich nicht den Gerichtsdiener rufen, ich habe Unrecht! Schenke dem Juden die Strafe.

Bürgermeister. Halt nur's Maul, Naseweis! Dein Bitten kommt zu spät, wir brauchen für jetzt den Rathsdiener nicht.

Jude. Nu, er hätt' doch für mich gebeten. Ich danke, Klainer!

Bürgermeister. Wir haben jetzt andere Geschichten vor. Wo ist die Mutter mit den Fremden?

Louise. Sie führt den Herrn Commerzienrath Seibold im Hause und Garten herum.

Bürgermeister. So komm, Jude! rasch ans Werk! (Er geht mit dem Juden ab.)

Kilian. Seht ihr wohl? der Vater hatte schon dem Juden die Strafe geschenkt: der Vater ist wohl gut!

Louise. Und du bist auch gut, Kilian, obschon oft sehr leichtsinnig und ausgelassen.

Kurt. Mir ist ein Stein vom Herzen, daß ich dich wieder lieb haben kann, ehe wir uns trennen.

Kilian. Sollst mich auch lieb behalten! Du hast mich überzeugt, daß ich gegen den armen Juden sehr leichtsinnig gehandelt, ihn sehr beleidigt habe. Ich will's ihm auch wohl noch abbitten.

Kurt. So bin ich dir auch wieder gut! will mich freuen, wenn dein Vater dieß Haus kaufen und mit dir in unsern Zimmern wohnen wird.

Louise. Und wenn du mein Gärtchen bearbeiten und meine Blumen begießen wirst.

Kilian. Ich will gewiß alles warten und pflegen, als wäret ihr noch da!

Kurt. Aber höre, Kilian, das sag' ich dir, an der Kinderstube laß nichts ändern, laß dein Bettchen auf die nämliche Stelle setzen, auf der das meine stand; es schläft und träumt sich dort so gut!

Louise. Und lösche auch keinen Namen aus, der an der Wand steht.

Kilian. Nein, gewiß nicht, Louischen! Ach, warum müßt ihr denn aus dem Hause fortziehen? Wenn euch mein Vater das Geld doch lieber borgte und euch das Haus ließe.

Kurt. Nein! die Mutter kann nicht schlafen, wenn sie Schulden hat, sie weint dann immer.

Louise. Und deßhalb sehnen wir uns alle in die kleine Hütte, wo sie wieder froh seyn will.

Kilian. Aber ihr werdet weinen, wenn ihr fortgeht. — Du, Louischen, hast schon geweint.

Louise. Du mußt mir nicht so tief in die Augen sehen.

Kurt. Sey du hier auch so glücklich, wie wir es waren.

Kilian. Nein! Ihr sollt nicht weinen! Mir fällt etwas

ein! Mein Vater hat keine Kinder mehr, als mich; deßhalb, wann ich groß seyn werde, fällt dieß Haus mir zu, und ich geb' es euch dann wieder zurück.

Kurt. Nein! wieder zurückgeben sollst du es nicht. Aber du wirst dann ein großer, reicher Kaufmann seyn, wie mein Vater es war, und ich ziehe dann als Buchhalter zu dir, und sitze wieder auf meines Vaters Schreibstube und arbeite mit dir.

Louise. Und ich diene euch als Haushälterin, und wohne wieder in der alten lieben Kinderstube, und wirthschafte wie die Mutter.

Kilian. Ja, ihr habt Recht, so soll es seyn. Wir theilen Hab und Gut!

Kurt. Und Kilian und Kurt heißt dann unsere Firma!

Louise. Und wir haben uns dann so innig lieb!

Kilian. Ja, liebes Herzens-Louischen! So soll es seyn!

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Madame Hallmer. Commerzienrath Seibold. Bürgermeister Geizstängel.

Seibold. Eine recht artige Besitzung. Haus und Garten gefallen mir sehr, und das Ganze entspricht meinen Wünschen.

Mad. Hallmer. Es haben lange Zeit glückliche Menschen hier gewohnt, das ist für den künftigen Besitzer eine gute Vorbedeutung.

Bürgermeister. Für solch ausgebreitete Geschäfte, wie sie der Herr Commerzienrath führen, scheint mir diese Besitzung doch

wohl etwas zu klein. O! wir haben schönere, weit schönere in der Nachbarschaft, die auch zum Verkauf stehen.

Seibold. Wirklich? — Für mich reicht diese zu, und die Ordnung, die hier waltet, verbunden mit den Reizen der Gegend, ziehen mich an. (Zu Mad. Hallmer.) Ihr Freund, der Herr Stadtschreiber, hat mir Ihre Lage und die Opfer, welche Sie zu bringen bereit sind, eröffnet; Sie selbst haben mir in der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft eine hohe Meinung von Ihrem Charakter eingeflößt; ich werde daher gern zahlen, was nur immer möglich ist.

(Die Kinder winken sich traurig zu.

Bürgermeister. Werden aber noch gar vieles hineinstecken müssen; die Gebäude sind sehr schadhaft, ich kenne das Haus genau. Möchte es kaum haben.

Mad. Hallmer (bittend). Herr Bürgermeister —

Seibold (zu Madame Hallmer). Haben Sie doch die Güte, mich auch die übrigen Zimmer sehen zu lassen; ich mache schon in Gedanken meine Eintheilung, wie ich mit den Meinigen wohnen will. (Beide ab.)

Bürgermeister. Der Kerl ist versessen darauf und reich wie ein Nabob.

Kilian. Lieber Vater, laß dem Fremden nicht das Haus, kaufe du es! Bitte, bitte! —

Bürgermeister. An mir soll es nicht liegen, aber der Mensch ist reicher als ich, fischt mir es vor der Nase weg.

Kurt. Wenn wir's nun aber an ihn nicht verkaufen wollen? —

Bürgermeister. Dumme Frage! Wer am meisten zahlt, der erhält's; wenn der Narr mich überbietet, müßt ihr's ihm doch lassen, und ich muß in meinem finstern Loche wohnen bleiben.

Louise. Wenn nun aber Herr Seibold gar nicht böte!

Bürgermeister (ärgerlich). Sie ist eine Gans! Wenn er

nicht bietet, so bietet er nicht! Quält mich nicht mit solchen einfältigen Fragen. Wo mag aber der verdammte Jude stecken? — Der Kerl muß Rath schaffen.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Stadtschreiber.

Stadtschreiber. Herr Bürgermeister! Herr Bürgermeister! Sie haben Recht, — den Rathsdiener her! mit dem Juden in den Thurm! 's ist ein Gauner, ein Vagabund, ein malitiöser Dieb! Schaffen Sie mir den Kerl aus dem Hause!

Bürgermeister. Was ist denn geschehen? — Was bringt Sie denn so plötzlich gegen den armen Juden auf? —

Stadtschreiber. Armen Juden? — Gottlosen Juden! Ich führe nebst der Frau Hausbesitzerin den Herrn Commerzienrath allenthalben herum, mache die Thüren auf, mache die Thüren zu — da rasselt auf's neue ein Wagen und hält vor der Thür. Es war die Frau Baronin von Zierlein. Madam! sage ich, nur hübsch gelassen, führen Sie den Herrn Commerzienrath weiter, ich bringe die gnädige Frau nach! — Wie ein Vogel flieg' ich durchs Pförtchen an den Wagen, biete meinen Arm, führe die Gnädige die große Treppe hinauf und zur Hauptthür hinein. Wer sitzt auf dem schönen, reinlichen Hausflur? — der Jude? — was macht er dort? — er frühstückt! — was frühstückt er? — Zwiebeln und Häringe! — Die Gnädige riecht's auf der Stelle, bleibt stehen, wird bleich. — Da tritt der Unverschämte auf sie zu und spricht: „Wollen Sie mit frühstücken, Excellenz? Häringe und Zwiebeln schmecken gut!" Die Excellenz klang zwar schön in den Ohren der

Gnädigen, aber die Häringe und Zwiebeln waren doch zu viel für vornehme Nerven. Die Baronesse kriegt die Ohnmacht, sinkt in meine devoten Arme, verlangt nach dem Wagen, fährt halb todt wieder ab, und in fünf Minuten ist's zehn Uhr und der Termin muß gehalten werden.

Bürgermeister. Ha! ha! ha! ha!

Stadtschreiber. Sie lachen noch? — Ich merk' es wohl, ich hab's dem unrechten Mann erzählt. Nicht wahr, je weniger Käufer, je besser für Sie? — Pfui! das ist sündlich.

Bürgermeister. Nun, nun, Herr Stadtschreiber! ereifern Sie sich nicht! Sie können ja nicht wissen, ob der Jude nicht selbst Absichten auf dieß Haus hat!

Stadtschreiber. Absichten haben viele, aber keine guten Absichten. Ich muß die Madame Hallmer aufsuchen, will ihr alles erzählen. (Ab.)

Bürgermeister. Ha! ha! ha! Und ich will mit dem Juden sprechen. Ich sehe, er hält Wort. (Ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Kilian. Kurt. Louise.

Kurt. Das ist herrlich! die gnädige Frau sind wir los.

Louise. Aber am Ende will der Jude das Haus selbst kaufen.

Kilian. Nein! — Saht ihr nicht, der Vater lachte; das war ja nur Spaß.

Kurt. Wenn wir nur den Herrn Seibold auch los wären.

Kilian. Ja, der ist wohl reicher als mein Vater, und wird mehr bezahlen, und wird das Haus erhalten.

Kurt. Dann werden alle unsere schönen Pläne zu Wasser.

Louise. Wir wollen ihn doch bitten, daß er das Haus nicht kauft.

Kilian. Ja! Louischen, du hast Recht! — Ach! darf ich ihn denn aber auch mit bitten? —

Kurt. Ei freilich! warum denn nicht? — Wenn wir ihn nur einmal allein sprechen könnten! — Doch still! ich höre die Mutter mit ihm kommen.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Madame Hallmer. Seibold.

Mad. Hallmer. Sie haben nun alles gesehen. Hier ist das Zimmer, in welchem der Termin gehalten werden soll. Die Stunde ist nahe. Ich muß Sie bitten, einen Augenblick allein hier zu verweilen. Der Herr Stadtschreiber winkte mir, er wird mich sprechen wollen.

Seibold. Lassen Sie sich nicht abhalten. Ich finde an den Kindern ja gute Gesellschaft. Sind es die Ihrigen?

Mad. Hallmer. Dieß ist mein Sohn und meine Tochter; dieß der Sohn des Herrn Bürgermeisters. Ich werde bald wieder hier seyn. (Ab.)

Seibold. Reicht mir die Hände, meine Lieben. Fürchtet euch nicht vor einem Fremden. Ich habe die Kinder sehr lieb.

Kurt. Wir fürchten uns nicht!

Louise. Haben Sie auch Kinder?

Seibold. Ja wohl! sie sind von eurem Alter.

Louise (zu Kilian). Das ist gut, da weiß er, wie Kinder bitten.

Seibold. Ihr seht mich ja so traurig an. Es schmerzt euch wohl, daß ihr dieß Haus verlassen sollt?

Kurt. Rede du, Kilian, du bist dreister; wir sind jetzt mit ihm allein.

Kilian. Ich kann ja unmöglich! Mache du den Anfang.

Kurt. Der Mann nimmt es wohl übel!

Louise. Ach nein! er sieht so freundlich aus; Kurt, du mußt sprechen?

Seibold. Was habt ihr denn, meine Kinder? — Wollt ihr etwas von mir?

Kurt. Ja!

Seibold. Nun was denn? Habt doch Vertrauen! — Ihr schweigt? Wie heißt du, mein Töchterchen?

Louise. Ich heiße Louise, und der ist hier mein Bruder Kurt, und dieß ist Bürgermeisters Kilian.

Seibold. Nun wohl, Louischen! Deine freundlichen Augen blicken mich so sehnsüchtig an; du sollst mir's sagen! Komm her, mein liebes Kind — sprich!

Louise. Nicht wahr, Sie sind hergekommen, um dieses Haus heut zu kaufen?

Seibold. Allerdings, und ich werde euch und eurer braven Mutter zu Liebe gewiß dafür zahlen, was nur immer möglich ist.

Louise. Ach! uns zu Liebe könnten Sie wohl noch etwas ganz anders thun!

Seibold. Was denn, mein Kind?

Louise. Wieder fortreisen und das Haus nicht kaufen.

Kurt. Ja, nun ist es einmal heraus! Bieten Sie nicht auf dieß Haus, und wenn es auch noch so viel wäre!

Seibold. Ihr seyd närrische Kinder! das hilft euch nichts! Wenn ich es nicht kaufe, so kauft es ein anderer, der vielleicht weit weniger gibt. Euer Eigenthum bleibt es nun doch einmal nicht.

Kilian. Doch! — denn wenn Sie nicht da sind, kauft es mein Vater, und dann bleibt es ihr Eigenthum.

Kurt. Kilians Vater ist aber nicht so reich als Sie, und Sie werden mehr bieten —

Louise. Und dann geht uns das Haus und der Garten, und die Laube und die Blumen verloren.

Seibold. Meine guten Kinder, wenn euch der Herr Bürgermeister das Haus lassen wollte, so dürfte er euch ja nur das Geld zur Bezahlung eurer Schulden leihen. Aber es scheint, er hat es anders im Sinne.

Kilian. Was der Vater im Sinne hat, das weiß ich nicht, aber was ich im Herzen trage, das weiß ich, und wenn der Vater das Haus kauft, so gehört es einst mir, und ich geb' es Kurt und Louisen wieder zurück.

Kurt. Nein! nicht wieder zurückgeben, es gehört uns dann gemeinschaftlich; wir ziehen alle drei zusammen in das Haus.

Louise. Und machen eine Familie aus, denn wir haben uns so lieb.

Seibold. Ihr guten, lieben Kinder! das sind fromme, doch kindische Wünsche und Pläne; wenn ihr einst erwachsen seyd, habt ihr sie längst wieder vergessen.

Louise. Wir sollten uns vergessen? — Sie haben gewiß noch niemand recht innig lieb gehabt.

Seibold. Doch! — ich habe viele lieb gehabt.

Kurt. Und haben sie dennoch vergessen können? —

Seibold. Nein, ich nicht!

Kilian. Warum glauben Sie aber von uns so etwas Böses? —

Louise. Wir wollen Sie auch lieb haben, wenn Sie wieder gehen, und werden Sie nicht wieder vergessen.

Seibold. Habt mich immer lieb, auch wenn ich bleibe! (Zu Kilian.) Du, Kleiner, wirst einst reich werden, und diese beiden werden arm seyn, du wirst dann nichts verschenken und sie werden auch nichts annehmen wollen.

Kilian. Ich will aber nicht reicher seyn als Kurt und Louise. Wir sind Freunde und die Freundschaft, hab' ich gelesen, darf alles!

Kurt. Ja, und der Freund soll alles mit dem Freunde theilen.

Kilian. Und der Freund darf alles von dem Freunde annehmen.

Louise. Und die Freundschaft dauert bis in den Tod! — O kaufen Sie nicht dieß Haus, lassen Sie es dem Kilian! Sie sollen uns auch einst besuchen, wenn wir so glücklich zusammen leben werden.

Kilian. Und Louischen putzt Ihnen dann die schönste Stube auf, und schenkt Ihnen den Kaffee ein.

Kurt. Und Kilian holt Ihnen die beste Flasche Wein aus dem Keller, und ich stopfe Ihnen die Pfeife, und ich lese Ihnen vor.

Louise. Und wir nennen Sie dann alle: lieber Vater Seibold.

Seibold. Ihr weichen, ahnungsvollen Herzen! Das Schicksal legt in diesem Augenblick vielleicht eine große Bedeutung für eure Zukunft. Soll ich ihm glauben? — Soll ich auf Kinderherzen bauen und euren Wünschen, die erst reifen sollen, zu Liebe meine Pläne aufgeben? — Wohlan, ich will's! — Werdet ihr

mir aber auch versprechen, daß ihr diesen Augenblick nie vergessen und euch treu bleiben wollt für's ganze Leben?

Alle. Gern! Gern! —

Seibold. Wollt ihr euch immer lieb haben? willig mit einander theilen und von einander annehmen, wem es von euch das Schicksal gibt? —

Alle. Ja, wir versprechen es!

Seibold. Reicht euch die Hände darauf! — Ich schließe hier einen Kinderbund, eine heilige Saat für die Zukunft. Die Eltern wissen nichts darum, ich, ein Fremder, spreche den Segen darüber aus, und nur Gott ist zugegen.

Louise. Und Sie wollen dieß Haus nun nicht kaufen? Wollen es dem guten Kilian überlassen?

Seibold. Ja! ich reise auf der Stelle ab. Aber, Kilian, vergiß du niemals, wie Kurt und Louischen dir jetzt vertrauen.

Kilian. Wie könnt' ich das vergessen!

Kurt. Ich bin Bürge für den Kilian!

Seibold. Nun dann lebt wohl! Denkt an den Vater Seibold! Er wird euch einst gewiß fragen, ob ihr auch Wort gehalten.

Kurt und **Kilian.** Gewiß, lieber guter Vater Seibold!

Louise. Ich wußt' es wohl, Sie konnten uns die Bitte nicht abschlagen!

Seibold. Du hattest mir ins Herz gesehen. Lebt wohl! Verschweigt aber den Grund meiner Abreise! — Denkt an mich! (Ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Die Kinder, erst allein; dann **der Jude**.

Louise. Seht ihr wohl, ich hatte Recht! das war ein guter, lieber Mann.

Kurt. Ja, nun ist's gelungen! nun wird das Haus dein Eigenthum, liebster Kilian.

Kilian. Unser Eigenthum, sollst du sagen. Kommt! wir wollen immer unsere Einrichtung machen, wollen die Zimmer eintheilen.

(Indem sie herausgehen wollen, stoßen sie auf den Juden, der ihnen entgegen kommt.)

Jude. Holt, holt! laſt mich nit übern Hofen! ich hob noch ne Forcht vor den Kilian!

Kilian. O vergiß es wieder! Du sahst aber gar zu närrisch aus, und ich mußte dich ein wenig necken. Ich verzeih' dir auch den Schlag, den du mir gegeben.

Jude. So sind mer quitt, wenn Er zufrieden ist mit der Bezohlung. Aber vertret' Er mich aach beim Papa.

Kilian. Der Vater hat dir ja schon vergeben.

Jude. Wer waiß! — Nu? wo ist der Herr Commerzienrath? der Herr Seibold? —

Kurt. Eben wird er abreisen. Er will das Haus nicht kaufen!

Jude. Gotts Wunder! Wos ist ihm in de Perücke gefahren? Hätte ja an Norren gefressen an dos Haus.

Louise. Er mag es aber nicht, er ist fort. Hörst du denn nicht?

Jude. Lost en gaihn! Lost en lasen! So ist mer geholfen, so komm ich nit in den Thurm. Der Himmel staiht mer bei.

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Madame Hallmer. Stadtschreiber Silbenreich.

Stadtschreiber. Was gibts? was ist hier geschehen? was ist vorgefallen? Der Herr Commerzienrath reisen ab, wollen den Termin nicht abwarten, treten plötzlich zurück.

Mad. Hallmer. Ach! unsere Hoffnung wird zu Wasser, wir behalten nichts übrig.

Stadtschreiber. Da ist der Jude! der gottlose Jude! Höre, Kerl, hast du hier auch gefrühstückt? Hast du hier auch Häringe und Zwiebeln gefressen? Ja, ja! der hat ihn verscheucht, das ist der böse Geist, vor dem die honetten Käufer entfliehen.

Jude. Nu? wos hob ich gethon? — Hätt der Herr nicht aach gefrühstückt? Loß mer der Herr meine Häringe, ich loß ihm doch seine Wurst. Der Herr Commerzienrath ist zu Hause gefohren, er will aach frühstücken, 's ist ihm flau geworden.

Stadtschreiber. Bösewicht! spotte noch!

Mad. Hallmer. Was mußte ihm nur seyn? er war so ergriffen, als er von mir Abschied nahm; versicherte mich seiner innigen Freundschaft.

Stadtschreiber. Hätte sie anders beweisen können als durch Worte. Geld klingt solider als Redensarten.

Louise. Weine doch nicht, Mütterchen, der Herr Bürgermeister wird das Haus schon kaufen.

Kurt. Und unser Kilian wird darin wohnen.

Stadtschreiber. Ja für einen Pappenstiel, für ein Lumpengeld.

Mad. Hallmer. Und wir behalten nichts übrig!

Kilian. Sie behalten wohl übrig. Kurt und Louischen wissen es schon.

Stadtschreiber. Still mit dem Kindergeschwätz! fort mit euch, in die Winkel mit euch, wenn große Leute sprechen! — Mir schwindelt der Kopf, mir zittern die Glieder, die Stunde ist da, der Termin muß gehalten werden, und keine Käufer! —

Jude. Kaine Käfer! kaine Käfer! Wos das vor an Gesäure ist! Wird doch der Herr Burgemaister bieten, werd' ich doch aach bieten, sind mer doch aach Käfer!

Stadtschreiber. Wie? Wie? auch bieten? haben wir auch Lust auf's Häuschen? — Haben wohl den Aufruf in den Zeitungen gelesen, sind wohl deßhalb hergekommen. Nun, das wäre doch etwas. Es ist ein schönes Haus, ein Palast, ein wahrer Judentempel! Aber haben wir auch Geld? wenigstens 12 bis 15,000 Thaler? Wir sehen verdammt pauvre aus.

Siebzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Bürgermeister

Bürgermeister. Nun, mein Herr Stadtschreiber? was zögern Sie? — Sie sind von den hochlöblichen Stadtgerichten zum Auktionator ernannt worden, die Stunde hat geschlagen, erfüllen Sie Ihre Pflicht!

Stadtschreiber. Meine Pflicht kenn' ich! brauche nicht daran erinnert zu werden. Wenn nur alle Leute ihre Menschenpflicht so kennten, es wäre gut. Wertheste Madame Hallmer! seyn Sie nicht böse, schieben Sie es nicht auf mich, aber wir müssen wahrlich anfangen.

Mad. Hallmer. Thun Sie, was Sie müssen, ich füge mich in alles.

(Während der Stadtschreiber und Madame Hallmer einen Tisch in die Stube rücken, Papiere und einen großen Schlüssel darauf legen, und einen Stuhl dahinter setzen, spricht der Bürgermeister zum Juden.)

Bürgermeister. Du hast deine Sache gut gemacht, Jude! bist ein pfiffiger Kerl; sollst die hundert Thaler gleich nach dem Termin erhalten. Wie bist du denn mit dem Commerzienrath fertig geworden? —

Jude. 's kann Se glaich seyn, wenn ich nur fertig bin. Aber wie hoch woll'n mer gaihn?

Bürgermeister. Biete langsam, Thaler vor Thaler! Sie müssen's lassen! Höchstens 5000 Thaler!

Jude. 's ist gut! 's ist gut!

Stadtschreiber. Ruhe! — Nachdem nun also der Verkauf dieses schönen Hauses nebst daran liegenden unvergleichlichen Grundstücken beschlossen und verordnet worden, und die Stadtuhr die dazu anberaumte zehnte Stunde bereits vor fünfzehn Minuten geschlagen, ein längerer Aufschub also ohne Verantwortlichkeit nicht möglich, als muß ich die respektiven Kauflustigen auffordern, leider sind nur zwei zugegen, ihre Gebote zu thun, und dabei an die Christenpflicht gegen Wittwen und Waisen zu denken! — o weh, von der Christenpflicht weiß der Jude nichts! — worauf ich denn diese Besitzung ausbiete mit 4000 Thaler. Also 4000 Thaler zum Ersten!

Jude. 500 Thaler mehr!

Bürgermeister (heimlich zum Juden). Nicht so viel auf einmal!

Stadtschreiber. 4500 Thaler zum Ersten! — 4500 Thaler zum Zweiten! —

Kilian. Lieber Vater! biete doch!

Bürgermeister. 50 Thaler mehr!

Stadtschreiber. 4550 Thaler zum Ersten! 4550 Thaler zum Zweiten!

(Der Jude will bieten, Kurt hält ihm den Mund zu.)

Kurt. Jude schweig! — ich sage dir, du sollst nicht mehr bieten!

Stadtschreiber. Will das Kinderzeug wohl fort! —

Jude. Lossen Sie se doch, se bieten aach mit!

Stadtschreiber. Also 4550 Thaler zum Zweiten!

Jude. 6000 Thaler! —

Bürgermeister (heimlich). Kerl, bist du von Sinnen! Es wäre ja nicht auf 5000 gekommen.

Jude. Hob ich gesogt 6000? Nu! ich hob mich doch versprochen.

Bürgermeister. Hören Sie, Herr Stadtschreiber, er hat sich versprochen!

Stadtschreiber. Versprochen? — Ei was versprochen! Hier versprechen wir uns nicht! Das Gebot ist niedergeschrieben, gilt für die Ewigkeit! 6000 Thaler also zum Ersten! — Nun, es ist doch ein Anfang; es kann noch vielleicht alles gut werden, wertheste Frau Gevatterin, der Jude brennt auf's Haus. — 6000 Thaler also zum Ersten!

Bürgermeister (zum Juden). Du bist ein rechter Dummkopf.

Jude. Bin freilich kain Burgemaister!

Stadtschreiber. 6000 Thaler zum Zweiten! Nun, Herr Bürgermeister? es ist ein sehr schönes Haus, thun Sie ein Uebriges! — 6000 Thaler also zum Zweiten! Bieten Sie! Bieten Sie! das Haus paßt einzig für unsern Herrn Bürgermeister! 6000 Thaler also zum Zweiten — Ich sehe schon, ich muß dringender werden. — 6000 Thaler zum Dritten! Herr Bürgermeister,

lassen Sie sich das schöne Haus nicht entgehen! 6000 Thaler zum Dritten! Sie brauchen's ja nicht ganz zu bezahlen, einige Tausend Schulden drauf heißen nichts — 6000 Thaler also zum Dritten! — Es wäre doch eine ewige Schande, wenn der Jude besser wohnte, wie der wertheste Herr Bürgermeister!

Kilian. O lieber Vater! biete doch! — wenn du mich lieb hast, so biete doch!

Bürgermeister. Ich kann nicht mehr! es übersteigt meine Kräfte, ist auch nicht mehr werth!

Stadtschreiber. Nicht mehr werth! — 12 bis 15,000 Thaler hätten der Herr Commerzienrath gegeben, aber der Jude, der gottlose Jude hat ihn vertrieben! — 6000 Thaler zum Dritten! — Herr Bürgermeister bieten Sie, ich will Ihnen borgen, was ich im Vermögen habe.

Bürgermeister. Ich kann nicht mehr!

Jude. O wai geschrien! ist dos ehrlich gehandelt, Herr Stadtschreiber, wenn Se de Lait aufreden gegen mich? ist mein Gebot nit gut? Rufen Sie's aus und schlogen Se zu, wenn kainer mehr gibt.

Stadtschreiber. 6000 Thaler zum Dritten! — Mein Gott, ich kann nicht zuschlagen, es sind ja nur zwei Käufer!

Jude. Nu? wos machen Se mit de viele Käfer? — Schlogen Se doch nit auf de Käfer, schlogen Se doch auf den Tisch!

Bürgermeister. Machen Sie ein Ende.

Kilian. Lieber Vater, biete!

Bürgermeister. Halt's Maul, und schweig!

Stadtschreiber. Beste, theuerste Madame Hallmer.

Mad. Hallmer. Thun Sie in Gottes Namen, was Sie müssen.

Stadtschreiber. Daß dir das Wittwengut im Halse stecken bleibe, Jude! Wohlan denn, 6000 Thaler zum Ersten! — Herr Bürgermeister! zum Zweiten! — Werthester Herr Bürgermeister, Sie haben die Wechsel ja wohlfeil genug eingekauft — zum Dritten und Letzten! (Er schlägt zu.)

Jude. Pautz! nu wors main! — Lieber Gott, du hosts gut gefügt!

Mad. Hallmer. Nun sind wir Bettler, meine armen Kinder!

Bürgermeister. Aber nun die Bezahlung, Jude! wie sieht's mit der Bezahlung aus? Hier sind 6000 Thaler Wechsel auf den seligen Hallmer, die sollen durch das Kaufgeld gedeckt werden.

Jude. Gut! Gut! — wer kaufen will, muß aach Geld hoben. (Er nimmt Papiere aus der Brieftasche.) Hier sind 6000 Thaler in gute englische Banknoten.

Bürgermeister. Mensch, was ist das?

Jude. Nu, was ist dos? — die Bezohlung ist dos?

Bürgermeister. Ich bin versteinert!

Stadtschreiber. Die Bezahlung ist richtig, so gering sie ist; die Papiere sind gut. Jetzt muß ich den Namen des Käufers wissen. He? wie soll ich schreiben? He? — wie ist der Jüdenname? — He?

Jude. So schreiben Se: Joseph Hallmer selige Erben.

Stadtschreiber. Seyd nicht so einfältig, nicht so dumm, die seligen Erben haben's ja verkauft! Ich will wissen, wie der Käufer heißt.

Jude. Schreiben Se nur, die seligen Erben! Hob ichs doch für de Kinderchens erstanden.

Bürgermeister (leise). Jude! was fällt dir ein? — Mich nennst du als Käufer, oder du kommst in den Thurm!

Jude. Meinetwegen, ich hob nun Zeit derzu! Se werden mich aber nit in den Thurm stecken lossen; ich werde aach nichts verrothen, wos mer unterhondelt hoben! — Mer hoben uns häut kennen gelernt, hoben uns aach sonst wohl gekennt! Se sind an listiger Mann, ober Se hoben Ihren Maister gefunden. Ich bin der Moses Hanoch.

Mad. Hallmer. Moses Hanoch?

Kurt und **Louise.** Lieber Moses Hanoch! Du bist es?

Jude. Meinen Schuldbrief hoben de Kinderches aus purer Liebe zerrissen; ich hob se erst versuchen wollen, Gott verzeih mirs, aber se sind bestonden! Nu ist der Schuldschein eingelöst. Ich hob müssen List anwenden gegen List und Gewalt, und 's ist mer gelungen. Ihr hobt mich afgenommen unbekannt, hobt den armen Jüd geschützt, ich werd euch dienen fürder mit meinem Herzblut!

Mad. Hallmer. Moses! wie soll ich Euch danken?

Jude. Ist ja nichts zu danken! Hob ja nur eine alte, lange Schuld bezohlt.

Bürgermeister. Gratulire, wertheste Madame! gratulire zu dem glücklichen Ereigniß; werde meine Papiere zur gehörigen Zeit vorzeigen; empfehle mich einstweilen! —

Stadtschreiber. Adieu! Adieu! Werden bezahlt werden! können jetzt abkommen! — Aber, Jude, du bist ein ehrlicher Jude! Hätte dieß nicht gedacht von einem Juden!

Jude. Nicht gedocht? — Nu? warum dos? — Ist der Stodtschreiber besser als der Jüd? — Hätt der Jüd nit aach an Herz wie der Christ? Es gibt verschiedene Glauben auf der Welt, ober es gibt doch nur ane Tugend und anen Gott!

Mad. Hallmer. Ihr treuer Freund meines Gatten!

Stadtschreiber. Jude! braver Jude! komm an meine Brust, guter Mensch!

Louise. Und das Haus bleibt nun unser?

Mad. Hallmer. Ja, wir sind nicht verstoßen.

Kurt. Und nun ziehst du zu uns, Kilian, und wir halten dem guten Vater Seibold auch jetzt Wort!

Kilian. Ja, wir halten Wort!

Mad. Hallmer. Was denn, meine Kinder?

Louise. Wirst es schon erfahren, Mütterchen! Kilian und Kurt, gebt mir noch einmal die Hände darauf. Wir halten Wort! Nicht wahr, wir halten Wort? —

Die Kinder im Walde.

Gar wohlgemuth und guter Ding
Zu Wald ein Knab' und Mägdlein ging.
Der Tag war draußen heiß und schwül,
Der Wald hingegen frisch und kühl.
Hier liefen sie die Kreuz und Quer,
Und pflückten Erd- und Heidelbeer.
Bald rief der Bruder: „Schwester, hier
Die schönsten Beeren stehn bei mir!"
Bald sprach die Schwester: „Bruder, nein,
Hier werden noch viel schön're seyn!"
Zum Bruder springt die Schwester drauf,
Ißt dort die schönsten Beeren auf,
Und mit ihr muß der Bruder gehn,
Wo ihrer noch viel schönre stehn.
So stopfen sie die Beerelein
Fortan mit vollen Händen ein,
Bis jedes zu dem andern spricht:
„'s ist nun genug, mehr kann ich nicht!"
Und bis der kleine Bauch so schwer,

Daß fast ein Reif drum nöthig wär'.
Sie setzen sich an einen Baum,
Sie sprechen nichts, sie athmen kaum,
Und eins sich an das andre lehnt,
Und eines nach dem andern gähnt,
Bis daß der süße Schlaf sie leicht
Im kühlen Schatten überschleicht.

Und nah bei ihrer Schlummerstatt
Ein Häslein seine Jungen hat;
Die hüpfen aus dem Strauch heran
Und sehen sich die Kinder an,
Und spielen um das kleine Paar,
Und fühlen mit den Pfötchen gar
In stiller Lust und ohne Scheu,
Wie warm das rothe Bäckchen sey.

Und nah, wo Knab' und Mägdlein ruht,
Hat auch ein Zeisig seine Brut.
Die lauschet auch zum Nest hinaus,
Und breitet ihre Flüglein aus,
Und sieht, wie sich die Häslein klein
Dort um die holden Kinder freun.
Da wagt sie sich in froher Hast
Auch bald hinab von Ast zu Ast,
Und setzet sich in stiller Lust
Den Kindern gar auf Stirn und Brust.
Und wo der warme Athem weht,
Da wird das Köpfchen hingedreht.
Und Zeisig spricht: „Sagt uns geschwind,
Was das für liebe Thierchen sind?

Wir glauben, es sind Vöglein doch,
Die Federn wachsen ihnen noch!"
Die Häschen aber sprechen: „Nein!
Wo sollen Klau' und Schnabel seyn?
Die Lippen sind zu roth und weich,
Nein, die gehören nicht zu euch!
Viel eher könnten's Häschen seyn,
Sind auch die Ohren etwas klein!"
Und Zeisig hebt sein Köpfchen drauf
Und ruft und singt: „Wacht auf! wacht auf!
Ihr seyd so wunderhold und schön,
Ihr müßt uns, wer ihr seyd, gestehn,
Wir woll'n in Lieb' und in Vertraun
Euch in die offnen Aeuglein schaun!"
Und Häschen klopft auf Hand und Wang',
Und ruft: „Wacht auf! schlaft nicht so lang!
Wir haben noch der Brüder viel,
Kommt mit! kommt mit! zum frohen Spiel,
Ihr seyd so wunderhold und schön,
Wir wollen mit euch zur Mutter gehn!"

Als sie so sprachen, naht sich bald
Die Mutter Häsin durch den Wald;
Die Mutter Zeisig flattert auch
Von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch,
Und als sie hier die Kinder sehn,
Da bleiben sie erschrocken stehn,
Und rufen ihren Jungen: „Fort!
Die Schläfer sind ja Menschen dort!
Erweckt sie nimmer, laßt sie ruhn,
Damit sie uns nichts Böses thun.

Es war ein Mensch, der in der Schling'
Mein armes Männchen gestern fing!
Es war ein Mensch mit Hund und Roß,
Der euren Vater hetzt' und schoß!
Der Mensch ist nur im Schlafe mild,
Doch wenn er wacht, oft hart und wild,
Hat kein Erbarmen mit dem Thier!
Drum laßt uns fliehen, fort von hier!"

Und Häschen läuft und Zeisig fliegt,
Doch Knab' und Mägdlein schlummernd liegt;
Und beiden wie im Traum es kam,
Als ob die Thierchen fromm und zahm
Liebkosend sich an sie gewagt,
Und manch verständlich Wort gesagt.
Und als sie beide endlich wach,
Da schaun sie aller Seiten nach;
Doch still und leer ist Strauch und Baum.
„O weh, es war ein bloßer Traum;
Fort, Bruder, fort, ich fürchte mich!
's ist hier so öd' und schauerlich!"

Als Knab' und Mägdlein heimwärts springt,
Hoch in der Luft das Vöglein singt:
„'s wär' nirgends öd' um euch und leer,
Wenn nicht der Mensch so grausam wär';
Wenn er nicht selbst das Thier verscheucht',
Das sich vertrauend zu ihm neigt.
So aber geh' er hübsch allein,
Herr Mensch, ich mag nicht bei ihm seyn!"

Ihr, die ihr's kennt, und die ihr's wißt,
Wie süß der Funke Leben ist,
Die ihr ihn ehrt und sorgend schont,
Gleichviel, in welcher Brust er wohnt,
Die ihr leichtsinnig nichts zerstört,
Selbst wenn's zu Thieres Lust gehört,
Und die ihr denkt: das kleinste Thier
Hat einen Vater doch mit mir;
Geht nur getrost durch Wald und Flur,
Euch grüßt mit Freude die Natur,
Vor eurem freundlichen Gesicht
Entfliehen ihre Kinder nicht!
Doch wo ich einen finden sollt',
Der anders dächt' und anders wollt',
Da stimm' ich mit dem Vöglein ein:
„Herr Mensch, ich mag nicht bei ihm seyn!"

Der Einsiedler.

Eine Erzählung.

Es mochte fast Mitternacht seyn, als vor dem Gasthause eines tief in den Pyrenäen gelegenen einsamen Dorfes ein Reisewagen langsam vorfuhr. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, sprangen ängstlich heraus und baten den Wirth, der ihnen mit der Laterne entgegentrat, ihrem unglücklichen Vater schleunige Hülfe zu leisten, denn sie waren im nächsten Walde von Räubern angefallen worden; zwei treue Diener hatten in ihrer Vertheidigung das Leben verloren, der Vater selbst aber lag schwer verwundet und blutend im Wagen. Der Wirth rief seine Leute herbei, hieß den Verwundeten auf ein schnell bereitetes Lager in die Stube tragen, verband mitleidig die zum Theil tiefen Wunden mit alten Lappen und entschuldigte sich, daß er nicht eher bessere Hülfe schaffen könne, bis der Morgen angebrochen seyn würde, wo er dann nach einem tiefer im Gebirge wohnenden und in den Heilkünsten sehr erfahrenen alten Einsiedler schicken wolle.

Der verwundete Vater lag schweigend auf dem dürftigen Lager und blickte traurig auf seine Kinder, die weinend neben ihm knieten und weder Speise noch Ruhe genießen wollten, wie sehr sie beides

auch bedurft hätten, und wie freundlich ihnen auch die mitleidige Wirthin zusprach.

„Es ist jetzt eine schreckliche Zeit!" hob der Wirth an. „Im platten Lande unten Krieg und Blutvergießen und hier in den alten, sichern Bergen Raub und Mord."

„Ja," entgegnete seine Frau, „das konnte nicht anders kommen. Wenn in Friedenszeiten niemand im Lande sicher ist, dann hat der Feind ein leichtes Spiel!"

„Rede doch nicht so einfältig!" fuhr sie der Mann an. „Haben wir hier nicht lange in Sicherheit gelebt?"

„Das machten die unzugänglichen Gebirge!" antwortete sie. „Wage sich aber einer nur hinaus, er wird es schon bereuen."

„Ich höre wohl, du kommst wieder auf das alte Kapitel von deinem Grafen!" fiel der Mann ein.

„Und hab' ich nicht Recht?" fuhr sie fort. „War er nicht ein braver, rechtschaffener, kluger Herr? Ich hab' ihn von Jugend auf gekannt, habe mit ihm gespielt, und mich immer gut mit ihm vertragen. Wär' er hier in unsern Bergen geblieben, er lebte wohl noch, aber der Vater wollte hoch mit ihm hinaus, und wer hoch steigt, der fällt tief!"

Der Kranke schien auf dieß Gespräch aufmerksam zu hören, und fragte endlich mit schwacher Stimme nach dem Namen des Grafen, von dem die Rede sey.

„Ich will Euch die ganze Geschichte erzählen," sprach die Wirthin; „die Nacht vergeht uns dann schneller," und hiermit rückte sie einen Stuhl an sein Bett und hob folgendergestalt an.

„Ungefähr zwei Stunden von hier liegt tief im Gebirge das Dorf Alesta. Nahe dabei sieht man auf einem Felsen die wüsten, ausgebrannten Mauern des ehemaligen alten Stammschlosses der Grafen von Calladora. Ich bin in jenem Dorfe geboren, und erinnere mich noch gar wohl der hohen Dächer und Thürme, die

sonst so stattlich auf das Dörfchen herabschauten, und wie ich beim Untergang der Sonne immer nach dem Schlosse hinsehen mußte, weil seine Fenster wie Feuer brannten. Damals dachte ich nicht, daß einst die rothe Gluth wirklich herausschlagen und alles verzehren würde.

„Der Graf, der es zuletzt bewohnte, besaß einen einzigen Sohn mit Namen Manuel, einen guten, lustigen Knaben, dem es bisweilen wohl zu einsam auf dem alten Schlosse werden mochte, denn er hatte ja keine Geschwister, weßhalb er oft in das Dorf hinab kam, um sich mit andern Kindern dort einmal recht satt zu spielen. Da habe ich denn auch oft mit ihm gespielt, und hatte ihn so lieb gewonnen, daß ich, auch wenn die Fenster nicht in der Sonne glänzten, doch oft nach dem Schlosse hinauf schauen mußte, ob Manuel dort nicht zu sehen sey.

„Seine Vorfahren waren sehr reiche und angesehene Leute gewesen und hatten auch unten im platten Lande noch gar große Besitzungen gehabt. Das war aber alles verloren gegangen und der Familie nichts übrig geblieben, als dieses Stammschloß, das sie nun bewohnte. Der alte Graf wollte jedoch, daß sein Sohn Ehre und Reichthum wieder erwerben und ein vornehmer Mann werden sollte; deßhalb schickte er ihn denn auch bald aus unsern einsamen Bergen fort nach der Hauptstadt. Damals weinte ich wohl sehr, daß ich nicht mehr mit ihm spielen sollte, aber ich habe späterhin, wie ich nicht mehr an das Kinderspiel dachte, noch viel mehr über ihn weinen müssen.“

Sie hielt sich die Schürze vor die Augen, um ihre Thränen zu verbergen; auch der Verwundete seufzte tief auf.

„Ich will nur weiter erzählen,“ sagte der Wirth, „denn wenn du einmal ins Weinen kommst, so wird kein Ende. Der junge Graf Manuel,“ fuhr er fort, „erwarb denn auch wirklich Ehrenstellen und Reichthum. Ich war gerade mit meiner Frau verlobt,

als er einmal nach Alesta kam, seinen alten Vater zu besuchen. Es war ein gar stattlicher junger Herr, geschmückt wie ein Prinz, mit einem großen Stern auf der Brust."

„Und doch nicht stolz und hochmüthig!" fiel die Frau ein; „er kannte mich noch und gab mir ein schönes Brautgeschenk. Seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen. Ich zog mit meinem Manne hieher und habe mir sein trauriges Schicksal von andern erzählen lassen müssen. Es soll ein ihn junger Mann, den er für seinen besten Freund gehalten und ihm unzähliges Gute erzeigt hatte, hinterlistig um Ehre und Glück betrogen und ihn beim Könige angeschwärzt haben. So viel ist gewiß, daß der alte Graf vor Schreck über jene Nachrichten starb, und daß eine wilde Rotte nach Alesta kam, den armen Grafen Manuel, der wohl die Flucht ergriffen haben mußte, auch hier allenthalben aufzusuchen. Da sie ihn nun nicht fanden, so verwüsteten sie alles und steckten auch das alte Schloß in Brand. So steht es nun schon seit fünfzehn Jahren; das Gut hat der König eingezogen und der arme Graf Manuel ist verschollen!"

„Es hat seinem Gegner aber auch keinen Segen gebracht!" fiel der Wirth ein. „Wer anderer Ehre und Glück antastet, ist auch ein Dieb, und entläuft seinem Richter nicht. Die Feinde, die jetzt unser Land verwüsten und unsern König gefangen halten, sollen einen hohen Preis auf ihn, den Günstling des Königs, gesetzt, und wie uns gestern ein Reisender versicherte, ihn auch bereits wirklich in ihre Hände bekommen haben. Mir würde jeder andere wohl leid thun, ja ich würde mein Blut für den Landsmann wagen mögen, nur für den nicht, der das alte Schloß zu einer Brandstätte gemacht hat!"

Die Kinder hatten aufmerksam zugehört und wollten jetzt nach dem Namen des Treulosen fragen, als der Vater sie zu sich rief, sie in großer Bewegung mit seinen matten Armen umschlang und

sie an seine hochklopfende Brust drückte, indem er leise seufzte: „Meine armen, armen Kinder! Ihr habt keinen Freund, keinen Retter!" —

Mittlerweile dämmerte der Tag auf; der Wirth hatte den Einsiedler rufen lassen, und führte ihn endlich an das Bett des Kranken.

Vor dem bleichen, hagern Manne mit langem grauem Bart, der tief in seine härene Kutte gehüllt war, wichen die Kinder anfangs scheu zurück; als ihm aber der leidende Vater mit den Worten die Hand reichte: „Seyd mir willkommen! Werdet meiner Seele ein Arzt, sie ist viel kränker als der verwundete Körper!" da faßten die Kinder wieder ein Herz und traten hinzu und baten weinend den Einsiedler, daß er ihnen den Vater retten möchte.

Der Einsiedler streichelte ihnen liebreich die Wangen, suchte sie zu beruhigen und erklärte, nachdem er des Vaters Wunden untersucht hatte, daß er ihn mit Gottes Hülfe wieder zu heilen gedenke.

Aber der Vater bedurfte wirklich nicht bloß ärztlicher Hülfe, sondern weit mehr eines ernsten Trostes, denn er war ja eben jener Treulose, der aus ungemessener Ruhmsucht den Freund einst gestürzt, der ihm seine Heimath verbrannt hatte, und nun selbst vom vergeltenden Schicksal getroffen flüchtig umherirrte und sein Haupt nirgends sicher niederlegen durfte; denn der Feind hatte ja einen hohen Preis darauf gesetzt. Von allen Seiten verfolgt, war er mit seinen Kindern nach den Pyrenäen geflohen, und hier nun hatte ihn sein Verhängniß, als er mühsam sein Leben aus den Händen der Räuber gerettet, in die Nähe des Orts geführt, wo die alten ausgebrannten Burgmauern drohende Zeugen seines Verraths waren. Angst und Reue erfüllten sein Inneres und standen ihm wie zwei Peiniger zur Seite; er gedachte in der Verzweiflung hier zu enden, wollte sich selbst den Wirthsleuten verrathen und nur Schutz für seine armen Kinder erflehen.

Der Einsiedler hatte alle, auch selbst die Kinder aus dem Zimmer entfernt und das Geständniß des Unglücklichen ohne Zeugen vernommen. Er schien tief davon ergriffen, kniete am Bette nieder und betete lange still vor sich. Dann legte er seine Hand sanft auf die Brust des Geängsteten und sprach: „Du armes, reuiges Herz, du wirst deinen Frieden noch wiederfinden. Aber nicht durch Klagen, nicht durch Verzweifeln, nein, durch Handeln nur mag man begangene Fehler wieder gut machen. Haltet Euch ruhig und verschweigt Euren Namen; denn er ist in hiesiger Gegend verhaßt. Wenn Eure Wunden wieder geheilt seyn werden, dann will ich Euch in sicherer Verkleidung den Weg zum Heere unsers Königs zeigen. Dort stellt Euch in die Reihen und streitet für das Vaterland; Euer Beispiel wird große Wirkung thun; helft der guten Sache den Sieg erkämpfen oder geht mit ihr unter und verdient Euch so die mit schweren Opfern errungene Gunst des Königs. Ich will indeß für Eure Kinder sorgen. Die Wirthsleute hier sind brave Menschen, sie haben keine Kinder, vielleicht nehmen sie sich der Eurigen einstweilen an. Von mir sollen sie dann Unterricht empfangen."

Der Einsiedler sprach noch manches zu dem unglücklichen Don Francesco, denn so wollen wir den Verwundeten nennen, und wie er seine Wunden mit heilendem Balsam verband, so gab er ihm durch seinen tröstenden, kräftigen Zuspruch auch wieder Ruhe und Muth zum Leben. Don Francesco erfüllte willig, was ihm sein Arzt vorschrieb, und kaum daß er genesen war, verlangte er hinaus in den Krieg.

Die Wirthin gewann die beiden Kinder, Carlos und Isabella, bald sehr lieb, denn sie war ja wochenlang Zeugin, wie sie mit inniger Liebe an ihrem Vater hingen, ihn, so weit ihre kleinen Kräfte ausreichten, pflegten und warteten und dankbar für die hülfreiche Theilnahme, die er in dieser Hütte fand, auch ihr mit

Liebe entgegen kamen. Des Vaters Bitte, seinen verlassenen Kindern einstweilen hier eine Freistatt zu gönnen, während er selbst in den Krieg zöge, wurde von den Wirthsleuten daher ohne Anstand bewilligt. Don Francesco nahm hierauf einen schmerzlichen Abschied von seinen Kindern; befahl ihnen nochmals, seinen Namen ja zu verschweigen und den neuen Pflegeeltern gehorsam zu seyn, und ließ sich von dem Einsiedler, in eine seiner Kutten verkleidet, die geheimen Wege über das Gebirge zu den Truppen seines Vaterlandes zeigen.

Die armen Kinder waren also nun allein bei den fremden Leuten. Frau Anna, so hieß die Wirthin, war zwar gut und mütterlich gegen sie gesinnt, allein sie hielt auf strenge Ordnung und verlangte, daß die Kinder fleißig und arbeitsam seyn sollten.

„Die weichen, zarten Patschchen taugen zu nichts!" eiferte sie oft; „die scheuen sich das tägliche Brod zu erwerben und derb zuzugreifen, wenn ein Mensch in Noth ist. Harte Hände, aber ein weiches Herz! das ist mein Wahlspruch."

Den Kindern kamen die mancherlei Arbeiten, die sie verrichten mußten, im Anfang wohl schwer an, denn sie waren vornehm und weichlich erzogen. Aber der Einsiedler, der sie oft besuchte, tröstete sie und zeigte ihnen bald, wie die Arbeit am Ende zur Lust wird, wenn man sie nur recht freudig angreift, und wie sie die Würze des Lebens ist, weil nur nach der Arbeit die Erholung stattfinden kann.

„Das Schicksal meint es mit euch wohl gut, meine Kinder, ob ihr euch gleich vielleicht für unglücklich gehalten habt!" sagte der Einsiedler. „In diesen dürftigen Verhältnissen lernt ihr erst den Segen der Arbeitsamkeit, bei dem spärlichen Mahle den Werth der Mäßigkeit und bei dem steten Leben in freier Natur die köstliche Gabe der Gesundheit kennen. Seyd ihr bei eurem Ueberflusse sonst froher gewesen als hier? Habt ihr auf euren weichen Kissen sonst

süßer geschlafen als hier auf dem harten Lager? — Wenn euer Vater einst siegreich aus dem Kriege zurückkehrt und euch vielleicht wieder in das große Leben führt, dann werdet ihr oft mit Freude an diese Zeit zurückdenken, die für euch eine herrliche Schule gewesen ist!"

Die goldenen Worte des Einsiedlers fielen auf guten Grund. Die Kinder fanden sich bald in ihre Lage, gingen ihren Pflegeeltern rüstig an die Hand und benutzten aufmerksam des Einsiedlers Unterricht. Sie blühten gesund und fröhlich auf, da sie sonst nur kränklich und siech gewesen waren, und sehnten sich aus dieser Einöde nicht mehr hinweg, wo sie erst ihres Lebens recht froh wurden.

Des Sonntags pflegten sie gewöhnlich ihren Lehrer in seiner Einsiedelei zu besuchen und den Tag über bei ihm zuzubringen. Er nahm dann kleine Wanderungen mit ihnen vor, besuchte Kranke und Hülfsbedürftige, denen er immer als ein guter Genius erschien, lehrte sie die Blumen und Pflanzen kennen und führte sie wohl auch bisweilen auf den Felsen, der die verfallenen Mauern des Stammschlosses der Grafen Calladora auf seinem Gipfel trug.

„Seht diese ausgebrannte Stätte!" sprach er; „wie das Leben mit allen seinen schönsten Gütern hier so spurlos verschwunden ist! Dort, wo man noch den eingesunkenen Erker sieht, war sonst das Zimmer, in welchem die Kinder des alten Geschlechtes Jahrhunderte hindurch alle erzogen wurden; aus jenen hohlen Fenstern, die nun mit Gras bewachsen sind, schauten sie ahnungsvoll und in kühner Ungeduld hinab in die weit vor ihnen ausgebreitete Welt und stiegen dann muthig hinunter und vollbrachten manche große That!" —

„Und warum ist denn dieß Schloß nun so zerstört?" fragte Isabella.

„Und wo ist denn jenes Heldengeschlecht nun geblieben?“ fiel Carlos ein.

„Ich will es euch zeigen!“ erwiederte der Einsiedler. „Das Eigenthum der Grafen Calladora hat man zerstört, aber sie selbst konnte man nicht erreichen, denn sie waren zu sicher verschanzt. Kommt! ich will euch zu ihnen führen!“ und hiermit schob er eine große Steinplatte hinweg und stieg auf einer verborgenen Treppe mit den Kindern in eine weite Halle hinab. Er nahm hier aus einer Wandvertiefung eine Fackel, zündete sie durch Feuerzeug, welches er bei sich trug, an, und leuchtete einen finstern Gang voran, bis zu einer großen eisernen Flügelthüre.

„Und hier in diesen finstern Gewölben leben die armen Grafen verborgen?“ fragte Carlos, als der Eremit stehen blieb, und einen Schlüssel aus seiner Kutte hervorzog, um die Eisenthüre zu öffnen.

„Ja, meine Kinder!“ antwortete dieser; „wir werden nun gleich vor ihnen stehen! Seyd nicht furchtsam, ihr findet brave, friedliche Leute!“

Er schloß hierauf die Thüre auf und trat mit ihnen in eine weite, große Halle. Hier waren denn nun auch wirklich alle die alten und jungen Grafen versammelt! aber niemand kam ihnen entgegen, denn sie waren auf ihren Ruhebetten tief eingeschlafen. Die Kinder standen nämlich in dem Erbbegräbniß der Familie und sahen mehrere lange Reihen von Särgen vor sich.

„Seht ihr, meine Kinder!“ sprach der Einsiedler, „das ist die sichere Wohnung der Besitzer dieser wüsten Stätte. Hier ruhen die Helden, die Staatsmänner, die Hausväter mit ihren braven Gattinnen, die Jünglinge und Jungfrauen und Kinder des alten Geschlechts, wie sie der Tod in seine Wohnungen geführt hat!“ — und er nahm die Kinder bei der Hand, führte sie von Sarg zu Sarg und las mit ihnen auf den silbernen Platten die Namen der

darin Ruhenden, und erzählte aus dem Leben eines jeden manches Große und Ruhmwürdige, als habe er die Leute alle gekannt.

Die Kinder hatten, von einem geheimen Grauen durchbebt, sich im Anfange ängstlich an ihren Führer gehalten. Je ausführlicher dieser mit ihnen aber von dem Leben der längst entschlafenen Menschen sprach, vor deren Asche sie standen, um desto höher schwoll ihnen das Herz von Rührung und Begeisterung, und sie vergaßen endlich alle Furcht. Als sie nun zu dem letzten Sarge gekommen waren und der Einsiedler ihnen sagte, daß hier der letzte der Grafen Calladora ruhe, und er sich dann selbst auf den Sarg niederbeugte und laut schluchzte, so fiel den Kindern mit einemmale die Erzählung von dem Grafen Manuel bei, die sie in der ersten Nacht von der Wirthin vernommen hatten, und Isabella sprach theilnehmend: „Vater, du weinst wohl über den armen Manuel, den Sohn des Verstorbenen? Die Mutter Anna hat uns von ihm erzählt; weißt du nicht, wo er lebt? können wir ihm nicht helfen?" — Der Einsiedler sah sie freundlich wehmüthig an und schüttelte sanft mit dem Haupte. „Nun dann will ich für ihn streiten!" hob Carlos an. „Nenne mir den Bösewicht, der seinen Freund verrathen konnte: ich schwöre hier bei der Asche —"

„Um Gottes willen halt ein, Knabe!" rief entsetzt der Einsiedler; „du weißt nicht, wem du Rache schwören willst. Schweig! denn in den Hallen des Todes hier wohnt nur der Friede!" — Er umfaßte hierauf die Kinder mit unnennbarer Liebe, hielt sie lange an seiner Brust, und nachdem er ihnen befohlen, die Hände auf den Sarg des letzten Grafen zu legen, sprach er: „Alter Mann, dein Sohn ist durch diese Kinder gerächt, und um ihrer Liebe willen vergib seinem Feinde!"

Er führte sie hierauf wieder aus der Wohnung des Todes hinauf und legte die Steinplatte vor den verborgenen Eingang, nachdem sie ihm versprochen hatten, niemanden von diesem Erb-

begräbniß zu erzählen, das nur ihm allein bekannt war. Er selbst aber mußte sie oft wieder hineinführen und ihnen von den Verstorbenen aufs neue erzählen, und immer brachten sie aus den Todtenhallen neue, gute Vorsätze fürs Leben und Begeisterung zur Tugend mit hinauf.

Von Zeit zu Zeit gab ihnen der Einsiedler dann auch Nachricht von ihrem Vater. Es war ihm gelungen, das Heer des Königs zu erreichen, wo er, mit Freuden aufgenommen, schon manchen harten Kampf gegen die Feinde bestanden hatte. Die vaterländischen Truppen hatten fremde Hülfe erhalten, und da jeder wehrhafte Mann muthig zu den Waffen griff, so sanken nach und nach die Kräfte der übermüthigen Feinde und sie wurden, wenn auch nur langsam, dennoch allenthalben zurückgedrängt. Hierdurch entstand aber auch ein unruhiges Leben in den einsamen Gebirgen. Viele Flüchtlinge suchten auf den nächsten und unbetretensten Wegen die Grenze zu gewinnen, und drängten sich oft in ganzen Schaaren durch die einsamen Wege des Gebirges. So geschah es denn auch eines Tages, daß ein großer Trupp solcher Abenteurer in dem Hause der Pflegeeltern unserer Kinder einsprach. Eine Marketenderin war mitten unter ihnen, die ein kleines, kaum ein Jahr altes Kind in einem Korbe bei sich trug. Sie schien sehr unwillig, denn das Kind weinte erbärmlich, zog Frau Annen auf die Seite und sprach: „Hört, Mutter, behaltet das Kind hier! ich kann und mag es nicht länger mit mir herumschleppen. Es hält die Reise doch nicht aus und ist mir allenthalben im Wege. Was wollt Ihr haben, laßt uns einen Handel machen!“

„Nein, du Rabenmutter!“ rief Anna empört, „nein, ich mag dein Kind nicht haben! Zum Lande hinausjagen wollen wir euch, aber eure Kinder wollen wir nicht erziehen. Fort mit euch! nehmt eure Brut mit über die Grenze!“ — Hiermit stieß sie die Marketenderin nebst dem Kinde aus der Stube und der Wirth, der

eben hinzutrat, drohete ihr mit dem Stocke, wenn sie dem übrigen Haufen nicht alsbald folgen würde, der bereits aus Furcht schon aufgebrochen war, denn die Bewohner des Dorfes versammelten sich mit Gewehren und Stangen. Die Marketenderin bestieg hastig ihr Maulthier und murmelte, indem sie fortritt, in ihrer Landessprache: „Nun wohl! so setz' ich das Kind vor dem Dorfe nieder! Ich habe das Meinige gethan, mögt ihr's nun verantworten!"

Nur unsere beiden Kinder, die Zeugen dieser Scene waren, faßten den Sinn jener Worte, denn sie verstanden die Sprache des fremden Weibes.

„Ach, wenn die Frau wirklich das Kind vor dem Dorfe wegsetzte und fort ritte, es wäre doch entsetzlich!" sagte Isabella.

„Ja! es müßte gewiß sterben!" entgegnete Carlos; „denn wenn die Mutter Anna sich seiner nicht einmal erbarmen will, wie viel weniger werden es andere thun!"

„Komm, Carlos! laß uns nachgehen!" rief Isabella. „Wir wollen die böse Frau beobachten." Sie zog den Bruder mit sich fort, zum Dorfe hinaus, den Waldweg hinein. Aber die Frau war rasch fortgetrabt und ihnen bereits aus den Augen. Schon wollten sie wieder umkehren, als sie aus dem Gebüsch ein leises Wimmern vernahmen. „Das ist das Kind! gewiß das ist das arme Kind!" rief Isabella nach jener Stelle hineilend. Und wirklich stand im Gebüsch das Körbchen mit dem verlassenen Kinde. Isabella und Carlos knieten dabei nieder und hoben die Decke weg. Da lag das arme Würmchen, eben vom Schlaf erwacht, und hörte auf zu weinen, als es die freundlichen Gesichter sah und lächelte sie an. Mit unbeschreiblicher Freude liebkosten und herzten sie das Kind, nahmen es heraus und wiegten es auf den Armen und wollten ihm reife Beeren in das Mündchen stecken, die es doch nicht genießen konnte. Aber kaum war die erste Freude vorüber, als Carlos ängstlich die Frage aufwarf: was sie nun mit dem Kinde

anfangen sollten? Nach Hause zu ihren Pflegeeltern wagten sie es nicht zu bringen, denn dort war es ja schon streng abgewiesen worden. Was also sollten sie nun mit ihm anfangen? — „Wir tragen es zu unserm lieben Vater Einsiedler!" rief endlich Isabella freudig; der wird es gewiß aufnehmen, der hat alle Menschen lieb, sowohl Freunde als Feinde!" Carlos stimmte ihr bei und so eilten sie denn mit ihrem Reichthum zu der einsamen Hütte ihres alten Freundes. Beide Kinder sprachen fast athemlos zugleich, um ihm alles zu erzählen, und Isabella nahm das schöne Kind aus dem Körbchen und legte es ihm in die Arme. Der Alte sah es lange mit wehmüthigen, liebevollen Blicken an und sagte dann: „Mutter Anna hatte Recht, daß sie das Kind nicht aufnehmen wollte; man muß einer leichtsinnigen Mutter nicht die Hand bieten, wenn sie ihr Kind verläugnen will; aber ihr habt auch recht gethan, daß ihr euch seiner angenommen und es zu mir gebracht. Doch nun müßt ihr euch als die Eltern dieses Kindes ansehen; ihr müßt es pflegen und aufziehen, denn das kann ich nicht allein vollbringen!"

Die Kinder waren auf der Stelle zu allem bereit, nur fragten sie, wie dieß möglich seyn würde? Der Einsiedler fand einen Ausweg. Er wollte zu ihren Pflegeeltern in das Dorf gehen und sie bitten, jetzt, wo der Krieg auch die Gebirgsgegend hier beunruhige, die beiden Geschwister gänzlich bei ihm wohnen zu lassen, um ihnen größere Sicherheit zu gewähren. Carlos und Isabella fanden diesen Vorschlag vortrefflich, sprangen vor Freude herum und klatschten in die Hände.

„Jubelt nicht zu früh!" sprach der Einsiedler. „Ihr kennt das schwere Amt noch nicht, welches euch der Himmel aufgetragen. Bittet ihn um Muth und Ausdauer, ihr werdet ihrer bedürfen!"

Er ging hierauf in das Dorf und sprach mit den Pflegeeltern. Diese willigten gern in seinen Vorschlag, daß die Kinder bei ihm

wohnen sollten, denn sie waren jetzt fast keine Stunde vor den herumschwärmenden Flüchtlingen sicher und manchen Mißhandlungen ausgesetzt.

So ward denn nun die öde Hütte des Einsiedlers ein kleines belebtes Familienhaus. Das Kind war ein Mädchen, Isabella gab ihm den Namen Maria, denn sie fand an einer seidenen Schnur einen goldenen Ring um den Hals des Kindes hängen, auf welchem dieser Name eingegraben stand; in dem Körbchen selbst aber, worin sie es gefunden, lag nichts weiter als einige Bettchen und Windeln.

Der Einsiedler räumte der jungen Pflegemutter ein eignes Kämmerchen mit ihrem Kinde ein, während er und Carlos im vordern Raum der Hütte ihr Lager aufschlugen. Da waren denn Isabella's Nächte nicht mehr so ruhig wie sonst. Das Kind weinte oft im Schlafe und weckte sie; dann mußte sie aufstehen, sich ankleiden, ihm Milch zu trinken geben und es wohl gar auf ihren Armen wieder einwiegen. Auch Carlos konnte dann nicht schlafen; auch er stand auf, kleidete sich an, horchte an der Thüre und fragte die Schwester ängstlich, was dem Kinde denn fehle und ob er es nicht auch ein wenig herumtragen dürfe. Isabella wies ihn dann gewöhnlich zurück und beruhigte das Kind wohl selbst; wenn aber Mariechen bisweilen gar nicht zu weinen aufhören wollte, dann durfte Carlos sie auf seine Arme nehmen, denn bei den schönen Liedern, die er ihr vorzusingen wußte, schlief das Kind besonders gern ein.

Die beiden Geschwister lebten nun schon vier Jahre in den einsamen Gebirgen. Isabella war jetzt vierzehn und Carlos sechzehn Jahr alt, beide blühend und kräftig aufgewachsen. Isabella besorgte ganz die Geschäfte einer Hausfrau und Mutter, während Carlos den Garten des Einsiedlers bestellen, seine Ziegen besorgen und Nahrungsmittel aus den benachbarten Orten herbeiholen mußte.

Mutter Anna ward auch fast täglich besucht, doch blieb ihr das Geheimniß von dem Kinde verschwiegen. Der Einsiedler selbst war häufig abwesend, denn viele begehrten seines Trostes und seiner Hülfe, und er versagte sie keinem. Der Abend versammelte jedoch alle wieder auf einer Moosbank vor der Hütte. Hier genossen sie der freien Aussicht in die schönen Thäler, spielten mit dem kleinen Mariechen und hörten dem Einsiedler zu, der ihnen vieles Merkwürdige aus der Geschichte erzählte und ihnen manche goldene Lehren für ihr Leben gab.

Einst fragten ihn die Geschwister, ob er denn immer hier in dieser Einsamkeit gewohnt habe und drangen, da er es verneinte, mit kindlichen Bitten in ihn, seine Lebensgeschichte zu erzählen. Da erfuhren sie denn, wie er, ehe er den geistlichen Stand gewählt und diese Einsiedelei bezogen, ein frohes, glückliches Leben in der Welt geführt und ein geliebtes Weib und eine Tochter und einen theuren Freund besessen habe. Aber der Freund war ihm verloren gegangen, die Gattin ihm gestorben, und die Tochter hatte aus Liebe zu einem leichtsinnigen Manne aus jenem feindlichen Volke den Vater heimlich verlassen, der diese Verbindung nicht zugeben wollte. Von der Welt verfolgt und von dem Liebsten, was er besessen, verlassen, hatte er endlich hier eine Freistatt gesucht.

Nicht wahr, meine lieben kleinen Leser, ihr möchtet wohl selbst den Einsiedler in jener Stunde gesehen haben, wie er, von alten, schmerzlichen Erinnerungen ergriffen, seine Blicke nur nach oben richtete und die Geschwister tief erschüttert ihm zuhörten, während das kleine unschuldige Mariechen freundlich auf ihrem Schooße spielte?

Oft brachte der Eremit seinen Zöglingen auch Kunde von dem Gange des Krieges. Es schien, als erhalte er immer geheime Nachrichten. Eines Abends kehrte er ungewöhnlich froh und heiter zurück, rief seine jungen Freunde zu sich auf die Moosbank und

sprach: „Ich hab' euch etwas Großes heut zu verkünden: Gott hat hat uns den Frieden wieder geschenkt! Die gerechte Sache hat gesiegt, die stolzen Feinde sind verjagt und der König kehrt aus seiner Gefangenschaft zu seinem treuen Volke zurück."

„Nun werden wir wohl auch unsern lieben Vater bald wiedersehen!" rief Carlos. „Ja, ihr werdet ihn freudig wieder umarmen!" entgegnete der Eremit. „Auch ihm gebührt ein großer Theil des glücklichen Ausganges. Jetzt ist er seinem Könige entgegengeeilt, um ihn wieder einzuführen in das verwaiste Vaterland. Dann aber wird er wohl kommen, euch abzuholen!"

Die Geschwister schwiegen; denn wie sehr sie sich auch auf das Wiedersehen des Vaters freuten, so ging ihnen doch der Gedanke an die Trennung von ihrem alten Freunde sehr nahe. Sie faßten seine Hände und sahen ihn wehmüthig an. Er fuhr fort: „Euer Vater wird sich wohl freuen, wenn er euch so groß und gesund wieder sieht. Aber was wird er zu dem fremden Kinde sagen? Das werdet ihr doch zurücklassen müssen!"

„Nein, nein!" rief Isabella; „das wird der Vater nicht verlangen! Ich werde ihm erzählen, wie ich nur, seit ich das Kind pflege, erst so recht erkenne, was ich ihm schuldig bin. Denn wie ich bei dem Kinde in Sorge und Liebe wache, so hat er auch bei mir gewacht, seit uns die Mutter gestorben; wie ich das Kind auf meinen Armen wiege, so hat er auch mich gewiegt; wie das Kind meine Liebe noch nicht versteht, so habe ich auch die seinige nicht verstanden und fasse sie nur jetzt erst recht, seit ich das Kind an meinem Herzen halte!"

„Ja, die Schwester hat Recht!" fiel Carlos ein; „der Vater wird uns das Kind nicht wieder nehmen!"

„Wenn nun aber des Kindes wirkliche Eltern sich finden, und es von euch zurück verlangen sollten?" fragte der Eremit.

„Zurück verlangen?" rief Carlos. „Hat es die Mutter nicht

weggeworfen? hat sie nicht durch jene grausame That allen Ansprüchen entsagt?"

„Ach!" fiel Isabella ein, „das war wohl nicht des Kindes Mutter, wie hätte sie es sonst von sich lassen können!"

Der Einsiedler gab Isabellen Recht, und nachdem er noch vieles mit den Geschwistern darüber gesprochen, beschloß man einstimmig, keine Mühe zu sparen um die Eltern des Kindes zu erforschen.

Seit dieser Unterredung verstrichen mehrere Monate. Der Friede brachte indeß neues, fröhliches Leben ins Land, und auf allen Wegen durch das Gebirge zogen die freigelassenen Gefangenen wieder friedlich in ihre Heimath. Der Einsiedler saß eines Tages mit den Geschwistern auf der Moosbank, sie schaueten ins Thal hinab, das von Wanderern belebt war, und hörten die fröhlichen Lieder der Wiederheimkehrenden. Da schritt ein stattlicher Mann in Waffenkleidung rasch auf die Hütte zu. Es war Don Francesco! Die Kinder erkannten den Vater und flogen in seine Arme, während er seinen Augen kaum traute und es kaum fassen konnte, wie aus den kränklichen Pflanzen, die er hier zurückgelassen, ein solch stattlicher Jüngling und eine so holde Jungfrau aufgeblüht wären.

Der Einsiedler stand von fern und sah mit seligen Blicken auf Vater und Kinder, die sich in sprachloser Rührung umfangen hielten; er ging dann still in die Hütte und brachte das Kind auf seinen Armen heraus. Es streckte, ihren Namen lallend, die Händchen liebend nach seiner jungen Pflegemutter, die freudig hinzusprang, es liebkosend an die Brust drückte und es dem erstaunten Vater brachte. Er mußte nun alles hören, alles sich erzählen lassen und begriff bald, in welcher herrlichen Schule seine Kinder gewesen waren, und wie mitten im Toben des Krieges sie in Friede, Liebe und Unschuld in des Einsiedlers Hütte gewohnt hatten.

„Ja, ihr sollt das Kind behalten, wenn sich die Eltern nicht

wiederfinden!" sprach er; „es ist euer Kind, ihr habt es durch Liebe und Sorge erworben. Aber dort steht euer zweiter Vater, ihm seyd ihr alles schuldig!" — Mit diesen Worten schloß er den Einsiedler in die Arme und wollte ihm gerührt danken. Doch der fromme Mann lehnte jeden Dank ab, umschlang nur unter heißen Thränen Vater und Kinder, und fragte den erstern dann leise: „ob er denn nun seine Ruhe wieder gefunden?"

„Du warst mein weiser Arzt!" sprach Francesco; „aber ganz heilen kannst du mein Herz doch nimmer, denn das Grab meines Manuel ist auf ewig geschlossen und aus seinem Munde kann ich nicht mehr die Worte der Verzeihung vernehmen!"

Da führte ihn der Einsiedler in die Hütte, warf sich in seine Arme und sprach: „Dir ist verziehen, Francesco! ich bin dein Manuel. Deine Kinder sind nun auch die meinigen."

Während die seligen Menschen hier in der stillen Einsiedelei das Fest des Wiederfindens und der Versöhnung feierten, hatte unten im Dorfe Mutter Anna einen harten Kampf zu bestehen. Jene alte Marketenderin, die ihr das Kind aufdringen wollen, war mit einem jungen, schönen Weibe bei ihr angelangt, welche sich für die Mutter ausgab. Die Marketenderin behauptete, das Körbchen mit dem Kinde, welches auf der Flucht das Leben eingebüßt haben würde, im Vertrauen auf Anna's Menschlichkeit hier an der Schwelle niedergesetzt zu haben, und die Mutter verlangte nun Rechenschaft über ihr Kind. Sie war die Wittwe eines feindlichen Hauptmanns und hatte ihren Gemahl in das Feld begleitet. In einem Gefechte unweit des Gebirges war er schwer verwundet auf dem Walplatz geblieben. Sie hatte den sterbenden Gatten nicht verlassen wollen, ihn unter den Gefallenen aufgesucht, und ihr Kind indeß der alten Marketenderin anvertraut, die sie für eine treue Person gehalten. Die verfolgenden Sieger hatten sie auseinander gesprengt, die Marketenderin war mit dem Kinde über das Gebirge entflohen, die Mutter

aber mit ihrem verwundeten Gemahl in Gefangenschaft gerathen, wo er denn bald an seinen Wunden gestorben. Nach dem Frieden hatte sie die Marketenderin wieder aufzufinden gewußt, von ihr das anvertraute Pfand verlangt und war nun durch sie hierher geführt worden, um es wieder aufzusuchen.

Anna konnte zwar mit Recht versichern, daß sie von dem Kinde nichts wisse; sie begriff aber leicht, daß es wahrscheinlich umgekommen sey und die leichtsinnige Marketenderin die Schuld seines Todes auf andere wälzen wolle; und war sie selbst denn ganz rein von aller Schuld? Wäre das Kind nicht vielleicht noch am Leben, wenn sie es damals nicht so hartherzig abgewiesen hätte? Sie bekannte, sich selbst anklagend, der jammernden Mutter die ganze volle Wahrheit, und als diese nun alle Hoffnung aufgab und händeringend in die Worte ausbrach: „Unglückliche Tochter! so schrecklich erfüllt der Himmel den Fluch eines Vaters!" da rief leise eine Stimme hinter ihr: „Cäcilie!" — Es war der Einsiedler, der ihr seine zitternden Arme entgegen hielt, denn sie war seine verlorene Tochter; und als sie ihn wieder erkannte und sein mildes Vaterherz der unglücklichen geliebten Tochter verzieh, trat Isabella rasch hinzu und legte das kleine blühende Mariechen der Mutter in die Arme.

Der König wollte die Treue und Tapferkeit seines edlen Don Francesco mit dem Geschenk großer Güter belohnen; dieser wies sie aber alle bescheiden zurück und bat nur um das kleine Dorf Alesta.

Nachdem es ihm nun der König willig geschenkt, baute er das alte Schloß aus seinen Trümmern wieder auf und zog sich mit seiner Familie hierher zurück. Manuel, Cäcilie und Mariechen wohnen bei ihm und machen eine Familie aus. Mutter Anna besucht sie oft und erfreut sich wieder an den im Gold der Abendsonne glänzenden Spiegelfenstern, und da Manuel fest darauf beharrte, den geistlichen Stand und seinen hohen Beruf nicht wieder verlassen zu wollen, so hat Carlos den Namen der Grafen Calladora angenommen. Er

ist jetzt ein rüstiger, edler, junger Mann geworden, auf den das Vaterland sichere Hoffnung bauen darf, und hat Mariechen, die indeß gar lieblich aufgeblüht, zu seiner Braut erwählt.

So hat sich auf dem alten verlassenen Felsen bei Alesta ein fröhliches Leben wieder angesiedelt, aus den hohlen Erkerfenstern werden wieder blühende Kinder ahnend hinab ins Leben schauen und das alte Erbbegräbniß ist wieder die Freistatt für ein neues Geschlecht geworden.

Charaden und Räthsel

nebst deren Auflösungen.

1.

Charade.

Die erste Sylbe ist ein Band,
Lang, viele tausend Stunden:
Und hat von jeher Land mit Land
Am innigsten verbunden.
Du folgst ihr nach dein Lebenlang
Oft mit verhängtem Zügel;
Und wallst auf ihr den Pilgergang
Bis zu dem letzten Hügel.
Die beiden andern Sylben heißt:
Wer stets das Rechte wählet,
Und wessen ruhig heller Geist
Die erste nie verfehlet.

Doch weil der Mensch so selten sich
Durchs Leben recht geleitet,
So hat das Ganze längst für dich
Die Arme ausgebreitet.

2.

Räthsel.

Kennst du die weitgedehnten Auen,
Auf denen reiche Ernte sprießt? —
Die Aehren sind wie Gold zu schauen,
Der Strom wie Milch, der sie durchfließt;
Von schönem Silber öfters wieder
Siehst du zu Feld die Sichel gehn;
Doch nie mäht sie die Halme nieder,
Und immer bleibt die Ernte stehn.
Kennst du den See voll Goldforellen?
Deß Ufer noch kein Blick erspäht? —
Auf dessen dunkeln, tiefen Wellen
Ein goldnes Schifflein sich ergeht?
Du weißt nicht, was es hat geladen,
Nicht, welchem Land es segelt zu,
Nur wer auf seinen stillen Pfaden
Das Steuer führt, das ahnest du.
Kennst du das Weib im schwarzen Kleide,
So still und ernst und doch so mild?
Im Haare köstliches Geschmeide,
Am Arme einen blanken Schild.

Wo sie erscheint im Schlachtgefilde,
Schweigt aller blut'ge Kampf und Streit,
Denn vor dem Glanz aus ihrem Schilde
Da wird es Friede weit und breit.
Du hast gewiß mit einem Laute
Schild, Schiff und Sichel oft genannt,
Denn alle schmiedete und baute
Nur eines Meisters kund'ge Hand.

3.

Charade.

Die ersten Sylben werden euch
Den Tisch genau benennen,
An dem wir alle, arm und reich,
Zu Gaste gehen können.
Zwar sitzt der Herr nicht selbst daran,
Trotz seiner vielen Gäste
Doch gibt er, was man geben kann,
Das Köstlichste und Beste.
Du gehst zu diesem Labungsort
Durch die geweihte Pforte,
Und alle Tischgespräche dort
Sind heilig-ernste Worte.
Die dritte Sylbe ist dem Baum
Als Schmuck durch's Haar gewunden;
Doch wehn die rauhen Lüfte kaum,
So hast du in dem öden Raum
Nicht mehr den Schmuck gefunden.

Das Ganze steht erhaben dort,
Das erstere zu zieren.
Es reißt dich zur Begeisterung fort,
Und weiß dein Herz zu rühren;
Die Kunst hat dir es aufgestellt,
Die Himmlische, dem Staube,
Und eingeweiht hat's für die Welt
Die Andacht und der Glaube.

4.

Räthsel.

Als ich vor grauer Zeit auf einem Berge stand,
Trug ich auf meinen starken Armen
Für alle Welt ein heilig Unterpfand
Von Vaterliebe und Erbarmen.
Trägst du mich still, so daß es niemand sieht,
Beug' ich als schwere Last wohl tief dich nieder,
Und doch fühlst du erleichtert dein Gemüth,
Gedenkst du mein auf jenem Berge wieder.
Trägst du mich aber offen an der Brust,
Dann ist gelungen dir manch kühnes Wagen,
Doch besser ist's, du bist dir's still bewußt,
Daß du mich segnend oft geschlagen.
Und schlummert unterm Rasen dein Gebein,
Ist keiner, der des Grabes mehr gedenket,
So steh' ich an dem Hügel noch allein,
Und spreche still: Hier habt ihr ihn versenket!

5.

Charade.

Ein großes Haus, in das wir freudig wallen,
Weil nur allein in diesen heil'gen Hallen
Die Leidenschaft des Menschen schweigt;
Wo wir uns Kräfte sammeln für das Leben,
Und wo wir allen alles gern vergeben,
Das ist's was dir die erste Sylbe zeigt.

Gehst du der zweiten Sylbe glatte Pfade,
Und buhlest dort um Glück und Menschengnade,
So sieh dich vor, wer steigt, der fällt auch gern.
Symbolisch warnt sie dich in deiner Wonne,
Denn siehst du sie am Mond und an der Sonne,
So ist der Regen und der Sturm nicht fern.
Das Ganze? — ach! wie soll ich dir es nennen?
Es ist das Ziel von unserm Wetterennen;
Der Vorhof ist es zu Elysium;
Es stillt die Wünsche, die das Herz durchziehen,
Und für die Blumen, die hienieden blühen,
Ist es ein friedliches Herbarium.

6.

Charade.

Natur, in deinem Feierkleide
Bist du so lieblich und so schön,
Und hast die ersten Sylben beide
In Gärten, Wiesen, Feld und Heide,

Zu deinem Schmuck dir auserſehn.
Die dritte hat voll bittrer Tropfen
Des Schickſals Hand mir oft gewährt,
Und unter bangem Herzensklopfen
Hab' ich ſie dennoch ausgeleert.
Das Ganze iſt die zarte Hülle,
Worin das erſte hold gedeiht,
Bis ſich's in ſeiner Schönheit Fülle
Zum Schmuck der Mutter lieblich weiht.

7.

Räthſel.

Ich bin nicht breit, hoch aber wie die Ceder,
Hoch wie der Münſter dort am Rhein,
Vom deutſchen Volke kennt mich jeder
So rathe denn, wer ich mag ſeyn:
Ich bin ein Graf, ſobald ich nur geboren,
Bin Fürſten gleich, ſobald ich Meiſter bin,
Und haſt du gar ein Amt für mich erkoren,
Sinkſt du in Demuth vor mich hin.
Drum muß beſonders ich in Acht mich nehmen,
Den leiſeſten Verrath nicht zu begehn;
Du brauchſt dich des Verrathens kaum zu ſchämen,
So iſt's bei mir ſchon um den Kopf geſchehn.
Und kommſt du einmal heim zu mir gegangen,
Reich' ich dir unſers Deutſchlands Götterwein;
Nur ein Gericht, das wirſt du nicht verlangen,
Sonſt möchten Raben unſre Gäſte ſeyn.

Auch kann ich dir vom Kriege manches sagen,
Wie einst ich an der Kirche stand,
Als Friedrich seine Schlacht geschlagen.
Doch reicht die Zeit mir freundlich ihre Hand,
Dann, Freunde, schmückt euch nur mit Myrthenkränzen,
Dann leg' ich Graf- und Fürstentitel ab,
Und knüpfe unter frohen Jubeltänzen
Ein festes Band bis an das Grab.

8.

Charade.

Erbebe nicht, siehst du die erste Sylbe blitzen!
Vertrau' dem rechten Mann mich nur,
Dann eil' ich her, dir deinen Herd zu schützen,
Obgleich vielleicht auf blut'ger Spur.
Drei andre Sylben wirst du leicht ersinnen,
Sie sind der Unschuld liebliches Symbol,
Und ob sie gleich nicht schaffen und nicht spinnen,
Der Vater droben kleidet doch sie wohl.
Das Ganze winkt dir auf des Frühlings Matten,
Es trägt der Treue himmelblau Gewand,
Denn weil im Wort sich Kraft mit Unschuld gatten,
So schließt die Treu das schöne Band.

9.

Charade.

Zwei Sylben gab Natur uns allen,
Sie heil'gen dir das kleinste Haus,
Fast immer spricht dein erstes Lallen
Die beiden theuren Sylben aus,
Und wer sie nicht darf liebend kennen,
Ist wohl ein armes Kind zu nennen.
Und was ihr blühend um euch schauet,
Was euch sich beut so segensreich,
Wenn ihr mit Fleiß es nur bebauet,
Das zeigt die dritte Sylbe euch.
Sie ist, wenn Noth und Tod ihm drohten,
Die letzte Hoffnung des Piloten.

Das Ganze hat auch jeder! — Freilich
Sucht's mancher weit, der's nie erwirbt.
Doch dir, mein Volk, dir sey es heilig!
Heil dem, der dafür lebt und stirbt!
Halt fest daran in Treu und Glauben,
Und stirb dafür, will man dir's rauben.

10.

Charade.

Ich kenne einen Quell, der ist
Der Mutterliebe heilig;
Und alles, was geboren ist,
Das schöpft aus ihm so eilig.

Was nun aus diesem Quell dir rann,
Das zeigt die erste Sylbe an.

Zwei andre laufen fort und fort,
Thal ein, Berg auf, Berg nieder.
Der Mensch führt sie von Ort zu Ort,
Dann führen sie ihn wieder.
Er kommt im stärksten Lauf nicht vor,
Sie ziehn mit ihm zugleich durch's Thor.

Nun geh hinaus um Mitternacht
Und suche dir das Ganze.
Dort grüßt es dich in seiner Pracht,
Und seinem stillen Glanze;
Und weißt du, wie das Ganze heißt,
So bet' ihn an, den großen Geist.

11.

Charade.

Wenn deine Stimme nicht mehr zu dem Orte
Wo deine Freunde wohnen, dringen kann,
O dann vertraue deines Herzens Worte
Getrost der ersten Sylbe an,
Sie bringt sie deinen Lieben still verschwiegen,
Und sollte sie auch Land und Meer durchfliegen.

Doch alles, was es faßt das arme Leben,
Selbst nur zu oft des Menschen innrer Sinn,
Es ist zwei andern Sylben untergeben,
Sie reißen es in ihrem Strudel hin.
Wir wären ohne sie uns theurer, lieber,
Doch Ew'gem z'ehn sie machtlos nur vorüber.

Drum laß das Ganze unter uns beginnen,
Und dadurch spotten der zwei letzten Kraft.
Es gibt von unserm stillen Thun und Sinnen
Uns gegenseitig treue Rechenschaft,
Und gern wirst du's der ersten Sylbe glauben,
Daß dir mein Herz die letzten niemals rauben.

12.

Charade.

Kannst du im wahren, ächten Sinn
Dich mit der ersten Sylbe nennen,
So geh getrost durch's Leben hin,
Du wirst die rechte Bahn erkennen.
Kein Schicksal kann den Muth dir rauben,
Du bleibst in Glück und Unglück Held,
Und wo du stehst, hältst du den Glauben:
Du seyst für eine bess're Welt.
Den schlanken Sohn der alten Erde
Wirst in der zweiten du gewahr.
Er reicht oft Kühlung nach Beschwerde,
Und findet doch an deinem Herde
Sein heißes Grab fast immerdar.

Willst du jetzt nach dem Ganzen fragen?
Wohl hast du es entzückt geschaut,
Wenn in der Kindheit goldnen Tagen
Der schönste Abend dir gegraut.
Die goldne Frucht der Hesperiden
Kommt seinen Früchten nimmer gleich,
Und doch sind jedem sie beschieden,
Er möge arm seyn oder reich.

13.

Charade.

Zwei Sylben nennen dir die schönste Stunde,
Die du erlebt, doch selber nicht gesehn,
Wo um den armen Menschen in der Runde
Zuerst die guten Geister stehn.
Und hat sie freundlich über dir gewaltet,
So tritt die dritte Sylbe dir ins Haus,
Eilt alle Morgen zu dir, neu gestaltet,
Und kramt dir ihre bunten Bilder aus.
Ist nun die dritte oft vorbeigeflogen,
Dann kommt in seinem festlichen Talar
Das Ganze freundlich hergezogen,
Und zählt dir zu ein neues Jahr.

14.

Charade.

Zwei Sylben gab Natur uns allen,
Sie heil'gen dir das kleinste Haus.
Fast immer spricht dein erstes Lallen
Die beiden theuren Sylben aus;
Und wer sie nicht darf liebend kennen,
Ist wohl ein armes Kind zu nennen.
Und was ihr blühend um euch schauet,
Was euch sich beut so segensreich,
Wenn ihr mit Fleiß es nur bebauet,
Das zeigt die dritte Sylbe euch;
Sie ist, wenn Noth und Tod ihm drohten,
Die letzte Hoffnung des Piloten.
Das Ganze hat auch jeder; freilich
Sucht's mancher weit, der's nie erwirbt.
Doch dir, mein Volk, dir sey es heilig!
Heil dem, der dafür lebt und stirbt! —
Halt fest daran mit Treu und Glauben,
Und stirb dafür, will man dir's rauben.

15.

Charade.

Ein Wort, in dem drei Sprachen sich vereinen:
Geboren ist dieß Wort auf Hellas Flur;
Die ersten Sylben werden römisch scheinen,
Die dritte aber gallischer Natur.

Und willst du nun den Egoismus fragen:
„Was liebst du auf der Welt vor allem hier?“
So nennt als Antwort, stolz mit Wohlbehagen,
Er dann die erste röm'sche Sylbe dir.
Doch willst du zweifelnd die Geliebte fragen:
„Was liebst du, Theure, höher noch als dich?“
Wird sie erröthend dir zur Antwort sagen,
Die zweite röm'sche Sylbe züchtiglich.
Wohl hüllte weise mit dem dicksten Flore
Die dritte Sylbe die Natur in Nacht.
Allein die grause Büchse der Pandore
War aus der dritten Sylbe selbst gemacht.
Seit sie der schwache Mensch gesehn, so schlagen
Sich Brüder mit den Brüdern drum in Wuth!
Die Gallier werden dir die Sylbe sagen,
Sie opferten ihr selbst schon manches Blut.
Das ganze Wort von Hellas schönen Fluren,
Das von der letzten zwar die Farbe trägt,
Wird nahe bei den treuen Dioscuren
In heil'ger Werkstatt der Natur geprägt.
Du Mensch! den der Besitz der letzten immer
So thöricht stolz und aufgeblasen macht,
Sieh doch, was ist denn deiner Krone Schimmer,
Schaust du das Ganze an dem Saum der Nacht? —

16.

Charade.[1]

Wenn deine Stimme nicht mehr zu dem Orte,
Wo deine Freunde wohnen, dringen kann,
O, so vertraue deines Herzens Worte
Getrost der ersten Sylbe an;
Sie bringt sie deinen Lieben still, verschwiegen,
Und sollte sie auch Land und Meer durchfliegen.
Doch alles, was es faßt, das arme Leben,
Selbst nur zu oft des Menschen innrer Sinn,
Es ist zwei andern Sylben untergeben,
Sie reißen es in ihren Strudel hin.
Wir wären ohne sie uns treuer, lieber,
Doch Ew'gem ziehn sie machtlos nur vorüber.
Drum laß das Ganze unter uns beginnen,
Und dadurch spotten der zwei letzten Kraft.
Es gibt von unserm stillen Thun und Sinnen
Uns gegenseitig treue Rechenschaft,
Und gern wirst du's der ersten Sylbe glauben,
Daß dir mein Herz die letzten niemals rauben.

[1] Gedruckt in der Abendzeitung für 1818 Nr. 152.

17.

Charade.[1]

Die erste Sylb' ist eine Schlange
In schimmerndem Krystallgewand.
Mit unaufhaltsam schnellem Gange
Eilt rastlos sie von Land zu Land.

Die zweite nennt dir dunkle Hallen,
Errichtet vom Smaragdgestein,
Wenn sie auch oft dem Bau entfallen,
Sie fügen selbst sich wieder ein.

Das Ganze ist die dunkle Borte
Um weiter Auen bunt Gewand,
Die schattenreiche heil'ge Pforte
Zu meiner Jugend Heimathland.

[1] Gedruckt in der Penelope für das Jahr 1822.

Auflösungen.

1. Wegweiser.
2. Die Sterne, der Mond und die Nacht.
3. Das Altarblatt.
4. Das Kreuz.
5. Der Kirchhof.
6. Blumenkelch.
7. Hochgeboren, Hochmeister, Hochamt, Hochverrath, Hochheim, Hochgericht, Hochkirch, Hochzeit.
8. Schwertlilie.
9. Vaterland.
10. Milchstraße.
11. Briefwechsel.
12. Christbaum.
13. Geburtstag.
14. Vaterhaus.
15. Meteor.
16. Briefwechsel.
17. Spreewald.